This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

49546
2

49546.2

HARVARD COLLEGE LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF

GEORGE EDWARD RICHARDS

A.B. 1867, M.D. 1883

THE GIFT OF
ANNA M. RICHARDS
1919

F E Richards
Baku
Nov 1868

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Neunter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1859.

49546.2

HARVARD COLLEGE LIBRARY
THE GIFT OF
MRS. GEORGE E. RICHARDS
NOV. 1, 1919.

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In siebenzehn Bändchen.

Neunter Theil.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe
in siebenzehn Bändchen.

Neunter Theil.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Das
Abenteuer der Neujahrsnacht.

1.

Mutter Käthe, des alten Nachtwächters Frau, schob am Sylvesterabend um neun Uhr das Zugfensterlein zurück und steckte den Kopf in die Nacht hinaus. Der Schnee flog in stillen, großen Flocken, vom Fensterlicht geröthet, auf die Straßen der Residenz nieder. Sie sah lange dem Laufen und Rennen der frohen Menschen zu, die noch in den hell erleuchteten Läden und Gewölben der Kaufleute Neujahrsgeschenke einkauften, oder von und zu Kaffeehäusern und Weinkellern, Kränzchen und Tanzsälen strömten, um das alte Jahr mit dem neuen in Lust und Freuden zu vermählen. Als ihr aber ein paar große, kalte Flocken die Nase belegten, zog sie den Kopf zurück, schob das Fensterlein zu, und sagte zu ihrem Manne: „Gottliebchen, bleib zu Hause, und laß die Nacht den Philipp für dich gehen. Denn es schneit vom Himmel, wie es mag, und der Schnee thut, wie du weißt, deinen alten Beinen kein Gutes. Auf den Gassen wird es die ganze Nacht lebhaft sein. Es ist, als wäre in allen Häusern Tanz und Fest. Man sieht viele Masken. Da hat unser Philipp gewiß keine Langeweile."

Der alte Gottlieb nickte mit dem Kopf und sprach: „Käthchen, ich laff' es mir wohl gefallen. Mein Barometer, die Schußwunde über dem Knie, hat mir's schon zwei Tage voraus gesagt, das Wetter werde ändern. Billig, daß der Sohn dem Vater den Dienst erleichtert, den er einmal von mir erbt."

Nebenbei verdient hier gesagt zu werden, daß der alte Gottlieb vorzeiten Wachtmeister in einem Regiment seines Königs ge-

weſen, bis er bei Erſtürmung einer feindlichen Schanze, die er, der Erſte im Kampfe, für das Vaterland erſtieg, zum Krüppel geſchoſſen ward. Sein Hauptmann, der die Schanze beſtieg, nachdem ſie erobert war, empfing für ſolche Heldenthat auf dem Schlachtfelde das Verdienſtkreuz und Beförderung im Rang. Der arme Wachtmeiſter mußte froh ſein, mit dem zerſchoſſenen Bein lebendig davon zu kommen. Aus Mitleiden gab man ihm eine Schulmeiſterſtelle, denn er war ein verſtändiger Mann, der eine gute Handſchrift hatte und gern Bücher las. Bei Verbeſſerung des Schulweſens ward ihm aber auch die Lehrerſtelle entzogen, weil man einen jungen Menſchen, der nicht ſo gut, als er, leſen, ſchreiben und rechnen konnte, verſorgen wollte, indem einer von den Schulräthen deſſen Pathe war. Den abgeſetzten Gottlieb aber beförderte man zum Nachtwächter, und adjungirte ihm ſeinen Sohn Philipp, der eigentlich das Gärtnerhandwerk gelernt hatte.

Die kleine Haushaltung hatte dabei ihr kümmerliches Auskommen. Doch war Frau Käthe eine gute Wirthſchafterin und gar häuslich, und der alte Gottlieb ein wahrer Weltweiſer, der mit Wenigem recht glücklich ſein konnte. Philipp verdiente ſich bei dem Gärtner, in deſſen Lohn er ſtand, ſein täglich Brod zur Genüge, und wenn er beſtellte Blumen in die Häuſer der Reichen trug, gab es artige Trinkgelder. Er war ein hübſcher Burſche von ſechsundzwanzig Jahren. Vornehme Frauen gaben ihm bloß ſeines Geſichts wegen ein Stück Geld mehr, als jedem andern, der eben ſolch ein Geſicht nicht aufweiſen konnte.

Frau Käthe hatte ſchon das Mäntelein umgeworfen, um aus des Gärtners Hauſe den Sohn zu rufen, als dieſer in die Stube trat.

„Vater,“ ſagte Philipp, und gab dem Vater und der Mutter die Hand, „es ſchneit, und das Schneewetter thut dir nicht wohl. Ich will dich die Nacht ablöſen, wenn du willſt. Lege du dich ſchlafen.“

„Du bist brav!“ sagte der alte Gottlieb.

„Und dann, habe ich gedacht, morgen sei es doch Neujahr,“ fuhr Philipp fort, „und ich möchte morgen bei euch essen, und mir gütlich thun. Mütterchen, hast vielleicht keinen Braten in der Küche . . .“

„Das eben nicht,“ sagte Frau Käthe, „aber doch anderthalb Pfund Rindfleisch, Erdäpfel zum Gemüs, und Reis mit Lorbeerblättern zur Suppe. Auch zum Trunk noch ein paar Flaschen Bier. Komm du nur, Philipp; wir können morgen hoch leben! Künftige Woche gibt es auch wieder Neujahrsgeld für die Nachtwächter, wenn sie theilen. Da können wir schon wohlleben.“

„Nun, desto besser für euch. Und habt ihr schon die Hausmiethe bezahlt?“ fragte Philipp.

Der alte Gottlieb zuckte die Achseln.

Philipp legte Geld auf den Tisch und sagte: „Da sind zweiundzwanzig Gulden, die ich erspart habe. Ich kann sie wohl entbehren. Nehmet sie zum Neujahrsgeschenk. So können wir alle drei das neue Jahr wohlgemuth und sorgenlos antreten. Gott gebe, daß wir es gesund und fröhlich durchleben. Der Himmel wird ferner für euch und mich sorgen.“

Frau Käthe hatte Thränen in den Augen, und küßte ihn. Der alte Gottlieb sagte: „Philipp, du bist wahrhaft der Trost und Stab unsers Alters. Gott wird dir's vergelten. Fahre fort, redlich zu sein und deine Aeltern zu lieben. Ich sage dir, der Segen bleibt nicht aus. Zum Neujahr wünsche ich dir nichts, als dein Herz fromm und gut zu bewahren. Das steht in deiner Macht. Dann bist du reich genug. Dann hast du deinen Himmel im Gewissen.

So sprach der alte Gottlieb, ging und schrieb die Summe von zweiundzwanzig Gulden ins große Hausbuch und sagte: „Was du mich als Kind gekostet, hast du beinahe schon alles abbezahlt. Jetzt

haben wir aus deinen Ersparnissen schon dreihundert und siebenzehn Gulden empfangen und genossen.“

„Dreihundert und siebenzehn Gulden!“ rief Frau Käthe mit großem Erstaunen. Dann wandte sie sich mitleidig zu Philipp und sagte mit weicher Stimme: „Herzenskind, du jammerst mich. Ja, recht sehr jammerst du mich. Hättest du die Summe für dich sparen und zurücklegen können, so würdest du jetzt ein Stück Land kaufen, für eigene Rechnung Gärtnerei treiben und die gute Rose heirathen können. Das geht nun nicht. Aber tröste dich. Wir sind alt; du wirst uns nicht mehr so lange unterstützen müssen.“

„Mutter,“ sagte Philipp, und runzelte die Stirn ein wenig, „was redest du? Röschen ist mir zwar lieb, wie mein Leben. Aber hundert Röschen gebe ich für dich und den Vater hin. Ich kann in dieser Welt keine Aeltern mehr haben, als euch; aber wenn es sein muß, wohl noch manches Röschen, wenn ich schon unter zehntausend Röschen kein anderes, als Bittners Röschen möchte.“

„Du hast Recht, Philipp!“ sagte der Alte: „Lieben und Heirathen ist kein Verdienst; aber alte, arme Aeltern ehren und unterstützen, das ist Pflicht und Verdienst. Sich selbst opfern mit seinen Leidenschaften und Neigungen für das Glück der Aeltern, das ist kindliche Dankbarkeit. Das erwirbt dir Gotteslohn; das macht dich im Herzen reich.“

„Wenn nur,“ sagte Frau Käthe, „dem Mädchen die Zeit nicht zu lang, oder es dir abtrünnig wird! — Denn Röschen ist ein schönes Mädchen, das muß man sagen. Es ist freilich arm; aber an Freiern wird es ihm nicht fehlen. Es ist tugendhaft und versteht die Haushaltung.“

„Fürchte dich gar nicht, Mutter!“ versetzte Philipp: „Röschen hat mir's feierlich geschworen, sie nehme keinen andern Mann, als mich; und das ist genug. Ihre alte Mutter hat eigentlich auch nichts an mir auszusetzen. Und könnte ich heute mein Gewerbe

für mich treiben und eine Frau ernähren, morgen hätte ich Röschen am Altar; das weiß ich. Es ist nur verdrießlich, daß die alte Bittnerin uns verbietet, einander so oft zu sehen, als wir gern möchten. Sie sagt, das thue nicht gut. Ich aber finde, und Röschen findet es auch, es thue uns beiden gewiß sehr gut. Auch haben wir verabredet, uns heut' um zwölf Uhr vor der Hauptthür der Gregorienkirche zu sprechen; denn Röschen bringt den Sylvesterabend bei einer ihrer Freundinnen zu. Dann führe ich sie des Nachts heim."

Unter diesen Gesprächen schlug es im benachbarten Thurme drei Viertel. Da nahm Philipp den Nachtwächtermantel seines Vaters vom warmen Ofen, auf den ihn Käthe vorsorglich gelegt hatte, hing ihn um, nahm das Horn und die Stange, wünschte den Aeltern gute Nacht und begab sich auf seinen Posten.

2.

Philipp schritt majestätisch durch die beschneiten Gassen der königlichen Residenz, auf welchen noch viel Volks umherwandelte, als wär's am Tage. Kutschen fuhren her und hin. Alles war in den Häusern hell und licht. Unsern Nachtwächter belustigte das heitere Leben. Er sang und blies im angewiesenen Stadtquartier die zehnte Stunde recht frohmüthig ab, am liebsten und mit mancherlei Nebengedanken vor dem Hause unweit der Gregorienkirche, wo er wohl wußte, daß Röschen bei ihren Freundinnen war. „Nun hört sie mich," dachte er, „nun denkt sie an mich, und vergißt vielleicht Gespräch und Spiel. Wenn sie nur um zwölf Uhr nicht bei der Kirchthür fehlt!"

Und als er seinen Gang durch das Stadtquartier gemacht hatte, kehrte er vor das beliebte Haus zurück und sah nach den erleuchteten Fenstern von Röschens Freundinnen hinauf. Zuweilen sah er

weibliche Gestalten am Fenster, dann schlug sein Herz schneller. Er glaubte Röschen zu sehen. Verschwanden die Gestalten, so studirte er ihre verlängerten Schatten an der Wand und Zimmerdecke, um zu erkennen, welcher Röschens Schatten sei und was sie thue. Es war freilich gar nicht angenehm, in Frost und Schnee da zu stehen und Betrachtungen zu machen. Aber was fechten Frost und Schnee einen Liebhaber an! Und Nachtwächter lieben heutzutage so romantisch, wie irgend zärtliche Ritter der Vorwelt in Romanzen und Balladen.

Er spürte den Einfluß der Kälte erst, als es eilf Uhr schlug, und er von neuem die nachtwächterliche Runde beginnen sollte. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Er konnte kaum die Stunde anrufen und dazu blasen. Er wäre gern in ein Bierhaus eingekehrt, um sich wieder zu erwärmen.

Wie er nun durch ein einsames Nebengäßchen ging, trat ihm eine seltsame Gestalt entgegen, ein Mensch mit schwarzer Halblarve vor dem Gesicht, in einen feuerrothen Seidenmantel gehüllt, auf dem Haupt einen runden, seitwärts aufgeschlagenen Hut, fantastisch mit vielen hohen, schwankenden Federn geschmückt.

Philipp wollte der Maske ausweichen. Diese aber vertrat ihm den Weg und sagte: „Du bist mir ein allerliebster Kerl, du! Du gefällst mir? Wo gehst du hin? Sag' mir's.“

Philipp antwortete: „In die Mariengasse, da ruf' ich die Stunde.“

„Göttlich!“ rief die Maske: „Das muß ich hören. Ich will dich begleiten. So was hört man nicht alle Tage. Komm du nur, närrischer Kerl, und laß dich hören; aber das sag' ich dir, als Virtuose laß dich hören, sonst bin ich nicht zufrieden. Kannst du ein lustiges Stückchen singen?“

Philipp sah wohl, der Herr war ein wenig weinselig und vornehmen Standes, und antwortete: „Herr, beim Glase Wein in

warmer Stube beſſer, als bei ſolcher Kälte, die einem das Herz im Leibe erſtarrt.“ Damit ging er ſeines Weges in die Marien-gaſſe und ſang und blies.

Die Maske hatte ihn dahin begleitet, und ſprach: „Das iſt kein Kunſtſtück. Das kann ich auch, du närriſcher Kerl. Gib mir dein Horn; ich will für dich blaſen und ſingen. Du ſollſt dich bald zu Tode lachen.“

Philipp gab auf der nächſten Station den Bitten der Maske nach, und ließ ſie blaſen und ſingen. Es ging ganz in der Ord-nung. So zum zweiten, zum dritten und zum vierten Mal. Die Maske konnte nicht müde werden, Stellvertreter des Nachtwächters zu ſein, und war in Lobeserhebungen ſeiner Geſchicklichkeit uner-ſchöpflich. Philipp lachte von ganzem Herzen über die wunder-lichen Einfälle des luſtigen Herrn, der vermuthlich aus froher Ge-ſellſchaft oder von einem Balle kam, und ſich mit einem Gläschen Wein über die gewöhnliche Höhe des Alltagslebens hinaufgeſtimmt hatte.

„Weißt du was, Schätzchen? Ich hätte große Luſt, ein paar Stunden zu nachtwächtern. Iſt es dießmal nicht, komm' ich mein Lebtag nicht zu der Ehre. Gib mir deinen Mantel und breit-krämpigen Hut; ich gebe dir da meinen Domino. Geh' in ein Bierhaus, trinke dir ein Räuſchchen auf meine Rechnung; und haſt du eins, ſo komm wieder und gib mir meinen Maskenanzug zurück. Hier haſt du ein paar Thaler Trinkgeld. Was meinſt du, Schätzchen?“

Dazu hatte der Nachtwächter keine Luſt. Die Maske gab aber mit Bitten nicht nach, und wie beide in ein finſteres Gäßchen traten, wurde kapitulirt. — Philipp fror erbärmlich; eine warme Stube hätte ihm wohlgethan, ein gutes Trinkgeld nicht minder. Er bewilligte dem jungen Herrn alſo das Nachtwächter-Vikariat auf eine halbe Stunde, nämlich bis zwölf Uhr; dann ſollte er zur Hauptpforte der Gregorienkirche kommen und Mantel, Horn und

Stange gegen den langen rothen Seidenmantel, Larve und Federhut austauschen. Auch nannte er ihm noch vier Straßen, in denen er die Stunde abzurufen habe.

„Herzensschatz!“ rief die Maske entzückt: „Ich möchte dich küssen, wenn du nicht ein Schmierfinke wärst. Nun, es soll dich nicht gereuen. Um zwölf Uhr stelle dich bei der Kirche ein und hole zum Trinkgeld dir ein Bratengeld. Juchheh, ich bin Nachtwächter!“

Die Kleider wurden vertauscht. Die Maske vernachtwächterte sich. Philipp band die Larve um, setzte den von einer funkelnden Schleife gezierten Federhut auf und wickelte sich in den langen feuerrothen Seidenmantel. Als er seinen Stellvertreter verließ, fiel es ihm aber doch aufs Herz, der junge Herr könnte vielleicht aus Uebermuth die nachtwächterliche Würde entweihen. Er drehte sich noch einmal um und sagte: „Ich hoffe, Sie werden meine Gutmüthigkeit nicht mißbrauchen und Unfug treiben. Das könnte mir Verdruß zuziehen und den Dienst rauben.“

„Was denkst du denn, närrischer Kerl?“ rief der Vikar: „Meinst du, ich wisse nicht, was meines Amtes sei? Dafür laß mich sorgen. Ich bin ein Christenmensch, so gut als du. Packe dich, oder ich werfe dir die Stange zwischen die Beine. Um zwölf Uhr bist du unfehlbar bei der Gregorienkirche und gibst mir meine Kleidung wieder. Adieu! Das ist Teufelsspaß für mich.“

Trotzig ging der neue Nachtwächter seines Weges. Philipp eilte, ein nahe gelegenes Bierhaus zu erreichen.

3.

Indem er um die Ecke des königlichen Palastes bog, fühlte er sich von einer maskirten Person berührt, die so eben vor diesem Palaste aus einem Wagen stieg. Philipp blieb stehen und fragte

nach Maskenart, nämlich mit gedämpfter, leiser Stimme: „Was steht zu Befehl?“

„Gnädiger Herr, Sie sind in Gedanken hier vor der Thür vorübergegangen!“ erwiederte die Maske: „Wollen Ihre königliche Hoheit nicht —“

„Was? Königliche Hoheit?“ sagte Philipp lachend: „Ich bin keine Hoheit. Wie kommen Sie zu dem Einfall?“

Die Maske verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schielte nach der strahlenden Diamantenschleife auf Philipps Federhut: „Ich bitte um Gnade, wenn ich Maskenrecht verletze. Aber in welches Gewand Sie sich hüllen mögen, Ihre edle Gestalt wird Sie immer verrathen. Belieben Sie gefälligst vorzutreten. Werden Sie tanzen, wenn ich fragen darf?“

„Ich? Tanzen? — Nein. Sie sehen ja, ich habe Stiefeln an!“ antwortete Philipp.

„Also spielen?“ fragte die Maske weiter.

„Noch weniger; ich habe kein Geld bei mir!“ erwiederte der Nachtwächter-Adjunkt.

„Mein Gott, disponiren Sie doch über meine Börse, über Alles, was ich bin und habe!“ rief die Maske, und bot dem bestürzten Philipp einen vollen Geldbeutel an.

„Aber wissen Sie denn, wer ich bin?“ fragte dieser, und schob die Hand mit dem Geldbeutel zurück.

Die Maske flüsterte mit einer graziösen Verbeugung: „Königliche Hoheit, Prinz Julian.“

In diesem Augenblick hörte Philipp seinen Stellvertreter in einer benachbarten Gasse vernehmlich und laut die Stunde rufen. Jetzt erst merkte er die Verwandlungen. Prinz Julian, in der Residenz als ein junger, wilder, liebenswürdiger und geistvoller Mann bekannt, hatte den Einfall gehabt, die Rollen mit ihm zu vertauschen. „Nun, dachte Philipp, „spielt er den Nachtwächter

gut, so will ich ihm auch in meiner Prinzenmaske keine Schande machen, und zeigen, daß ich wohl eine halbe Stunde lang Prinz sein kann. Es ist seine Schuld, wenn ich allenfalls einen Bock schieße.“ — Er wickelte sich fester in den feuerrothen Talar, nahm die Geldbörse an, steckte sie ein und sagte: „Maske, wer sind Sie? Ich gebe Ihnen morgen Ihr Geld zurück.“

„Ich bin der Kammerherr Pilzow.“

„Gut. Gehen Sie voran! Ich folge Ihnen.“

Der Kammerherr gehorchte, flog die breiten Marmorstufen hinan; ihm behend nach Philipp. Sie traten in einen unermeßlichen Saal von tausend Kerzen erleuchtet, deren Strahlen sich an den Wänden in einer Menge Spiegel, an der Decke in den schwebenden Kristallleuchtern brachen. Ein buntes Gewühl von Masken wogte durch einander, Sultane, Tirolermädchen, Papageno's, geharnischte Ritter, Nonnen, Galanteriehändler, Liebesgötter, Mönche, Frauen, Juden, Perser und Meder. Philipp war eine Weile ganz verblüfft und verblendet. Solch ein Schauspiel hatte er sein Lebtag nicht gehabt. In der Mitte des Saales schwammen hundert Tänzer und Tänzerinnen in den harmonischen Wellen der Musik.

Philipp, dem die milde Wärme wohlthat, die ihn hier anhauchte, war von Verwunderung so gelähmt, daß er kaum mit einem Kopfnicken dankte, wenn unter den Vorbeischwärmenden ihn einige Masken bald neckend, bald ehrerbietig, bald zutraulich grüßten.

„Befehlen Sie zum Spieltisch?“ flüsterte ihm der Kammerherr zu, der nun, beim Licht besehen, als Bramine dastand.

„Lassen Sie mich nur erst aufthauen!“ entgegnete Philipp: „Mich friert verzweifelt.“

„Aber ein Glas warmen Punsch?“ sagte der Bramine, und führte ihn in ein Seitenkabinet. Der Pseudo-Prinz ließ sich nicht

bitten. Ein Glas um das andere ward geleert. Der Punſch war gut, und bald ergoß ſich ſein Feuer durch alle Adern Philipps.

„Wie ſteht's, Bramine, Sie tanzen heute nicht?“ fragte er den Kammerherrn, als ſie in den Saal zurücktraten.

Der Bramine ſeufzte und zuckte die Achſeln: „Für mich iſt Spiel und Tanz vorbei, das Lachen iſt vorüber. Die Einzige, die ich zum Tanz fordern möchte . . . die Gräfin Bonau . . . ich glaubte, ſie liebe mich . . . denken Sie ſich meine Verzweiflung . . . unſere Häuſer waren einig . . . plötzlich bricht ſie gänzlich mit mir ab.“

„Ei, das iſt das Erſte, was ich höre!“ rief Philipp.

„Mein Gott, Sie wiſſen nicht? Die ganze Reſidenz ſpricht davon!“ ſeufzte der Kammerherr: „Schon ſeit vierzehn Tagen haben wir gebrochen. Sie erlaubt mir nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Drei Briefe ſchickte ſie mir unerbrochen zurück. Sie iſt eine geſchworne Feindin der Baroneſſe Reizenthal. Ich hatte ihr gelobt, jeden Umgang mit dieſer zu meiden. Denken Sie ſich mein Unglück: als die Königin Mutter nach Freudenwald zur Jagdpartie fährt, macht ſie mich zum Kavalier der Baroneſſe — was ſollte ich thun? Konnte ich widerſprechen? Gerade am Namenstage der göttlichen Bonau mußte ich unerwartet fort . . . ſie erfuhr Alles . . . ſie verkannte mein Herz.“

„Wohlan, Bramine, benutzen Sie den Augenblick. Die allgemeine Freude verſöhnt Alles. Iſt die Gräfin nicht hier?“

„Sehen Sie ſie nicht dort drüben, links, die Karmeliterin neben den drei ſchwarzen Masken? Sie hat die Larve abgelegt. O mein Prinz, Ihr gnädiges Fürwort bei ihr . . .“

Philipp, den der Punſch begeiſtert hatte, dachte: da iſt ein gutes Werk zu thun! und machte ſich ohne Umſtände zur Karmeliterin. Die Gräfin Bonau betrachtete ihn eine Weile ernſt und erröthend, als er ſich zu ihrer Seite niederſetzte. Sie war ein

ſchönes Mädchen; doch bemerkte Philipp bald, ſein Röschen ſei noch zehntauſendmal ſchöner.

„Meine Gräfin . . .“ ſtammelte er und gerieth in Verlegenheit, als ſie ihren hellen, ſchwärmeriſchen Blick auf ihn lenkte.

„Prinz,“ ſagte die Gräfin, „Sie waren vor einer Stunde beinahe zu muthwillig.“

„Schöne Gräfin, ich bin jetzt dafür um ſo ernſthafter.“

„Deſto beſſer; ſo darf ich Sie nicht fliehen, Prinz.“

„Schöne Gräfin, eine Frage nur erlauben Sie mir: thun Sie auch in dieſem Nonnenkleide aufrichtige Buße für Ihre Sünden?“

„Ich habe nichts zu büßen.“

„Aber doch, Gräfin, Ihre Grauſamkeiten . . . Ihr Unrecht gegen den lieben Braminen, der dort drüben von Gott und aller Welt verlaſſen ſteht.“

Die ſchöne Karmeliterin ſchlug die Augen nieder und ward ein wenig unruhig.

„Wiſſen Sie auch, ſchöne Gräfin, daß der Kammerherr an der Freudenwaldergeſchichte ſo unſchuldig iſt, wie ich?“

„Wie Sie, Prinz?“ ſagte die Gräfin, und runzelte die Stirn: „Was ſagten Sie mir erſt vor einer Stunde?“

„Sie haben Recht, liebe Gräfin, ich war zu muthwillig. Sie ſelbſt ſagen es ja. Nun ſchwör' ich, der Kammerherr mußte auf Befehl der Königin Mutter nach Freudenwald, mußte gegen ſeinen Willen dahin, mußte beſtändig der Kavalier der ihm verhaßten Reizenthal ſein . . .“

„Der ihm verhaßten!“ lächelte ſpöttiſch und bitter die Gräfin.

„Ja, er haßt, er verachtet die Baronin. Glauben Sie mir, er hat gegen die Baroneſſe faſt alle Grenzen des Anſtandes verletzt, hat ſich durch ſein Betragen vielen Verdruß zugezogen. Ich weiß es. Und das Alles that er für Sie. Nur Sie liebt er, nur Sie betet er an. Und Sie — Sie könnten ihn verſtoßen?“

„Wie kommt es, Prinz, daß Sie ſich für Pilzow ſo lebhaft intereſſiren? Sonſt war's doch nicht ſo.“

„Es geſchieht, Gräfin, weil ich ihn vorher nicht kannte, noch weniger ſeine traurige Lage, in die Sie ihn ſtürzten. Ich ſchwöre Ihnen, er iſt unſchuldig. Sie haben ihm nichts zu verzeihen, aber wohl er Ihnen.“

„Still!“ liſpelte die Karmeliterin mit erheiterten Mienen: „Man achtet auf uns, Kommen Sie hinweg von hier!“ — Sie legte ihre Larve vor, ſtand auf und gab dem vermeinten Prinzen den Arm. Beide gingen den Saal entlang, dann in ein leeres Seitenkabinet. Hier führte die Gräfin bittere Klagen gegen den Kammerherrn; aber es waren nur Klagen eiferſüchtiger Liebe. Sie trocknete eine Thräne ab. Da trat ſchüchtern der zärtliche Bramine herein. Es entſtand tiefe Stille. Philipp wußte hier nichts Beſſeres zu thun, als er führte den Kammerherrn zur Karmeliterin, legte beider Hände in einander, ohne ein Wort zu ſagen, und überließ ſie ihrem Schickſal. Er ſelbſt ging in den Saal zurück.

4.

Hier ſtieß ihn ein Mameluk an, und ſagte haſtig: „Gut, Domino, daß ich Sie finde. Iſt das Roſenmädchen hier im Kabinet?“— Der Mameluk trat hinein, und kam den Augenblick wieder zurück. „Auf ein Wort allein, Domino!“ und führte Philipp in einen entlegenen Theil des Saals ans Fenſter.

„Was ſteht zu Befehl?“ fragte Philipp.

„Ich beſchwöre Sie,“ ſagte der Mameluk mit gedämpfter, aber fürchterlicher Stimme, „wo iſt das Roſenmädchen?“

„Was geht mich das Roſenmädchen an?“

„Aber mich deſto mehr!“ entgegnete der Mameluk, deſſen ge-

preßte Stimme, deſſen unruhige Bewegungen eine ſchreckliche Gährung ſeines ganzen Innern verriethen: „Mich deſto mehr! Es iſt mein Weib. Sie wollen mich unglücklich machen. Prinz, ich beſchwöre Sie, treiben Sie mich nicht zum Wahnſinn. Laſſen Sie von meinem Weibe.“

„Von Herzen gern!“ antwortete Philipp trocken: „Was habe ich mit Ihrer Gemahlin zu ſchaffen?“

„Oh! Prinz! Prinz!“ rief der Mameluk: „Ich bin zum Aeußerſten entſchloſſen, und ſollte es mir das Leben koſten. Verſtellen Sie ſich keinen Augenblick länger vor mir. Ich habe Alles entdeckt. Hier, da — ſehen Sie — hier das Billet, das Ihnen das falſche Weib in die Hände drückte, und Sie, ohne es geleſen zu haben, im Gedränge verloren.“

Philipp nahm den Zettel. Mit Bleiſtift war von einer weiblichen Hand darauf geſchrieben: „Aendern Sie die Maske. Alles kennt Sie. Mein Mann beobachtet Sie. Mich kennt er nicht. Wenn Sie artig ſind, lohn' ich's Ihnen.“

„Hm!“ brummte Philipp: „Das iſt, ſo wahr ich lebe, nicht an mich geſchrieben. Ich bekümmere mich um Ihre Gemahlin wenig.“

— Himmel und Hölle, Prinz, machen Sie mich nicht raſend. Wiſſen Sie, wen Sie vor ſich haben? Ich bin der Marſchall Blankenſchwerd. Daß Sie meinem Weibe nachſtellen, iſt mir ſeit der letzten Redoute am Hofe nicht mehr unbekannt.“

„Herr Marſchall,“ verſetzte Philipp, „nehmen Sie mir's nicht übel, die Eiferſucht blendet Sie. Wenn Sie mich recht kennten, Sie würden von mir ſo tolles Zeug gar nicht denken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Gemahlin ſoll Ruhe vor mir haben.“

— Iſt es Ihr Ernſt, Prinz?

„Vollkommen.“

— Geben Sie mir den Beweis.

„Wie verlangen Sie ihn?“

— Sie haben ſie bisher abgehalten, ich weiß es, zu ihren Verwandten nach Polen mit mir zu reiſen. Bereden Sie ſie jetzt dazu.

„Von Herzen gern, wenn Ihnen damit gedient iſt.“

— Alles, königliche Hoheit, Alles! Sie verhüten entſetzliches, unvermeidliches Unglück.

Der Mameluk plauderte noch ein Langes und Breites, bald weinerlich, bald flehend, bald drohend, daß dem guten Philipp bange ward, der Menſch könne in ſeiner Tollheit mit ihm vor aller Welt Händel beginnen. Und das war ihm eben nicht gelegen. Er war froh, daß er von ihm abkam.

Kaum hatte er ſich in der Maſſe der Uebrigen verloren, kniff ihn eine weibliche Maske, die ſchwarz beflort in tiefen Trauerkleidern einherging, freundlich in den Arm und flüſterte: „Schmetterling, wohin? — Flößt Ihnen die verlaſſene Wittwe kein Mitleiden ein?“

Philipp erwiederte gar höflich: „Schöne Wittwen finden nur der Tröſter zu viel; darf ich mich zur Zahl Ihrer Tröſter zählen?“

„Warum ſind Sie ſo ungehorſam, und änderten die Maske nicht?“ ſagte die Wittwe, indem ſie mit ihm ſeitwärts ging, wo ſie freier mit ihm ins Geſpräch treten konnte: „Glauben Sie denn, Prinz, daß Sie nicht von Jedem hier erkannt ſind?“

„Die Leute,“ verſetzte Philipp, „ſind doch ungewiß, und irren ſich in mir.“

„Wahrhaftig nicht, Prinz; und kleiden Sie ſich nicht auf der Stelle anders, ſo verlaſſe ich Sie für den ganzen Abend. Denn ich möchte meinem Mann keinen Anlaß zu einem Auftritte geben.“

Jetzt wußte Philipp, mit wem er es zu thun hatte. „Sie waren das ſchöne Roſenmädchen. Sind die Roſen ſo ſchnell verblüht?“

„Was iſt nicht vergänglich? Beſonders Männertreue! Ich ſah

wohl, wie Sie mit der Karmeliterin davon ſchlichen. Bekennen Sie nur Ihre Flatterhaftigkeit. Sie können nicht mehr läugnen."

„Hm!" verſetzte Philipp trocken: „Klagen Sie mich nicht an, ſonſt klag' ich Sie auch an."

„Zum Beiſpiel, ſchöner Schmetterling?"

„Es gibt, zum Beiſpiel, doch keinen treuern Mann, als den Marſchall."

„Das iſt er wohl. Und ich habe Unrecht, wahrlich, großes Unrecht, Sie zu viel angehört zu haben. Ich mache mir Vorwürfe genug. Er hat leider unſer Verhältniß ausgeſpürt."

„Seit der letzten Redoute am Hofe, ſchöne Wittwe."

„Wie Sie zu ausgelaſſen und unvorſichtig waren, ſchöner Schmetterling."

„Machen wir's wieder gut. Trennen wir uns. Ich ſchätze den Marſchall. Ich mag ihn meinetwillen nicht leiden ſehen."

Die Wittwe betrachtete ihn eine Weile ſprachlos.

„Haben Sie," fuhr Philipp fort, „wirklich einige Achtung für mich, ſo reiſen Sie mit dem Marſchall nach Polen zu Ihren Verwandten. Es iſt beſſer, daß wir uns nicht zu viel ſehen. Eine ſchöne Frau iſt ſchön; eine treue, tugendhafte Frau iſt aber noch ſchöner."

„Prinz!" rief die beſtürzte Marſchallin: „Iſt das Ihr Ernſt? Haben Sie mich je geliebt oder belogen?"

„Sehen Sie," ſagte Philipp, „ich bin ein Verſucher ganz eigener Art. Ich ſuche die Tugend und Treue unter den Weibern, und finde ſie ſo ſelten. Die Treueſte und Tugendhafteſte kann mich allein feſſeln — darum feſſelt mich keine. Doch, holla, nein, daß ich nicht lüge. Eine hat mich gefeſſelt. Aber, es thut mir leid, Frau Marſchallin, das ſind eben Sie gerade nicht."

„Sie ſind in einer abſcheulichen Laune, Prinz!" ſagte die Wittwe und das Zittern ihrer Stimme und das Auf- und Abwogen ihres Buſens verrieth, was in ihr vorging.

„Nein," erwiederte Philipp, „ich bin, so wahr ich lebe, in der ehrlichſten Laune von der Welt. Ich möchte gern einen dummen Streich wieder gut machen. Ich hab' es Ihrem Manne auch geſagt."

„Wie?" rief die Wittwe erſchrocken: „Sie haben dem Marſchall Alles offenbart?"

„Nicht eben Alles, nur was ich wußte."

Die Wittwe wandte ſich in heftiger Bewegung rechts und links. Sie rang die Hände. Endlich fragte ſie: „Wo iſt mein Mann?"

Philipp zeigte auf den Mameluken, der in dem Augenblick mit langſamen Schritten daher kam.

„Prinz!" ſagte die Wittwe mit einem Tone voll unausſprechlichen Zorns: „Prinz, verzeihe Ihnen Gott, ich kann Ihnen nie verzeihen. Solcher Abſcheulichkeit hielt ich nie das Herz eines Menſchen fähig. Sie ſind ein Verräther. Mein Mann iſt ein Ehrenmann im Mamelukenkleide, Sie ſind ein Mameluk im Ehrenkleide. In dieſer Welt ſehen Sie mich nicht wieder." — Mit dieſen Worten wandte ſie ihm ſchnell und ſtolz den Rücken, ging auf den Mameluken zu, und verlor ſich mit ihm, wie man ſah, in eine ſehr ernſte Unterredung.

Philipp lachte heimlich vor ſich in den Bart und dachte bei ſich: „Mein Subſtitut, der Nachtwächter, mag ſehen, wie er zurecht kommt. Ich ſpiele meine Rolle in ſeinem Namen ſo übel nicht. Wenn er nur morgen ſo ehrlich fortfährt, wie ich angefangen habe."

Er trat zu den Tanzenden, und erblickte mit Vergnügen die ſchöne Karmeliterin in den Reihen der Tänzerinnen an der Seite ihres überglücklichen Braminen. Dieſer ward den feuerfarbenen Domino kaum gewahr, ſo warf er ihm eine Kußhand zu, und bezeichnete pantomimiſch die Höhe ſeiner Seligkeit. Philipp dachte bei ſich: „Schade, daß ich nicht Prinz für Zeitlebens bin. Die Leute ſollten bald alle mit mir zufrieden ſein. Es iſt in der

Welt nichts leichter, als ein Prinz zu sein. Mit einem Worte vermag er mehr, als der beste Advokat mit einer langen Rede. Er hat das Vorrecht, geradezu zu gehen und frei von der Leber weg zu sprechen. Ja, wenn ich Prinz wäre, dann wäre mein Röschen — für mich verloren. Nein, ich möchte nicht Prinz sein."

Er sah nach der Uhr, es war erst halb zwölf Uhr. Da kam der Mameluk in Hast auf ihn zu, zog ihn auf die Seite, und gab ihm ein Papier. „Prinz," rief der Mameluk, „ich möchte Ihnen zu Füßen fallen, und Ihnen im Staube danken. Ich bin versöhnt mit meiner Frau. Sie haben ihr Herz gebrochen; aber es ist gut, daß es geschah. Sie will noch diese Nacht abreisen. Sie will auf den Gütern in Polen bleiben. Leben Sie wohl. In welcher Stunde es auch sei, ich erwarte Ihre Befehle, wenn es darauf ankommt, für Ihre königliche Hoheit in den Tod zu gehen. Mein Dank ist ewig. Leben Sie wohl!"

„Halt!" rief Philipp, da der Marschall schnell davon wollte: „Was soll ich mit dem Papier?"

Der Marschall antwortete: „Es ist meine Spielschuld von voriger Woche, die ich fast vergessen hatte, und jetzt bei der Abreise nicht vergessen möchte. Ich habe den Wechsel auf Ihre königliche Hoheit endossirt." Damit verschwand der Marschall.

5.

Philipp schielte in das Blatt, las da etwas von fünftausend Gulden, steckte das Papier zu sich und dachte: „Schade, daß ich nicht Prinz bin."

Indem wisperte ihm Jemand ins Ohr: „Königliche Hoheit, wir sind beide verrathen. Ich erschieße mich." — Philipp sah sich mit großen Augen um und erblickte einen Neger.

— Was wollen Sie, Maske? fragte Philipp ganz gelassen.

„Ich bin der Oberſt Kalt!“ antwortete flüſternd der Neger: „Die unſelige Marſchallin hat dem Herzog Hermann geplaudert, und dieſer ſpeit jetzt Feuer und Flammen gegen Sie und mich.“

— Meinethalben! verſetzte Philipp.

„Aber der König erfährt Alles!“ ſeufzte der Neger ängſtlich: „Vielleicht werde ich dieſe Nacht ſchon arretirt und morgen auf die Feſtung gebracht. Ich erhänge mich lieber.“

— Davon haben Sie keinen Nutzen! ſagte Philipp.

„Soll ich mich lebenslänglicher Schande preisgeben? Ich bin verloren. Der Herzog wird blutige Genugthuung fordern. Sein Rücken iſt gewiß noch blau von der Tracht Schläge, die ich ihm gab. Ich bin verloren und das Bäckermädchen dazu. Ich ſpringe von der Brücke und erſäufe mich noch dieſe Nacht.“

„Behüte Gott! ſagte Philipp: Was hätten Sie und das Bäckermädchen davon?

„Ihre königliche Hoheit ſcherzt, und ich bin in Verzweiflung. Ich flehe unterthänigſt, nur ein paar Augenblicke unter vier Augen gönnen Sie mir.“

Philipp folgte dem Neger in ein einſames Seitengemach, wo wenige Kerzen einen düſtern Schein verbreiteten. Der Neger warf ſich, wie gelähmt, auf ein Sofa nieder und ſeufzte laut. Philipp fand auf einem Tiſche Erfriſchungen nebſt feinen Weinen, und ließ ſich's ſchmecken.

„Ich begreife nicht, wie Ihre königliche Hoheit ſo ruhig bei der verdammten Geſchichte ſein kann!“ ſagte der Neger: „Wäre nur der Schelm, der Neapolitaner Salmoni, noch hier, der den Geiſterbeſchwörer ſpielte; der Kerl war voller Ränke von den Zehen an bis zum Scheitel, und hätte uns vielleicht mit einer Liſt retten können. Jetzt hat er ſich aus dem Staube gemacht.“

— Deſto beſſer! erwiederte Philipp, und füllte ſein Glas von neuem: So ſchieben Sie alle Schuld auf ihn. Er iſt davon.

„Wie auf ihn schieben? Der Herzog weiß nun, daß Sie, ich, die Marschallin und das Bäckermädchen in der Intrigue waren, um aus seinem Aberglauben Nutzen zu ziehen. Er weiß, daß Sie den Salmoni zur Geisterbannerei bestachen; daß ich mein Bäckermädchen, in das er verliebt war, abrichtete, um ihn in die Falle zu locken; daß ich der Geist war, der ihn zu Boden warf und ihm das Fell bläute. Hätte ich nur den Spaß nicht zu weit getrieben! Aber ich wollte ihm die Liebe zu meinem Mädchen ein wenig ausklopfen. Es ist ein verdammter Streich. Ich nehme Gift."

— Nehmen Sie lieber ein Glas Wein; er ist gut! sagte Philipp, und nahm mit frischer Eßlust ein frisches Stück Torte. Und überhaupt, setzte er hinzu, muß ich Ihnen offen gestehen, lieber Oberst, daß Sie für einen Obersten sehr feig sind, und sich da einer Narrengeschichte willen gleich erschießen, ersäufen, vergiften und aufhängen wollen. Es wäre schon an einem zu viel. Zweitens muß ich Ihnen sagen, daß ich aus Ihrem Geschwätz da unter einander noch zur Stunde nicht klug werde.

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Der Kammerjunker des Herzogs — er ist mein alter Freund — vertraute mir diesen Augenblick, die Marschallin sei, vom Teufel geplagt, erst vor wenigen Minuten zum Herzog getreten, und habe ihm gesagt: die Komödie im Haus des Bäckers hat Ihnen Prinz Julian gestiftet, der Ihnen seine Schwester nicht gönnte. Die Hexe, die Sie sahen, war ich selbst, als Abgeordnete der Prinzessin, um Zeugin Ihres Aberglaubens zu sein. Prinz Julian hat das Verzeichniß Ihrer Schulden, das Sie in die Gruft warfen, aus welcher Sie die Schätze heben sollten, so wie Ihren Revers gegen das Bäckermädchen, das Sie, nach der Vermählung mit der Prinzessin, als Mätresse zu sich nehmen und adeln lassen wollten. Und der Geist, der Sie abprügelte, war Oberst Kalt, der Handlanger des Prinzen. Darum ging es mit Ihrer Ver-

mählung den Krebsgang. Machen Sie ſich keine Hoffnung länger; Sie warten vergebens. — So hat die Marſchallin dem Herzog geſagt, und iſt verſchwunden.“

Philipp ſchüttelte den Kopf und brummte: „Das ſind mir auch ſaubere Geſchichten! Solcher Streiche ſchämt man ſich ja im gemeinſten Pöbel. Was Teufeleien und kein Ende!“

„Nein,“ rief der Oberſt, „Raſenderes, Pöbelhafteres kann man nicht thun, als die Marſchallin. Das Weib muß eine Furie ſein. — Gnädigſter Herr, retten Sie mich.“

— Wo iſt denn der Herzog? fragte Philipp.

Der Kammerjunker ſagte, er ſei ſchnell aufgeſtanden und habe bloß gerufen: „Ich gehe zum König! — Denken Sie, Prinz, wenn der zum König geht und unſere Hiſtorie nach ſeiner Art malt.“

— Iſt denn der König hier?

„Allerdings. Er ſpielt im Nebenzimmer mit dem Erzbiſchof und dem Polizeiminiſter l'Hombre.“

Philipp ging mit großen Schritten durch das Kabinet. Hier war guter Rath theuer.

„Königliche Hoheit,“ ſagte der Neger, „retten Sie mich. Es gilt Ihre eigene Ehre. Es wird Ihnen leicht ſein. Uebrigens bin ich auf Alles gefaßt, und beim erſten böſen Wind über die Grenze. Ich packe ein. Morgen erwarte ich Ihre letzten Befehle über mein Verhalten.“ — Mit dieſen Worten verſchwand der Neger.

6.

„Es iſt hohe Zeit, daß du wieder Nachtwächter wirſt, Philipp!“ dachte Philipp bei ſich ſelber: „Du verwickelſt dich und deinen Subſtitut in gottloſe Händel, aus denen dich und ihn weder ſeine, noch meine Klugheit rettet. — Das alſo wäre der Unter-

schied zwischen einem Nachwächter und einem Prinzen? Dafür wend' ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geschehen bei den Erdengöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns bei Nachtwächterhorn und Webstuhl, bei Spaten und Leisten nichts träumen lassen! Man bildet sich ein, die Götter führen ein Leben, wie die Engel, ohne Sünden, ohne Sorgen. Saubere Wirthschaft! Ich habe in einer Viertelstunde hier mehr Bubereien gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe."

„So einsam, mein Prinz?" flüsterte hinter ihm eine Stimme: „Ich preise mich glücklich, Ihre königliche Hoheit einen Augenblick allein zu treffen."

Philipp sah sich um. Es war ein Bergknappe in Gold und Seide und Juwelen. — Was wollen Sie? fragte Philipp.

„Nur einen Augenblick gnädigstes Gehör!" antwortete der Knappe: „Es ist dringend, das Resultat Ihnen vielleicht lieb."

— Wer sind Sie denn, Maske, wenn ich fragen darf?

„Graf Bodenlos, der Finanzminister, Ihrer königlichen Hoheit zu dienen!" versetzte der Knappe, und lüpfte die Larve, um ein Gesicht zu zeigen, das mit den kleinen Augen und der großen kupferrothen Nase eine Larve zu sein schien.

— Nun, Herr Graf, was steht zu Befehl? fragte Philipp weiter.

„Darf ich freimüthig reden? Ich ließ mich schon dreimal bei Ihrer königlichen Hoheit melden, und genoß nicht die Gnade, vorgelassen zu werden. Und doch — Gott ist Zeuge! — nimmt am ganzen Hofe Niemand an Ihrer königlichen Hoheit Wohl und Weh so lebhaften Antheil, als ich."

— Herr Graf, ich bin Ihnen verbunden! versetzte Philipp: Aber was wollen Sie? Machen Sie's kurz.

„Darf ich vom Handelshaus Abraham Levi reden?" fragte der Bergknappe.

— So viel Sie wollen.

„Es hat sich an mich wegen der fünfzigtausend Gulden gewendet, die Sie ihm schuldig geworden sind. Es droht, sich an den König zu wenden. Und Sie wissen, welches Wort Sie dem Könige gaben, als er Ihre letzten Schulden zu zahlen befahl?“

— Können die Leute nicht warten? fragte Philipp.

„So wenig, als die Gebrüder Goldschmidt warten wollen, die an Ihnen fünfundsiebenzigtausend Gulden fordern.“

— Mir gleich. Wenn die Menschen nicht warten wollen, so muß ich . . .

„Keine verzweifelten Entschlüsse, gnädigster Herr! Ich bin im Stande, Alles wieder ins Gleis zu bringen, wenn . . .“

— Was denn, wenn?

„Wenn Sie mir Ihre Gnade schenken, wenn Sie mich nur einen Augenblick anzuhören geruhen. Ich hoffe, alle Ihre Schulden ohne Mühe zu decken. Das Haus Abraham Levi hat ungeheure Aufkäufe von Getreide veranstaltet, so daß dasselbe sehr im Preis gestiegen ist. Ein Verbot der Kornausfuhr gegen die benachbarten Staaten wird den Preis um das Doppelte und Dreifache in die Höhe schnellen. Dann gibt man dem Abraham Levi Lizenzen, und Alles ist in der Ordnung. Das Haus streicht die Schulden, übernimmt für Sie die Zahlung der fünfundsiebenzigtausend Gulden, und ich überreiche Ihnen die Quittungen. Alles aber hängt von dem Umstande ab, daß ich noch einige Jahre an der Spitze der Finanzen bleibe. Gelingt es dem Baron Greifensack, mich aus dem Ministerium zu verdrängen, so bin ich ohnmächtig, für Sie zu handeln, wie es mein heißester Wunsch wäre. Es steht bei Ihrer königlichen Hoheit, daß Sie die Partei des Greifensack verlassen, und unser Spiel ist gewonnen. Für mich ist es einerlei, ob ich im Ministerium bleibe, oder nicht. Ich sehne mich nach Ruhe. Aber es ist mir für Ihre königliche Hoheit nicht

gleichgültig. Kann ich die Karten nicht nach Gefallen mischen, so habe ich verloren.“

Philipp wußte eine Weile nicht, was auf den Antrag erwiedern. Endlich, während der Finanzminister, auf Antwort wartend, eine Brillantdose hervorzog und eine Prise nahm, sagte Philipp: — Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Graf, wollen Sie das Land ein wenig aushungern, um meine Schulden zu zahlen. Denken Sie auch, wie viel Unheil Sie anrichten! Und wird es der König zugeben?

„Wenn ich an den Geschäften bleibe, so lassen Sie das meine Sorge sein, gnädigster Herr. Sobald die Preise der Lebensmittel steigen, wird der König sogleich von selbst an eine Kornsperre denken, und die Getreideausfuhr mit schweren Zöllen hemmen. Dann gibt man dem Haus Abraham Levi Ausfuhrbewilligungen für zehn Säcke, und es führt hundert aus. Nichts leichter, als das. Allein, wie gesagt, kommt der Greifensack ans Ruder, wird daraus nichts. Ehe er sich ins Fach hineinstudirt, vergehen Jahre. So lange wird er aus Noth den ehrlichen Mann spielen, um nachher den König und das Land desto ärger zu prellen. Er muß erst sein Terrain kennen. Es gibt keinen ärgern Juden, als den Greifensack. Sein Geiz ist stinkend.“

— Schöne Aussichten! sagte Philipp: Wie lange glauben Sie, muß ein Finanzminister auf seinem Posten stehen, ehe er die Scheere an das Volk legen kann, um für sich und unsereins etwas zu schneiden?

„Hm, wenn er Kopf hat, bringt er's in einem Jahre weit.“

— So sollte man dem König rathen, alle zwölf Monate einen neuen Finanzminister zu machen, wenn er immer ehrlich bedient sein will.

„Ich hoffe, gnädigster Herr, seit ich die Finanzen führe, ist dem König und dem Hofe nichts abgegangen.“

— Das glaub' ich, Graf, aber dem armen Volke desto mehr. Es weiß die Menge der Steuern und Auflagen kaum noch zu erschwingen. Sie sollten ein wenig barmherziger mit uns umgehen.

„Mit uns? — Thue ich nicht Alles für den Hof?"

— Nein, barmherziger mit dem Volke sollten Sie verfahren, meine ich.

„Mein Prinz, ich weiß, welche Achtung ich Ihren Worten schuldig bin. Der König mit seiner erlauchten Familie ist das Volk, dem ich diene; das, was man Volk nennt, kann in keine Betrachtung kommen. Das Land ist des Königs Eigenthum. Völker sind nur in so fern achtbar, als sie, gleich andern Nullen, die der Hauptzahl folgen, den Werth derselben vergrößern. Aber es ist hier nicht der Augenblick, den abgedroschenen Wortkram über den Werth der Völker zu erneuern; sondern ich bitte um gnädigsten Entscheid, ob ich die Ehre haben soll, Ihre Schulden auf die bewußte Weise zu beseitigen?"

— Antwort: nein, nein und nimmermehr auf Unkosten von hunderttausend und mehr armer Familien.

„Königliche Hoheit, es geht ja nur auf Rechnung des Hauses Abraham Levi. Und wenn ich dies Haus nöthigte, Ihnen noch zu den Quittungen Ihrer Schulden fünfzigtausend Gulden baar zuzulegen? Ich denke, es läßt sich machen. Das Haus gewinnt durch die einzige Operation so viel, daß —"

— Vermuthlich auch für Sie, Herr Graf, noch ein artiges Trinkgeld herauskommt.

„Ihre königliche Hoheit belieben zu scherzen. Ich gewinne dabei nichts. Ich brenne nur vor Begierde, Ihre Huld wieder zu erhalten."

— Sie sind sehr gütig.

„Also darf ich hoffen, mein Prinz?"

— Herr Graf, ich werde thun, was recht ist; thun Sie Ihre Pflicht.

„Meine Pflicht ist, Ihnen zu dienen. Morgen lasse ich den Levi berufen, schließe den Handel mit ihm ab, und habe die Ehre, Ihrer königlichen Hoheit die besagten Quittungen zu überreichen, nebst Anweisung auf fünfzigtausend Gulden."

— Gehen Sie! Ich mag davon nicht hören.

„Und Ihre königliche Hoheit wenden mir Ihre Gnade wieder zu? Denn ohne im Ministerium zu stehen, könnte ich dem Abraham Levi unmöglich —"

— Ich wollte, Sie und Ihr Ministerium und Ihr Abraham Levi säßen alle drei auf dem Blocksberg. Das sag' ich Ihnen, entsteht eine Kornsperre, läßt die Theurung der Lebensmittel nicht auf der Stelle nach, verkauft Ihr Judenhaus nicht das aufgespeicherte Getreide sogleich um den Ankaufspreis: so gehe ich ohne anders zum König, decke ihm alle Schelmereien auf, und helfe Sie sammt dem Abraham Levi aus dem Lande jagen. Verlassen Sie sich darauf; ich halte Wort.

Philipp drehte sich um, ging in den Tanzsaal und ließ den Finanzminister ganz versteinert hingepflanzt stehen.

7.

„Wann befehlen Ihre königliche Hoheit, daß der Wagen vorfahren soll?" flüsterte ihm eine Stimme zu, als er durch die Masken im Saal entlang ging. Es war ein dicker, holländischer Kaufmann mit einer Stutzperrücke, der die Worte an ihn richtete.

— Ich fahre nicht.

„Es ist halb zwölf Uhr vorbei, Prinz. Die schöne Sängerin erwartet Sie. Sie hat lange Weile."

— So mag Sie ſich etwas ſingen.

„Wie, Prinz, hätten Sie Ihren Sinn geändert? — Die reizende Rollina wollten Sie im Stich laſſen? — Den goldenen Augenblick verlieren, nach dem Sie ſeit zwei Monaten vergebens ſeufzten? — Ihr Billet, das Sie dieſen Morgen durch mich an Signora Rollina mit der Brillanten-Uhr ſchickten, that dieſes Wunder. Die ſtolze Spröde ergibt ſich. Sie waren den Mittag noch ſo hoch entzückt, und nun mit einem Mal ſo kalt wie Eis? Was iſt mit Ihnen vorgegangen? Die Verwandlung begreife ich nicht.“

— Das gilt mir gleich.

„Sie haben mir aber befohlen, Sie um halb zwölf Uhr zu begleiten. Hätten Sie andere Engagements?“

— Freilich.

„Etwa ein Souper bei der Gräfin Born? Sie iſt nicht am Ball erſchienen; wenigſtens iſt hier unter allen Masken keine Spur von ihr. Ich könnte ſie an ihrem Gang und ihrer eigenen Art, das niedliche Köpfchen zu tragen, unter Tauſenden unterſcheiden. Wie, Prinz?“

— Und wenn es wäre, müßt' ich's Ihnen anvertrauen?

„Ah, ich verſtehe und ſchweige. Wollen Sie aber der Signora Rollina nicht wenigſtens wiſſen laſſen, daß Sie nicht kommen werden?“

— Hat ſie mich zwei Monate nach ihr ſeufzen laſſen, ſo mag ſie auch einmal zwei Monate für mich ſeufzen. Ich gehe nicht.

„Alſo aus dem prächtigen Halsſchmuck, den Sie ihr zum Neujahrsgeſchenk beſtimmten, wird nun vermuthlich auch nichts.“

— Wenn's auf mich ankommt, ſchwerlich.

„Wollen Sie ganz mit ihr brechen, gnädigſter Herr?“

— Ich habe mit ihr noch nicht angebunden.

„Nun denn, Prinz — ſo darf ich offen ſein. So darf ich die

Wahrheit ſagen, die Sie vielleicht aber ſchon wiſſen. Ich vermuthe es wenigſtens aus Ihrer ſchnellen Sinnesänderung. — Nur Ihre Leidenſchaft für die Rollina ſchreckte mich ab, es Ihnen früher zu geſtehen. Sie ſind betrogen.“

— Von wem?

„Von der liſtigen Operiſtin. Sie würden die Gunſt derſelben mit einem Juden theilen müſſen.“

— Mit einem Juden?

„Nun ja, mit dem Sohn des reichen Abraham Levi.“

— Iſt der Schelm denn überall?

„Sie wiſſen alſo noch nicht? Ich ſage Ihnen die heilige Wahrheit. Wären Ihre königliche Hoheit nicht dazwiſchen gekommen, der Jude würde die feile Schöne öffentlich unterhalten. Es thut mir nur um die Uhr leid.“

— Mir nicht.

„Die Metze verdient den Staubbeſen.“

— Es wird Mancher nicht nach Verdienſt gewürdigt.

„Königliche Hoheit, nur zu wahr. Zum Beiſpiel, ich habe neulich ein Mädchen entdeckt — o Prinz, die ganze Stadt und das ganze Königreich hat nichts Schöneres, nichts Lockenderes aufzuzeigen. Aber wenige Menſchen kennen das himmliſche Geſchöpf. Puh, was iſt die Rollina daneben! Eine alte Hexe von Denner. Sehen Sie, ein Mädchen, ſchlank und ſchwank wie ein Rohr; eine Farbe, eine zarte Haut, wie Abendroth auf Schnee; ein Paar Augen, wie Sonnen; ein goldener, dicker Haarwuchs — kurz, in meinem Leben ſah ich nichts Schöneres. Aber wer würdigt dieſe Venus? Es iſt eine Liebesgöttin in bürgerlicher Haube. Auf dieſe müſſen wir Jagd machen.“

— Alſo ein Bürgersmädchen?

„Freilich nur eine Griſette, aber — nein, Sie müſſen ſie ſehen und Sie werden brennen. Was hilft da mein Schildern und Prei-

sen! Was Sie sich je in den schönsten Träumen Entzückendes träumen konnten, ist da in der Natur verkörpert, und dabei noch die liebste, zarteste, unentweihteste Unschuld! — Man sieht sie aber selten. Sie weicht selten von ihrer Mutter. Doch kenne ich ihren Sitz in der Kirche und den Sonntagsspaziergang, den sie gewöhnlich mit ihrer Mutter vor das Ulmerthor macht. Auch habe ich schon ausgespürt, daß ein junger, hübscher Kerl, ein Gärtner, ihr den Hof macht. Er kann sie aber nicht heirathen, weil er ein armer Teufel ist, und das Mädchen hat auch nichts. Die Mutter ist Wittwe eines an der Auszehrung gestorbenen Leinwebers."

— Wie heißt die Mutter?

„Wittwe Bittner im Milchgäßchen, und ihre Tochter, schön wie eine Rose, heißt, was sie in der That ist, Röschen."

Dem guten Philipp wurde es bei diesem Namen kalt und warm. Er hätte die beste Lust gehabt, dem Erzähler die geballte Faust auf den Kopf zu geben. „Sind sie des Teufels?" rief Philipp.

„Gelt!" sagte der Holländer: „Ich habe schon gut gekundschaftet. Sie müssen das niedliche Ding erst sehen. Oder wie, mein Prinz, sollte Ihr Scharfblick schon die köstliche Perle entdeckt haben? Kennen Sie sie wirklich?"

— Ich kenne sie allerdings.

„Desto besser. Habe ich zu viel gelobt? Stimmen Sie nicht bei? Die soll uns nicht entgehen. Wir wandern mit einander zur Mutter. Sie spielen den Menschenfreund. Die Armuth der Wittwe ist Ihnen bekannt geworden. Sie mögen keine Nothleidende sehen. Sie erkundigen sich theilnehmend nach den Umständen der guten Frau, lassen ein Geschenk zurück, wiederholen die Besuche, fahren in Mildthätigkeit fort, werden mit Röschen bekannter. Das Andere gibt sich. Der Gärtner-Lümmel ist bald beseitigt; der hilft vielleicht noch, wenn man ihm ein Dutzend harte Thaler in die Hand drückt."

Philipp wußte vor Grimm nicht, was ſagen. „Der Donner ſoll drein ſchlagen, — —“ rief er.

„Wenn der Schlingel, der Gärtner, Umſtände macht?“ unterbrach ihn der Holländer: „O dafür laſſen Sie mich ſorgen. Königliche Hoheit, bekomm' ich durch Ihr Fürwort den Kammerherrnſchlüſſel, ſo gehört Ihnen das Mädchen. Den Gärtner ſtecke ich unter die Soldaten und ſchicke ihn zur Armee. Da kann er ſich für das Vaterland ſchlagen. Unterdeſſen ſind Sie Meiſter im Felde; denn das Mädchen hängt, glaube ich, doch mit bürgerlicher Steifheit dem Burſchen etwas an. Es wird überhaupt nicht leicht ſein, dem Mädchen die Vorurtheile aus dem Kopf zu bringen, die es unter der bürgerlichen Kanaille eingeſogen hat. Ich will es aber ſchon in die Schule nehmen.“

— Ich breche Ihnen den Hals dafür.

„Allzugütig. Nur Ihre Verwendung beim König, und den Kammerherrnſchlüſſel . . .“

— Herr, ich wollte, ich könnte Sie auf der Stelle . . .

„O ſagen Sie mir keine Schmeicheleien, gnädigſter Herr! Sie wiſſen, jeden Augenblick iſt mir das Leben für Sie feil. Hätte ich geahnet, daß Ihnen das ſüße Geſchöpf bekannt, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, es läge längſt ſchon in Ihren Armen.“

— Kein Wort mehr davon! rief Philipp grimmig, ſo grimmig er mit gedämpfter Stimme an dieſem Orte und in der Nähe der tanzenden, lärmenden, ſchwärmenden und lauernden Masken rufen durfte, um ſich nicht zu verrathen: „Kein Wort mehr!“

„Nein, Thaten!“ fiel der Holländer fröhlich ein: „Schon morgen ſollen die Laufgräben gegen die Feſtung eröffnet werden. Dann rücken Sie vor. Sie ſind gewohnt, zu ſiegen. Mit den lauerſamen Vorpoſten werden wir bald fertig. Den Gärtner nehme ich auf mich; das Mütterlein geht zu Ihren goldenen Fahnen über. Dann Sturmſchritt!“

Philipp konnte ſich kaum mehr mäßigen. Er packte mit ſeiner Fauſt den Arm des Holländers und ſagte: „Herr, wenn Sie ſich unterſtehen —“

„Um Gotteswillen, gnädiger Herr, mäßigen Sie ſich in Ihrer Freude. Ich muß laut aufſchreien. Sie zerquetſchen mir den Arm.

— Wenn Sie ſich unterſtehen, fuhr Philipp fort, und ſtellen dieſem unſchuldigen Mädchen nach, ſo zerquetſche ich Ihnen, ſo wahr ich lebe, alle Knochen im Leibe.

„Gut, gut!“ ſeufzte der Holländer in ſchmerzlicher Angſt: „Geruhen Sie nur, mich loszulaſſen.“

— Finde ich Sie jemals auf das Mädchen hinſchielend, nur in der Nähe des Milchgäßchens, ſo ſind Sie ein Kind des Todes von meiner Hand. Darnach richten Sie ſich.

Der Holländer ſtand ganz verblüfft da. „Königliche Hoheit,“ ſagte er zitternd, „ich konnte nicht wiſſen, daß Sie das herrliche Mädchen ſo ernſthaft liebten, wie es ſcheint.“

— Sehr ernſthaft, das will ich vor der ganzen Welt geſtehen.

„Und werden wieder geliebt?“

— Was geht Sie das an? Reden Sie mir nie wieder davon. Denken Sie nie wieder an das Mädchen; Ihr Gedanke ſchon beſudelt. — Nun wiſſen Sie meine Meinung. Packen Sie ſich.

Mit dieſen Worten wandte ihm Philipp den Rücken, und der Holländer ging, hinter den Ohren kratzend, davon.

8.

Unterdeſſen hatte auch Philipps Subſtitut, als Nachtwächter, auf den Straßen der Stadt ſeine Rolle geſpielt. Es iſt wohl nicht nöthig, erſt zu ſagen, was Jeder von ſelbſt weiß, daß dies kein Anderer, als Prinz Julian war, der, des ſüßen Weines voll, auf den Einfall gekommen, in die Nachtwächterei hineinzupfuſchen.

Sobald er den Philipp verlassen hatte, rief und blies er von Straßenecke zu Straßenecke die Stunden nach Herzenslust, machte zu seinem Gesang allerlei komische Zusätze, und bekümmerte sich wenig um das vorgeschriebene Revier, das er zu behüten und zu beblasen hatte.

Indem er auf einen neuen Vers sann, ging seitwärts eine Hausthür auf, ein wohlgekleidetes Mädchen trat hervor und winkte mit einem lockenden Bst! bst! Dann zog es sich in die Dunkelheit des Hausgangs zurück.

Der Prinz ließ seine Verse fahren, und folgte der angenehmen Erscheinung. In der Finsterniß ergriff ihn eine zarte Hand, und eine weiche Stimme lispelte: „Guten Abend, lieber Philipp! Sprich leise, daß uns Niemand hört. Ich bin nur auf ein Augenblickchen von der Gesellschaft weggeschlichen, dich im Vorbeigehen zu grüßen. Bist du vergnügt?“

„Wie ein Gott vergnügt, du Engel!“ sagte Julian. „Wer könnte bei dir auch traurig sein?“

„Philipp, ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Du sollst morgen Abend bei uns essen. Die Mutter hat es erlaubt. Kommst du auch?“

„Alle Abend, alle Abend!“ rief Julian; „und so lange du willst. Ich wollte, du könntest beständig bei mir sein, oder ich bei dir, bis an der Welt Ende. Das wäre ein Götterleben!“

„Höre, Philipp, in einer halben Stunde bin ich bei der Gregorienkirche. Da erwarte ich dich. Du fehlst doch nicht? Laß mich nicht lange warten. Dann machen wir noch einen Gang durch die Stadt. Nun geh', damit uns Niemand überrascht.“

Sie wollte gehen. Julian aber zog sie zurück in seinen Arm. „Willst du mich so kalt von dir scheiden lassen?“ fragte er, und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Röschen wußte nicht, was zu Philipps Keckheit sagen. Denn

Philipp war immer so bescheiden und zärtlich gewesen, daß er höchstens einen Kuß auf ihre Hand gewagt hatte, ausgenommen einmal, da ihnen beiden die Mutter allen und jeden Umgang hatte verbieten wollen. Damals war von ihnen im Gefühl der höchsten Liebe und des höchsten Schmerzes der erste Kuß gewechselt worden; seitdem nie wieder. Röschen sträubte sich; allein der vermeinte Philipp war so ungestüm, daß man, um kein verrätherisches Geräusch zu machen, wohl das Sträuben aufgeben mußte. Sie vergalt den Kuß und sagte: „Philipp, nun geh'!"

Er aber ging nicht, sondern sagte: „Da wäre ich wohl ein Narr. Meinst du, ich wollte mein Nachtwächterhorn lieber, als dich? Mit nichten, du Herzchen."

„Ach," seufzte Röschen, „es ist aber doch nicht recht."

„Warum denn nicht, du Närrchen? Ist denn das Küssen in deinen zehn Geboten untersagt?"

„Ja," versetzte Röschen, „wenn wir uns einander haben dürften, dann wär' es etwas Anderes."

„Haben? Wenn es nichts Anderes ist, alle Tage kannst du mich haben, wenn du willst."

„Ach, Philipp, wie sprichst du auch heute so wunderlich! Wir können ja daran noch nicht denken."

„Wahrhaftig, ich denke aber ganz ernstlich daran. Wenn du nur willst."

„Philipp, hast du ein Räuschchen? Ob ich will? Geh', du beleidigst mich. — Höre, Philipp, mir hat die letzte Nacht von dir geträumt."

„War's was Schönes?"

„Du habest in der Lotterie gewonnen, Philipp. Da hatten wir beide Jubel. Du hattest dir einen prächtigen Garten gekauft. Kein schönerer Garten ist in und außer der Stadt. Alles hatten wir da vollauf; Blumen an Blumen, wie ein Paradies, und große

Beete voll des feinſten Gemüſes, und die Bäume hingen ſchwer von Obſt. Ich ward beim Erwachen recht traurig, daß mich der Traum nur geneckt hatte. Sage mir, Philipp, haſt du etwa in die Lotterie geſetzt? Haſt du etwas gewonnen? Heute war ja Ziehung.“

„Wenn ich bei dir, du ſchönes Kind, das große Loos gewänne, wer weiß, was geſchähe? Wie viel müßte ich dann gewinnen für dich?“

„Wenn du auch nur ſo glücklich wärſt, tauſend Gulden zu gewinnen. Dann könnteſt du ſchon einen artigen Garten kaufen.“

„Tauſend Gulden? Und wenn es mehr wäre?“

„O Philipp, was ſagſt du? Iſt's wahr? Nein, betrüge mich nicht, wie mein Traum! Du haſt geſetzt, du haſt gewonnen. Geſteh' es nur!“

„So viel du willſt.“

„O Gott!“ rief Röschen, und fiel ihm freudetrunken um den Hals und küßte ihn mit glühender Freude: „Mehr als tauſend Gulden? Wird man dir auch das viele Geld wohl geben?“

Unter ihren Küſſen vergaß der Prinz das Antworten. Es ward ihm ganz wunderbar, die zarte, edle Geſtalt in ſeinen Armen zu halten, deren Liebkoſungen ihm doch nicht galten, und die er doch ſo gern für ſeine Rechnung genommen hätte.

„Antworte doch, antworte doch!“ rief Röschen ungeduldig: „Wird man dir auch die Menge Geldes geben wollen?“

„Ich habe es ſchon; und macht dir's Freud', ſo geb' ich's dir.“

„Wie, Philipp, du trägſt es mit dir?“

Der Prinz nahm ſeine Börſe hervor, die er, ſchwer von Gold, zu ſich geſteckt hatte, um ſie beim Spieltiſch anzuwenden. „Nimm und wäge, Mädchen!“ ſagte er, und legte ſie, indem er die kleinen, zarten Lippen küßte, in Röschens Hand. „Bleibſt du mir dafür hold?“

„Nein, Philipp, wahrlich für dein vieles Geld nicht, wenn du nicht mein Philipp wärſt.“

„Und wie, zum Beispiel, wenn ich dir noch einmal so viel geben würde, und nicht dein Philipp wäre?“

„So würf' ich dir deine Schätze vor die Füße, und machte dir einen höflichen Knix!“ sagte Röschen.

Indem ging eine Thür droben auf; man hörte Mädchenstimmen und Gelächter. Der Schimmer eines Lichts fiel von oben auf die Treppe. Röschen erschrak und flüsterte: „In einer halben Stunde bei der Georgienkirche!“ und sprang davon, die Treppe hinauf. Der Prinz stand wieder im Finstern. Er ging zum Hause hinaus und betrachtete das Gebäude und die erleuchteten Fenster. Die plötzliche Trennung war ihm natürlich sehr unzeitig geschehen. Zwar die Geldbörse gereute ihn nicht, mit der das Mädchen davon geflogen war; wohl aber, daß er das Gesicht der unbekannten Schönen nicht beim Lichte gesehen hatte; daß er nicht einmal ihren Namen wußte, und noch weniger, ob sie aus der Drohung, ihm das Geld vor die Füße zu werfen, Ernst machen würde, wenn er ihr in seiner wahren Gestalt erschiene. Inzwischen vertröstete er sich auf das Finde-mich bei der Gregorienkirche. Eben dies Plätzchen hatte ihm auch der Nachtwächter angewiesen. Julian verstand bald, daß er sein glückliches Abenteuer nur diesem, doch ohne dessen Willen, zu danken hatte.

9.

Sei es, daß der Geist des Weins durch die wachsende Kälte der Neujahrsnacht, oder durch Röschens Täuschung, in seiner Wirkung gesteigert ward: der Muthwille des fürstlichen Nachtwächters nahm überhand.

Mitten in einem Haufen von Spaziergängern blieb er an einer Straßenecke stehen, und stieß mit solcher Kraft ins Horn, daß alle Frauenzimmer mit lautem Schrei zurücksprangen und die Männer

vor Schrecken steif wurden. Dann rief Julian die Stunde und sang dazu:

Der Handel unsrer lieben Stadt
Gewaltig abgenommen hat.
Selbst unsre Mädchen, weiß und braun,
Sucht man nicht mehr zu Ehefrau'n.
Die Waare putzt sich, wie sie kann,
Und bringt sich doch nicht an den Mann.

„Das ist doch unverschämt!" riefen einige weibliche Stimmen im Haufen, „uns mit Waaren zu vergleichen!" Von den anwesenden Männern aber lachten viele aus vollem Halse. „Da capo!" schrien einige lustige Brüder. „Bravo, Nachtwächter!" schrien Andere. „Was unterstehst du dich, Kerl, unsere Frauenzimmer auf öffentlicher Straße zu beleidigen!" schnob ein junger Lieutenant, der ein hübsches Mädchen am Arm hatte, den Nachtwächter an.

„Herr Lieutenant, der Nachtwächter singt leider Gottes die Wahrheit!" entgegnete ihm ein junger Müller: „Und gerade das Weibsbild, das Sie am Arm führen, bestätigt die Wahrheit. He, Jüngferchen, kennst du mich? Weißt du, wer ich bin? He? Geziemt sich das für eine verlobte Braut, des Nachts mit andern Männern herumzuschwärmen? Morgen sag' ich's deiner Mutter. Ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben!"

Das Mädchen verhüllte sich das Gesicht und zupfte am Arm des Offiziers, um davon zu kommen. Der Lieutenant wollte aber, ein Kriegsheld, vor dem Müller nicht so leicht Reißaus nehmen, und mit Ehren das Feld behaupten. Er stieß eine Menge Flüche aus, und da dieser kein Wort schuldig blieb, schwang er den Stock. Plötzlich aber erhoben sich zwei dicke spanische Rohre, von bürgerlichen Fäusten geführt, warnend über dem Haupte des Lieutenants.

„Herr!" rief ein breitschultriger Bierbrauer dem Kriegsmanne zu: „Hier keine Händel wegen des schlechten Mädchens angefan-

gen. Ich kenne den Müller; er ist ein braver Mann. Er hat Recht; und der Nachtwächter hat Recht, so wahr ich lebe! Ein ehrlicher Bürgersmann und Professionist kann und mag kaum noch ein Mädchen aus unserer Stadt zur Frau nehmen. Die Weibsbilder wollen sich alle über ihren Stand erheben; statt Strümpfe zu flicken, lesen sie Romane; statt Küche und Keller zu besorgen, laufen sie in Komödien und Konzerte. Im Hause bei ihnen ist Unflat, und auf den Gassen gehen sie geputzt einher, wie Prinzessinnen. Da bringen sie dem Manne keine Mitgift ins Haus, als ein paar schöne Röcke, Spitzen und Bänder und Liebschaften, Romane und Faulheit. Herr, ich spreche aus Erfahrung. Wären unsere Bürgerstöchter nicht so verderbt, ich wäre längst verheirathet."

Alle Umstehenden erhoben ein gellendes Gelächter. Der Lieutenant streckte langsam das Gewehr vor den beiden spanischen Rohren und sagte verdrießlich: „Das fehlt auch noch, hier von dem bürgerlichen Pack Bußpredigten zu hören!"

„Was, bürgerliches Pack," rief ein Nagelschmied, der das zweite spanische Rohr führte: „Ihr adeligen Müßiggänger, die wir euch mit unsern Steuern und Abgaben füttern müssen, wollt ihr von bürgerlichem Pack sprechen? Eure Lüderlichkeit ist an allem Unglück in unsern Haushaltungen Schuld. Es blieben nicht halb so viel ehrliche Mädchen sitzen, wenn ihr hättet beten und arbeiten gelernt."

Nun sprangen mehrere junge Offiziere dazu; aber auch Meister und Handwerksburschen sammelten sich. Buben machten Schneebälle und ließen davon in die dichtesten Haufen fliegen; um auch ihre Freude dabei zu haben. Die erste Kugel traf den vornehmen Lieutenant auf die Nase. Dieser hielt es für Angriff des bürgerlichen Packs, und erhob abermals den Stock. Das Treffen begann.

Der Prinz, welcher nur den Anfang des Wortwechsels gehört hatte, war längst wohlgemuth und lachend davon gezogen in eine

andere Straße, unbekümmert um die Folgen seines Gesanges. Er kam an den Palast des Finanzministers Bodenlos. Mit diesem Herrn stand er nicht in bestem Vernehmen, wie das schon Philipp erfahren hatte. Julian sah alle Fenster erleuchtet. Die Gemahlin des Ministers hatte große Gesellschaft. Julian in seiner satyrischen Poetenlaune pflanzte sich dem Palaste gegenüber hin und blies kräftig in sein Horn. Einige Herren und Damen öffneten, vielleicht weil sie eben nichts Besseres zu thun hatten, das Fenster, neugierig, den Nachtwächter zu hören.

„Nachtwächter!“ rief einer von den Herren herab: „sing' auch ein hübsches Stück zum Neujahr.“ Dieser Zuruf lockte noch mehrere von der Gesellschaft der Frau Ministerin an die Fenster.

Julian, nachdem er gewohntermaßen die Stunde gerufen, sang mit lauter Stimme gar vernehmlich:

Ihr, die ihr seufzt in Schuldennoth
Und ohne Witz zum Bankerot,
Fleht, daß der Herr in dieser Nacht
Euch zum Finanzminister macht,
Der ohne Finanzen läßt das Land,
Weil er sie behält in seiner Hand.

„Das ist ja zum Ohnmächtigwerden!“ rief die Frau Ministerin, die ebenfalls zu einem der Fenster getreten war: „Wer ist denn der niederträchtige Mensch, der sich dergleichen erfrecht?“

„Frau Exzellenz!“ antwortete Julian mit verstellter Stimme, indem er den jüdischen Dialekt annahm: „Ich wollte Ihnen doch ein kleines Vergnügen machen. Halten zu Gnaden, ich bin nur der Hofjude Abraham Levi; Frau Exzellenz kennen mich doch schon.“

„Wei mir!“ schrie eine Stimme oben am Fenster: „Ehrvergessener Kerl, wie willst du sein Abraham Levi? Bin ich nicht selber Abraham Levi? Du bist ein Betrüger!“

„Ruft die Wache!“ rief die Frau Miniſterin: „Laßt den Menſchen arretiren!“

Bei dieſen Worten verließen alle Gäſte in großer Behendigkeit die Fenſter. Aber auch der Prinz blieb nicht ſtehen, ſondern nahm im Doppelſchritt den Weg durch einige kleine Quergaſſen.

Ein Schwarm Bedienten, begleitet von einigen Finanzſekretären, ſtürzte aus dem Palaſte hervor und jagte umher, den Läſterer zu ſuchen. Plötzlich riefen Einige laut: „Wir haben ihn!“ Die Andern eilten dem Rufe nach. Wirklich hatten ſie den Nachtwächter des Reviers gefunden, der in großer Unſchuld auf dem Wege ſeines Berufs dahin trabte. Er ward umringt, übermannt und, wie ſehr er ſich auch ſträubte, wegen ſeiner ſarkaſtiſchen Einfälle auf die Hauptwache geſchleppt.

Der wachthabende Offizier ſchüttelte verwundert den Kopf und ſagte: „Man hat mir ſchon einen Nachtwächter zugeführt, der durch Verſe, die er auf die Mädchen der Reſidenz abgerufen, eine fatale Schlägerei zwiſchen Offizieren und Bürgerlichen verurſacht hat.“

Der neu eingebrachte Gefangene wollte durchaus nichts geſtehen und lärmte gewaltig, daß ein Haufe junger Leute, die wahrſcheinlich zu viel getrunken haben möchten, ihn in der Ausübung des ihm anvertrauten Amtes geſtört hätten. Einer der Finanzſekretäre ſagte ihm aber den ganzen Vers vor, der den gerechten Zorn der Frau Miniſterin und aller ihrer Gäſte erregt hatte. Sämmtliche Soldaten brachen in ein erſchütterndes Lachen aus. Der ehrliche Nachtwächter aber ſchwor mit Thränen, ihm ſei ſo etwas nicht in den Sinn geſtiegen.

Während man noch mit dieſem Verhör beſchäftigt war, der Nachtwächter ſeine Unſchuld betheuerte, die jungen Herren für alle Folgen ihres Betragens verantwortlich machte und die Finanzſekretäre in der That ſchon anfingen, zweifelhaft zu werden, ob

sie auch den rechten Mann ergriffen hätten," rief die Schildwache draußen: „Wacht heraus ins Gewehr!"

Die Soldaten sprangen davon. Die Finanzsekretäre fuhren fort, den Nachtwächter mit Fragen zu bestürmen. Indem trat der Feldmarschall in die Wachtstube, begleitet vom wachthabenden Hauptmann.

„Lassen Sie mir den Kerl da krumm schließen!" rief der Feldmarschall, und zeigte mit der Hand hinter sich. Zwei Offiziere traten herein, die einen entwaffneten Nachtwächter bei den Armen führten.

„Sind denn die Nachtwächter alle toll geworden?" rief der wachthabende Hauptmann ganz erstaunt aus.

„Ich will dem Bösewicht morgen seine infamen Verse bezahlen!" schrie der Feldmarschall.

„Ihre Exzellenz," versetzte der neugefangene Wächter zitternd und bebend, „ich habe, weiß der Himmel, keine Verse gemacht, in meinem ganzen Leben keinen Vers!"

„Schweig, Schurke!" brüllte mit entsetzlicher Stimme der Feldmarschall: „Du sollst mir auf die Festung oder an den Galgen. Und widersprichst du mit einem Muck noch, so haue ich dich auf der Stelle in Krautstücke!"

Der wachthabende Hauptmann bemerkte dem Marschall in aller Ehrerbietung: „es müsse eine poetische Epidemie unter den Nachtwächtern in der Stadt ausgebrochen sein; denn er habe nun schon drei dieser Patrone in einer Viertelstunde zu hüten bekommen.

„Meine Herren," sagte der Feldmarschall zu den ihn begleitenden Offizieren, „da der Kerl schlechterdings nicht eingestehen will, daß er den Vers gesungen habe, so besinnen Sie sich auf das Pasquill, ehe Sie es vergessen. Schreiben Sie es auf. Morgen wollen wir ihn schon zum Geständniß bringen. Jetzt will ich keine Zeit verlieren, und auf den Ball. Wer weiß es noch?"

Die Offiziere besannen sich. Einer half dem andern nach. Der Wachthabende schrieb, und da kam Folgendes heraus:

Der Federbusch auf leerem Kopf,
Im Nacken einen steifen Zopf,
Den Bauch zurück, die Brust heraus,
Das macht des Heeres Stärke aus.
Man wird bei Tanz und Geigenschall,
Bei Kuß und Spiele Feldmarschall.

„Willst du läugnen, Schurke?“ fuhr der Feldmarschall den erschrockenen Nachtwächter mit erneuerter Wuth an: „Willst du läugnen, daß du das gesungen hast, als ich aus der Thür meines Hauses trat?“

„Mag es gesungen haben, wer will, ich weiß nichts davon!“ antwortete der Nachtwächter.

„Warum liefest du denn davon, als du mich vortreten sahest?“ fragte der Marschall weiter.

„Ich bin nicht gelaufen.“

„Was?“ riefen die beiden Offiziere: „Du nicht gelaufen? Warst du nicht außer Odem, als wir dich am Markt hier endlich einholten?“

„Ja, ich war vor Schrecken außer mir, daß mich die Herren so gewaltthätig überfielen. Er liegt mir noch jetzt in allen Gliedern.“

Schließen Sie den hartnäckigen Hund krumm!“ rief der Marschall dem Wachthabenden zu: „Er hat bis morgen Zeit genug, sich zu besinnen.“ Mit diesen Worten eilte der Marschall hinweg.

Der Lärm auf den Gassen und die Spottgedichte der Nachtwächter hatten die ganze Polizei in Bewegung gesetzt. Noch in derselben Viertelstunde wurden zwei andere Nachtwächter, freilich nicht die rechten, ergriffen und zur Hauptwache geführt. Der eine sollte auf den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein schmähliches Lied gesungen haben, des Inhalts: der Minister wäre nir-

gends auswärtiger, als in seinem Departement. Der andere war beschuldigt, vor dem bischöflichen Palaste gesungen zu haben: es fehle den Kirchenlichtern nicht an Talg, aber sie verbreiteten im Lande mehr Qualm und Rauch, als Helligkeit.

Der Prinz, welcher durch seinen Muthwillen allen Nachtwächtern der Residenz so schlimmes Spiel machte, entschlüpfte überall glücklich, und ward eben darum von Gasse zu Gasse kecker. Die Sache machte Geräusch. Man hatte sogar dem Polizeiminister, der beim König am Spieltische saß, von der poetischen Insurrektion der ehemals so friedlichen Nachtwächter rapportirt, und zum Beweis einen der Spottverse schriftlich überbracht. Der König hörte den Vers an, der gegen die schlechte Polizei selbst gerichtet war, die ihre Spürnase in alle Familiengeheimnisse der Stadt stecke, und doch im eigenen Hause nichts rieche, daher ihr wohl eine Prise zu gönnen sei. Der König lachte laut auf, und befahl, ihm einen der nachtwächterlichen Poeten einzufangen und herzubringen. Er stand vom Spieltische auf; denn er sah, der Polizeiminister hatte die gute Laune verloren.

10.

Im Tanzsaale neben dem Speisezimmer hatte Philipp, der gefürstete Nachtwächter, so eben von seiner Sackuhr vernommen, daß es Zeit sei, sich zum Finde-mich bei der Gregorienkirche einzustellen. Er selbst war froh, seinen Purpurtalar und Federhut an den Substituten zurückzugeben, denn ihm ward unter der vornehmen Maske nicht gar wohl zu Muthe.

Wie er eben die Thür suchte, um sich davonzuschleichen, kam ihm ein Neger nachgetreten und zischelte ihm zu: „Königliche Hoheit, Herzog Hermann sucht Sie allenthalben!“ — Philipp schüttelte ärgerlich den Kopf und ging hinaus; ihm nach der Neger.

Wie sie beide in das Vorzimmer traten, flüsterte der Neger: „Bei Gott, da kommt der Herzog!“ und mit den Worten machte sich der Schwarze wieder eilfertig in den Saal zurück.

Eine hohe lange Maske trat mit schnellen Schritten gegen den Philipp auf und rief: „Halten Sie einen Augenblick, ich habe mit Ihnen ein Wörtchen abzuthun. Ich suche Sie schon lange.“

— Nur geschwind, entgegnete Philipp, denn ich habe keine Zeit zu verlieren.

„Ich wollte, ich müßte keine mit Ihnen verlieren. Ich habe Sie lang genug gesucht. Sie sind mir Genugthuung schuldig. Sie haben mir blutige Beleidigung zugefügt.“

— Daß ich nicht wüßte.

„Sie kennen mich nicht?“ rief der Herzog, und zog die Larve ab: „Nun wissen Sie, wer ich bin, und Ihr böses Gewissen muß Ihnen das Uebrige sagen. Ich fordere Genugthuung. Sie und der verfluchte Salmoni haben mich betrogen.“

— Davon weiß ich nichts! antwortete Philipp.

„Sie haben die schändliche Geschichte im Keller des Bäckermädchens angestellt. Auf Ihr Anstiften hat sich der Oberst Kali an meiner Person vergriffen.“

— Kein wahres Wort.

— Wie, kein wahres Wort? Sie läugnen? — Die Marschallin Blankenschwerd hat mir erst vor wenigen Minuten Alles entdeckt. Sie war Augenzeugin bei der Geisterkomödie, die Sie mit mir spielten.“

— Sie hat Ihrer Durchlaucht ein Mährchen aufgebunden. Ich habe an Ihren Händeln keinen Theil gehabt. Wenn Sie Geisterkomödie mit sich spielen ließen, war es Ihre Schuld.

„Ich frage Sie, ob Sie mir Genugthuung geben wollen? Wo nicht, so mache ich Lärm. Folgen Sie mir auf der Stelle zum König. Entweder Sie schlagen sich mit mir, oder — zum König.“

— Ihre Durchlaucht .... ſtotterte Philipp verlegen: Ich habe weder Luſt, mich mit Ihnen zu ſchlagen, noch zum König zu gehen.

Das war Philipps voller Ernſt; denn er befürchtete, die Larve abziehen zu müſſen und in empfindliche Strafe wegen der Rolle zu fallen, die er wider ſeine Abſicht hatte ſpielen müſſen. Er machte daher gegen den Herzog allerlei Ausflüchte, und ſah nur immer nach der Thür, um irgend einmal den Augenblick erwiſchen und davon ſpringen zu können. Der Herzog hingegen merkte die Aengſtlichkeit des vermeinten Prinzen, und ward dadurch muthiger. Er nahm zuletzt den armen Philipp beim Arm, und wollte ihn zum Saale führen.

— Was wollen Sie von mir? rief Philipp in Verzweiflung, und ſchleuderte den Herzog zurück.

„Zum König!“ antwortete der Herzog wüthend: „Er ſoll hören, wie ſchändlich man an ſeinem Hofe einem fürſtlichen Gaſt begegnet.“

— Gut! ſagte Philipp, der ſich nicht mehr zu helfen wußte, als wenn er den Charakter des Prinzen wieder annähme: So kommen Sie; ich bin bereit. Zum Glück habe ich den Zettel bei mir, auf welchem Sie dem Bäckermädchen eigenhändig die Verſicherung ausſtellten ....

„Poſſen! Larifari!“ erwiederte der Herzog: „Das war einer von den Späßen, die man wohl mit einem dummen Bürgersmädchen treibt. Zeigen Sie ihn nur dem König. Ich werde mich darüber ausweiſen.“

Indeſſen ſchien es dem Herzog doch mit dem Ausweiſen nicht gar Ernſt zu ſein. Er ging gar nicht weiter darauf, Philippen zum König zu führen, und das war Philippen ſchon recht; deſto ungeſtümer beſtand der Herzog darauf, daß ſie beide in einen Wagen ſitzen und, der Himmel weiß wohin, fahren wollten, um die Ehrenſache mit Piſtolen und Säbeln abzuthun. Das war nun dem bedrängten Philipp gar nicht gelegen. Er ſtellte dem Herzog alle

bösen Folgen dieses Schrittes vor. Jener aber in seinem Grimme ließ sich durch nichts von seinem Verlangen abwendig machen; versicherte, er habe schon Fürsorge für Alles getroffen, und werde nach Beendigung ihres Geschäfts noch in der Nacht abreisen.

„Wenn Sie nicht," fuhr der Herzog fort, „der feigste Mensch in Ihrem Lande sind, so folgen Sie mir zum Wagen, Prinz."

— Ich bin kein Prinz! antwortete Philipp, der sich zum Aeußersten getrieben sah.

„Sie sind es. Jeder hat Sie hier auf dem Balle erkannt. Ich kenne Sie am Hut. Sie hintergehen mich nicht."

Philipp zog die Larve ab, zeigte dem Herzog sein Gesicht und sprach: „Nun, bin ich der Prinz?"

Herzog Hermann, wie er das wildfremde Gesicht erblickte, prallte zurück und stand wie versteinert. Seine geheimste Angelegenheit einem Unbekannten verrathen zu haben, vermehrte seine Bestürzung und Verlegenheit. Ehe er sich noch aus dieser sammeln konnte, hatte Philipp schon die Thür in der Hand, und weg war er.

11.

Sobald sich Philipp im Freien befand, nahm er blitzschnell Hut und Seidenmantel ab, wickelte jenen in diesen, und so, beides unter dem Arm, sprang er die Gasse entlang, der Gregorienkirche zu.

Da stand Röschen schon in einem Winkel neben der hohen Kirchenpforte und harrte sein.

„Ach, Philipp, lieber Philipp!" sagte sie zu ihm, sobald sie ihn erkannte, und drückte seine Hand: „Welche Freude hast du mir doch gemacht! O wie glücklich sind wir! Sieh, ich habe keine Ruhe mehr bei meinen Freundinnen gehabt. Gottlob, daß du da bist. Schon seit beinahe einer Viertelstunde stehe ich hier und friere. Aber ich denke vor Freuden gar nicht an die Kälte, die ich leide."

— Und ich, liebes Röschen, danke Gott auch, daß ich wieder bei dir bin. Hole der Geier all den Schnickschnack der großen Herren. Nun, ich erzähle dir schon ein andermal von den tollen Auftritten, die ich gehabt habe. Sage mir, Herzenskind, wie geht es dir auch? Hast du mich noch ein wenig lieb?

„Ei, du bist nun ein großer Herr geworden, Philipp, und da ist's wohl an mir, zu fragen, ob du mich noch ein wenig lieb hast?"

— Wetter, woher weißt du denn schon, daß ich ein großer Herr war?

„Du hast es mir ja selber gesagt. Philipp, Philipp, wenn du nur nicht stolz wirst,' nun du so entsetzlich reich bist. Ich bin ein armes Mädchen, und nun freilich zu schlecht für dich. Aber, Philipp, ich habe schon bei mir gedacht, wenn du mich verlassen könntest, sieh', ich wollte lieber, du wärest ein Gärtner geblieben. Ich würde mich zu Tode grämen, wenn du mich verlassen könntest."

— Röschen, sage mir, was schwatzest du auch da? Ich bin eine halbe Stunde Prinz gewesen, und es war doch nur Spaß; aber in meinem Leben mache ich solchen Spaß nicht wieder. Nun bin ich wieder Nachtwächter, und so arm, wie vorher. Ich habe da wohl noch fünftausend Gulden bei mir, die ich von einem Mameluken bekommen — die könnten uns beiden aus der Noth helfen —, aber leider, sie gehören mir nicht.

„Du sprichst wunderlich, Philipp!" sagte Röschen, und gab ihm die schwere Geldbörse, die sie vom Prinzen erhalten hatte: „Da, nimm dein Geld wieder. Es wird mir doch im Strickbeutel fast zu schwer."

— Was soll ich mit dem vielen Gelde? Woher hast du das, Röschen?

„Du hast es ja in der Lotterie gewonnen, Philipp."

— Was? Hab' ich gewonnen? Und man hat mir doch auf dem Rathhause gesagt, meine Nummern wären nicht herausgekommen!

Sieh', ich habe geſetzt, und gehofft, es könne eine Terne für uns zur Ausſteuer geben. Aber der Gärtner Rothmann ſagte mir, als ich den Nachmittag zu ſpät auf das Rathhaus kam: „Armer Philipp, keine Nummer!“ — Juchheh, alſo doch gewonnen! Jetzt kauf' ich den größten Garten, und du biſt meine Frau. Wie viel iſt's denn geworden?

„Philipp, haſt du dir ein Räuſchchen in der Neujahrsnacht getrunken? Du mußt beſſer wiſſen, wie viel es iſt. Ich habe bei meinen Freundinnen nur unter dem Tiſche heimlich in die Börſe hineingeſchielt, und bin recht erſchrocken, als ich ein Goldſtück neben dem andern blitzen ſah. Da dachte ich: nun wundert's mich nicht, daß der Philipp ſo unbändig war. Ja, recht unbändig biſt du geweſen. Aber es war dir ja nicht zu verargen. Ich möchte dir ſelber um den Hals fallen und mich recht ſatt weinen vor Freuden.“

— Röschen, wenn du fallen willſt, ich mag es wohl leiden. Aber hier iſt ein Mißverſtändniß. Wer hat dir das Geld gebracht, und geſagt, es ſei mein Lotterieloos? Ich habe ja das Loos noch zu Hauſe im Kaſten, und kein Menſch hat es mir abgefordert.

„Philipp, treib' keine Poſſen. Du haſt's mir vor einer halben Stunde ſelber geſagt und mir ſelber das Geld gegeben.“

— Röschen, beſinne dich. Dieſen Morgen ſah ich dich beim Weggehen aus der Meſſe, da wir mit einander unſer Zuſammenfinden für dieſe Nacht verabredeten. Seitdem ſahen wir ja einander nicht.

„Außer vor einer halben Stunde, da ich dich blaſen hörte, und ich dich zu Steinmanns ins Haus hineinrief. Aber was trägſt du denn unter dem Arm für ein Bündelchen? Warum gehſt du bei der kalten Nacht ohne Hut? — Philipp, Philipp! nimm dich wohl in Acht. Das viele Geld könnte dich leichtſinnig machen. Du biſt gewiß in einem Wirthshauſe geſeſſen, und haſt dir mehr zu Gute gethan, als du ſollteſt. Gelt? Was haſt du da für ein Bündel-

chen? Mein Himmel, das sind ja wohl Frauenzimmerkleider von Seide? Philipp, Philipp, wo bist du gewesen?"

— Gewiß vor einer halben Stunde nicht bei dir. Du willst dich, glaub' ich, über mich lustig machen? Antworte mir, woher hast du das Geld?

„Antworte mir erst, Philipp, woher hast du diese Frauenzimmerkleider? Wo bist du gewesen?"

Da beide ungeduldig waren, Antwort zu haben, und keine Antwort gaben, fingen sie an, auf einander etwas mißtrauisch zu werden und zu zänkeln.

12.

Wie es gewöhnlich in solchen Rechtshändeln geht, wo ein liebendes Pärchen mit einander streitet, ging es auch hier. Sobald Röschen das weiße Schnupftuch hervornahm und ihre Augen trocknete und das Köpfchen wegwandte, und ein Seufzer um den andern aus der Tiefe der Brust hervorzitterte, hatte sie offenbares Recht, und er offenbares Unrecht. Und er gestand sein Unrecht, indem er sie tröstete, und bekannte: er sei auf dem Maskenball gewesen, und was er unter dem Arm trage, sei kein weibliches Gewand, sondern ein Seidenmantel, nebst Larve und Federhut.

Nach diesem reumüthigen Eingeständniß aber begann erst das strenge Verhör über ihn. Ein Maskenball, das weiß jedes Mädchen in einer großen Stadt, ist für unverwahrte Herzen ein gefährlicher Irrgarten und Kampfplatz. Man stürzt sich in ein Meer anmuthiger Gefahren, und geht manchmal darin unter, wenn man kein guter Schwimmer ist. Röschen hielt ihren Freund Philipp aber gerade nicht für den besten Schwimmer; es ist schwer zu sagen, warum? Also mußte er zuerst erklären, ob er getanzt habe? Auf

das Verneinen hin, fragte sie, ob er keine Abenteuer und Händel mit weiblichen Masken gehabt habe? Das ließ sich nicht verneinen. Er bekannte allerlei; doch setzte er jedesmal hinzu, die Frauenzimmer wären insgesammt von vornehmer Abkunft gewesen und hätten ihn für einen Andern gehalten. Röschen wollte zwar ein wenig zweifeln; doch unterdrückte sie den Argwohn. Als er aber auf ihre Frage: für wen man ihn gehalten habe, und von wem er seine Maske geliehen? immer den Prinzen Julian nannte, schüttelte sie doch das ungläubige Köpfchen; und noch unwahrscheinlicher war ihr sein Geschichtchen, daß der Prinz Nachtwächterdienste gethan, während Philipp auf dem Balle gewesen. Er aber vernichtete alle ihre Zweifel mit der Versicherung, der Prinz — denn dafür halte er seinen Substituten — werde, laut Abrede, in wenigen Augenblicken bei der Gregorienkirche erscheinen, und die schöne Maske für den Nachtwächtermantel eintauschen.

Nun ging dem erschrockenen Röschen über ihr Abenteuer im dunkeln Hausgang ein Licht auf. War es ihr doch damals schon aufgefallen, daß der vermeinte Philipp so etwas Fremdartiges in seinem Wesen gehabt hatte. Da nun die Reihe an sie kam, Alles haarklein zu beichten, wie sie zu dem Gelde für das Lotterieloos gelangt wäre, stotterte sie lange und suchte nach Worten herum, daß dem Philipp ganz bange ward.

Sie erzählte endlich Alles, was vorgefallen war; aber wie es zum Kuß und Gegenkuß kam, stockte sie wieder mit der Sprache. Doch mußte es heraus.

„Es ist nicht wahr!“ rief Philipp: „Ich habe dir keinen Kuß gegeben, und von dir keinen empfangen.“

„So hat es dir doch gegolten,“ sagte Röschen leise und schmeichelnd. Philipp rieb sich die blonden Haare auf dem Wirbel herum, damit sie nicht zu Berge stehen sollten.

„Höre Philipp, bist du es nicht gewesen,“ sagte Röschen

ängstlich, „so glaube ich dir alles Unglaubliche, das du mir gesagt hast, — so ist es Prinz Julian in deinen Kleidern gewesen.“

Das hatte dem Philipp schon lange geahnet, und er rief: „Der Spitzbube! Er hat mich um deine Küsse bestohlen. Nun begreif' ich! Nur darum gab er mir seine Maske, nur darum wollte er auf eine halbe Stunde Ich sein!“ — Und nun fiel ihm die Maske ein, die ihm von der Opernsängerin Rollina, dann von Röschen erzählt hatte, und er erneuerte sein Verhör strenger, als vorher: ob und wie sie den Prinzen vorher gesehen? ob ihr nicht ein Mann aufgefallen sei, ein vornehmer Herr, der ihr beim Kirchgehen nachgeschlichen sei, oder der sich im Milchgäßchen Geschäfte gemacht habe? oder ob nie ein Herr oder sonst Jemand zu ihrer Mutter gekommen sei, um sie mit Geld und Wohlthaten in ihrer Verlassenheit zu unterstützen?

Röschens Antworten fielen sämmtlich so beruhigend aus, und trugen so sehr das Gepräge der unbefangensten Unschuld, daß Philipps Herz wieder leicht ward. Er warnte sie vor den Schleichern und vor der Barmherzigkeit der Vornehmen, und Röschen hinwieder warnte vor den Gefahren der Maskenbälle und allen Abenteuern mit Frauenzimmern hohen Standes, durch welche mancher junge Mensch schon recht unglücklich geworden sei. Man vergab sich alle in der Unwissenheit begangenen Sünden, und Philipp stand im Begriff, den Kuß einzufordern, der ihm bestimmt gewesen, und den er nicht empfangen hatte — als das Pärchen im besten Augenblicke durch eine fremde Erscheinung unterbrochen wurde.

Es kam im vollen Lauf und Sprung ein Mensch gegen sie gerannt, der odemlos bei ihnen stehen blieb. An Mantel, Stange, Hut und Horn erkannte Philipp auf der Stelle seinen Mann. Dieser hingegen suchte den Maskenträger. Philipp reichte ihm den Hut und Seidenmantel und sagte: „Gnädigster Herr, hier Ihre

Sachen. In dieser Welt tauschen wir die Rollen nicht wieder mit einander; ich käme zu kurz dabei!“

Der Prinz rief: „Nur geschwind, nur geschwind!“ warf die nachtwächterliche Amtstracht von sich in den Schnee, band die Larve und den Mantel um, und setzte den Hut auf. Röschen sprang erschrocken zurück. Philipp bedeckte sich mit seinem alten Filz und Mantel, und nahm Stange und Horn.

„Ich habe dir ein Trinkgeld versprochen, Kamerad,“ sagte der Prinz, „aber so wahr ich lebe, ich habe meinen Geldbeutel nicht bei mir.“

„Den habe ich!“ antwortete Philipp und hielt ihm die Börse hin: „Sie gaben ihn meiner Braut da — aber, gnädigster Herr, wir verbitten uns Geschenke der Art.“

„Kamerad, behalte was du hast, und mache dich geschwind aus dem Staube; es ist für dich hier nicht geheuer!“ rief der Prinz eilig, und wollte davon. Philipp hielt ihn am Mantel fest: „Gnädiger Herr, wir haben noch Eins abzuthun!“

„Flieh', sag' ich dir, Nachtwächter! Flieh', man stellt dir nach.“

„Ich habe keine Ursache zu fliehen, gnädigster Herr. Aber ich habe Ihnen hier Ihre Börse —“

„Die behalte. Lauf' was du kannst!“

„Und einen Wechsel des Marschalls Blankenschwerd von fünftausend Gulden zuzustellen.“

„Der Hagel, wie kommst du mit dem Marschall Blankenschwerd zusammen, Nachtwächter?“

„Er sagte, es sei eine Spielschuld, die er Ihnen zu zahlen habe. Er will diese Nacht noch mit seiner Gemahlin auf seine polnischen Güter.“

„Bist du toll? Woher weißt du das? Wo gab er dir die Verrichtungen an mich?“

„Gnädigſter Herr, und der Finanzminiſter Bodenlos will bei Abraham Levi alle Ihre Schulden zahlen, wenn Sie ſich für ihn beim Könige verwenden wollen, daß er im Miniſterium bleibe.“

„Nachtwächter, du biſt vom hellen Teufel beſeſſen!“

„Ich habe ihn aber in Hochdero Namen abgewieſen!“

„Du den Miniſter?“

„Ja, gnädigſter Herr; hingegen habe ich die Gräfin Bonau mit dem Kammerherrn Pilzow wieder vollkommen verſöhnt.“

„Wer von uns beiden iſt ein Narr?“

„Noch Eins. Die Sängerin Rollina iſt eine gemeine Metze, gnädigſter Herr. Ich kenne deren Liebesgeſchichten. Sie ſind der Betrogene. Darum hielt ich es für Ihre königliche Hoheit unwürdig, ſich mit ihr einzulaſſen, und habe für dieſe Nacht das Abendmahl bei ihr abbeſtellt.“

„Die Rollina? Wie kamſt du zu der?“

„Noch Eins. Der Herzog Hermann iſt fürchterlich gegen Sie aufgebracht wegen der Kellergeſchichte. Er wollte Sie beim König verklagen.“

„Der Herzog? Wer hat dir denn das Alles erzählt?“

„Er ſelbſt. Sie ſind noch nicht ſicher. Zum König aber geht er nicht mehr, denn ich drohte ihm mit dem Zettel, den er dem Bäckermädchen gab. Hingegen wollte er ſich mit Ihnen auf Tod und Leben ſchlagen. Nehmen Sie ſich in Acht vor ihm.“

„Eins ſage mir: weißt du, woher der Herzog weiß, daß ich —“

„Er weiß Alles von der Marſchallin Blankenſchwerd; die hat es ihm ausgeplaudert, und daß ſie als Hexe bei dem Gaukelſpiel geſeſſen.“

Der Prinz nahm den Philipp beim Arm und ſagte: „Spaßvogel, du biſt kein Nachtwächter!“ Er drehte ihm das Geſicht gegen eine aus der Ferne herſchimmernde Laterne, und erſchrak, da er einen ihm vollkommen fremden Menſchen ſah.

„Bist du vom Satan besessen, oder . . . Wer bist du denn?“ fragte Julian, der vor Schrecken ganz nüchtern geworden war.

Ich bin der Gärtner Philipp Stark, Sohn des Nachtwächters Gottlieb Stark! antwortete Philipp ruhig.

13.

„Nun ja, den suchen wir eben! Halt, Bursch!“ riefen mehrere Stimmen, und Philipp, Röschen und der Prinz sahen sich plötzlich von sechs handfesten Dienern der löblichen Polizei umringt. Röschen that einen lauten Schrei. Philipp ergriff des erschrockenen Mädchens Hand und sagte: „Fürchte dich nicht!“ — Der Prinz klopfte dem Philipp auf die Achsel und sagte: „Es ist ein dummer Streich. Ich sagte dir nicht vergebens, du solltest dich zur rechten Zeit davon machen. Aber fürchte dich nicht; es soll dir nichts widerfahren.“

„Das wird sich hintennach ergeben!“ versetzte einer der Handfesten: „Einstweilen wird er mit uns kommen.“

„Wohin?“ fragte Philipp: „Ich bin in meinem Dienst; ich bin der Nachtwächter.“

„Das haben wir schon gehört, und eben deswegen kommt Ihr mit uns.“

„Laßt ihn gehen, ihr Leute!“ sagte Julian, und suchte in den Taschen nach Geld. Da er nichts fand, flüsterte er Philippen heimlich zu, ihnen aus der Börse zu geben. Die Handfesten aber rissen beide auseinander und riefen: „Fort! Hier werden keine Abreden mehr genommen. Auch die Maske ist verdächtig und muß mit uns.“

„Die nicht!“ sagte Philipp: „Ihr wollt den Nachtwächter; der bin ich. Könnet ihr verantworten, mich aus meinen Berufsgeschäften zu nehmen, so führet mich, wohin es euch beliebt. Diesen Herrn aber laßt gehen.“

„Das iſt nicht Eure Sache, uns zu lehren, wen wir für verdächtig halten ſollen!“ verſetzte einer der Polizeidiener: „Marſch, Alles mit uns!“

„Auch das Frauenzimmer?“ fragte Philipp: „Ich will nicht hoffen.“

„Nun, das Jüngferchen mag gehen. Für ſie haben wir keinen Befehl. Aber Namen und Geſichtchen müſſen wir für den Nothfall kennen, und den Aufenthalt.“

„Es iſt die Tochter der Wittwe Bittner im Milchgäßchen!“ ſagte Philipp, und ärgerte ſich nicht wenig, als die Kerls alle das Geſicht des weinenden Röschens gegen den Schein der fernen Straßenlaterne drehten und begafften.

„Geh' heim, Röschen!“ ſagte Philipp: „Geh' heim; fürchte nichts für mich. Ich habe ein gutes Gewiſſen.“

Röschen aber ſchluchzte laut, daß es ſelbſt den Polizeidienern Mitleid einflößte. Der Prinz wollte dieſen Umſtand benutzen, um durch einen Sprung zu entkommen. Aber von den Handfeſten einer war noch ein beſſerer Springer, ſtand mit einem Satz vor ihm und ſagte: „Hollah! der hat ein ſchlechtes Gewiſſen; er muß mit uns. Vorwärts, marſch!“

„Wohin?“ fragte der Prinz.

„Direkte und ſchnurgeraden Wegs zu Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminiſter.“

„Hört, Leute,“ ſagte der Prinz ſehr ernſt, doch leutſelig — denn ihm war in dieſer Geſchichte gar nicht wohl zu Muth, weil er eben ſein Nachtwächterſtückchen nicht verrathen wiſſen wollte: „Hört, Leute, ich bin dieſen Augenblick nur ſehr zufällig zu dieſem Nachtwächter gekommen; ihr habt mit mir nichts zu ſchaffen. Ich bin vom Hofe. Unterſteht ihr euch, mich zu zwingen, mit euch zu gehen, werdet ihr euern Irrthum bereuen und morgen bei Waſſer und Brod im Thurme ſitzen,“

„Laßt den Herrn um Gotteswillen gehen, Leute!“ rief Philipp: „Verlasset euch auf mein Wort, es ist ein großer Herr, der euch euern Dienst garstig versalzen kann. Es ist . . .“

„Schweig!“ rief Julian: „Es soll Niemand aus deinem Munde erfahren, wer ich bin, wenn du allenfalls errathen hättest, wer ich sei. Hörst du, Niemand! Niemand, sage ich dir, es komme, wie es wolle. Hörst du?“

„Wir thun unsere Schuldigkeit!“ entgegnete ein Polizeidiener: „und dafür setzt uns keiner in den Thurm. Das könnte aber am Ende wohl dem Herrn in der Maske selbst widerfahren. Wir kennen dergleichen Sprachen schon und fürchten solche Drohungen nicht. Vorwärts, marsch!“

„Leute, nehmt Vernunft an!“ rief Philipp: „Es ist ein sehr angesehener Herr am Hofe.“

„Und wenn's der König selber wäre, müßte er mit uns; das ist unsere Pflicht; er ist verdächtig!“ gab Einer zur Antwort.

„Ei ja,“ rief ein Anderer, „große Herren am Hofe haben wohl mit Nachtwächtern und Euresgleichen heimliche Dinge abzuthun und, wie vorhin, einander in die Ohren zu zischeln!“

Während man noch des Prinzen wegen hin und her stritt, kam ein Wagen, achtspännig, mit brennenden Fackeln voran, daher gefahren, an der Kirche vorbei. „Halt!“ rief eine Stimme im Wagen, als dieser eben an dem Haufen der Polizeidiener war, welche den Prinzen umringt hielten.

Der Wagen stand. Der Kutschenschlag öffnete sich. Ein Herr sprang heraus im Ueberrock, mit einem glänzenden Stern darauf, und ging zu der Menschengruppe. Er stieß die Polizeibeamten zurück, betrachtete den Prinzen von oben bis unten und sagte: „Richtig! erkannte ich doch gleich den Vogel an seinen Federn von weitem. Maske, wer sind Sie?“

Julian wußte nicht, wohin sich in seiner Verlegenheit drehen und wenden, denn er erkannte den Herzog Hermann.

„Antworten Sie mir!“ rief der Herzog mit donnernder Stimme. Julian schüttelte den Kopf und winkte dem Herzog, sich fortzubegeben. Dieser aber ward noch erpichter, zu wissen, mit wem er es auf dem Balle zu thun gehabt habe. Er fragte die Polizeibeamten. Diese standen mit entblößten Häuptern um den Herzog und sagten: sie hätten Befehl, den Nachtwächter unmittelbar zum Polizeiminister zu führen; der Wächter habe gottlose Verse gesungen, wie sie mit ihren eigenen Ohren gehört; sei ihnen aber durch Kreuz- und Quergassen entsprungen; hier nun, bei der Kirche, hätten sie ihn in vertraulichem Gespräche mit der Maske ertappt, die ihnen beinahe verdächtiger scheine, als der Nachtwächter. Die Maske habe sich für einen Herrn vom Hofe ausgeben wollen, allein das sei offenbar Windbeutelei. Sie hätten daher für Schuldigkeit gehalten, die Maske zu arretiren.

„Der Mensch ist nicht vom Hofe!“ erwiederte der Herzog: „darauf könnet ihr sicher gehen; ich gebe euch mein Wort. Er hat sich unerlaubter Weise auf dem Balle eingeschlichen und Jeden glauben gemacht, er sei Prinz Julian. Er hat sich mir endlich entlarven müssen, da er auch mich betrogen, und mir entwischte. Es ist ein unbekannter Mensch, ein Abenteurer. Ich habe es dem Oberhofmeister gemeldet. Ihr Leute, führet ihn fort zum königlichen Palast, ihr habt einen guten Fang gethan.“

Mit diesen Worten drehte sich der Herzog um, stieg in den Wagen, rief noch einmal zurück: „Laßt ihn nicht entkommen!“ und fuhr davon.

Der Prinz sah sich verloren. Den Polizeidienern sein Gesicht zu zeigen, hielt er für unschicklich; durch diese wären seine Genieſtreiche allzu stadtkundig geworden. Minder Gefahr lief er, wenn

er vor dem Oberhofmeiſter oder dem Polizeiminiſter die Larve abzog. Alſo rief er entſchloſſen: „Meinethalben! Kommt!“

Er und Philipp gingen. Röschen ſah ihnen weinend nach.

14.

Philipp hätte beinahe an Hexerei glauben mögen, oder daß er träume. Denn ſo verworren und bunt es in dieſer Nacht zuging, war's ihm in ſeinem Leben noch nicht ergangen. Er hatte ſich eigentlich keine Vorwürfe zu machen, als daß er mit dem Prinzen die Kleider getauſcht, und dann, wider ſeinen Willen, deſſen Rolle auf dem Ball geſpielt hatte. Da aber der Prinz vermuthlich die Nachtwächterrolle ebenfalls nicht in der Regel geſpielt haben mochte — denn warum mußte er ſich als Nachtwächter verhaften laſſen? — hoffte er bei dieſem Gnade zu finden.

Beim Palaſte ſchlug dem armen Philipp das Herz ſtärker. Man nahm ihm Mantel, Horn und Stange ab. Der Prinz ſprach mit einem vornehmen Herrn einige Worte. Sogleich wurden die Polizeidiener weggeſchickt; der Prinz ging die Stiege hinauf, und der Philipp mußte folgen. „Fürchte dich nicht!“ ſagte Julian und verließ ihn. Philipp wurde in ein kleines Vorzimmer geführt, wo er lange allein blieb.

Endlich kam ein königlicher Kammerdiener und ſagte: „Kommt mit mir, der König will Euch ſehen.“

Philipp war faſt außer ſich vor Schrecken. Seine Knie wurden ſchwach. Er ward in ein ſchönes Zimmer geführt. Da ſaß der alte König lachend an einem kleinen Tiſche. Neben ihm ſtand der Prinz Julian ohne Larve. Sonſt war Niemand im Zimmer.

Der König betrachtete den jungen Menſchen eine Zeit lang, wie es ſchien mit einer Art Wohlgefallen.

„Erzähle mir Alles genau," sagte der König zu ihm, „was du in dieser Nacht gethan hast."

Philipp gewann durch die leutselige Anrede des ehrwürdigen Monarchen wieder Muth, und beichtete haarklein, was er gethan und erlebt hatte, von Anfang bis zu Ende. Doch war er klug und bescheiden genug, das zu verschweigen, was er in seiner Prinzenrolle von den Höflingen gehört hatte, und wodurch Julian hätte in Verlegenheit gesetzt werden können. — Der König lachte bei der Erzählung einige Male laut auf; dann that er noch einige Fragen über Philipps Herkunft und Beschäftigung, nahm ein paar Goldstücke vom Tische, gab sie ihm und sagte: „Nun geh' du, mein Sohn, und warte deines Berufs. Es soll dir nichts Leides geschehen. Aber entdecke keinem Menschen, was du in dieser Nacht getrieben und erfahren hast. Das befehle ich dir. Nun geh'!"

Philipp fiel dem König zu Füßen und küßte dessen Hand, indem er einige Worte des Dankes stammelte. Als er wieder aufstand, um fortzugehen, sagte Prinz Julian: „Ich bitte unterthänigst, daß Ihre Majestät dem jungen Menschen erlauben wolle, draußen zu warten. Ich habe ihm für das Ungemach, das ich ihm diese Nacht verursachte, noch eine kleine Schuld abzutragen."

Der König nickte lächelnd mit dem Kopfe, und Philipp entfernte sich.

„Prinz!" sagte der König, und warnte drohend mit dem aufgehobenen Finger: „Ein Glück für Sie, daß Sie mir die Wahrheit sagten! Ich will auch diesmal noch Ihren wilden, albernen Possen Verzeihung widerfahren lassen. Sie hätten Strafe verdient. Noch einmal solch' einen Pagenstreich, und ich werde unerbittlich sein. Nichts wird Sie dann entschuldigen. Die Geschichte mit Herzog Hermann muß ich noch näher kennen. Gut, wenn er fortgeht; ich mag ihn nicht. Von dem, was sie über den Polizei- und Finanzminister sagten, erwarte ich ebenfalls Beweise. Gehen

Sie jetzt, und geben Sie dem jungen Gärtner ein Trinkgeld. Er hat in Ihrer Maske vernünftiger gehandelt, als Sie in der seinigen."

Der Prinz verließ den König. Er legte in einem Nebenzimmer den Ballanzug ab, den Ueberrock an, ließ Philippen rufen und befahl ihm, mit ihm in seinen Palast zu gehen. Hier mußte Philipp Alles, was er als Stellvertreter Julians auf dem Ball vernommen und gesprochen, Wort für Wort erzählen. Philipp gehorchte. Julian klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Höre Philipp, du bist ein gescheiter Kerl. Dich kann ich gebrauchen. Ich bin zufrieden mit dir. Was du in meinem Namen dem Kammerherrn Pilzow, der Gräfin Bonau, dem Marschall und seiner Frau, dem Oberst Kalt, dem Finanzminister und den Uebrigen gesagt, finde ich ganz vernünftig, und ich will es ansehen und halten, als hätte ich es selbst gesagt. Dagegen mußt du zu den Versen stehen, die ich in deinem Namen als Nachtwächter gesungen habe. Du wirst zur Strafe deines Nachtwächterdienstes entsetzt werden; das laß dir gefallen. Dafür mache ich dich zum Schloßgärtner bei mir. Ich gebe dir meine Gärten von beiden Schlössern Heimleben und Quellenthal. Das Geld, welches ich deiner Braut gegeben, soll ihre Aussteuer bleiben, und den Wechsel des Marschalls Blankenschwerd löse ich auf der Stelle bei dir mit fünftausend Gulden ein. Jetzt geh', diene mir treu und führe dich gut auf."

15.

Wer war glücklicher, als Philipp! Er flog in vollem Sprung zu Röschens Haus. Noch war Röschen nicht zu Bette; sie saß mit ihrer Mutter am Tische und weinte. Er warf die volle Börse auf den Tisch und sagte odemlos: „Röschen, das ist deine Aussteuer! und hier fünftausend Gulden, die sind mein. Ich habe als Nachtwächter Fehler gemacht; dafür verliere ich die Anwartschaft

auf des Vaters Dienst, und übermorgen ziehe ich als Schloßgärtner des Prinzen Julian nach Heimleben. Und Ihr, Mutter, und Röschen müsset mit mir nach Heimleben. Mein Vater und meine Mutter müssen auch mit mir. Ich kann euch nun wohl Alle ernähren. Juchheh! Gott gebe allen Leuten ein solch' gutes Neujahr!"

Mutter Bittner wußte nicht, ob ihren Ohren trauen bei Philipps Erzählung, und ihren Augen beim Anblick des vielen Geldes. Aber als Philipp ihr Alles und wie es gekommen, doch eben nicht mehr als zu wissen nöthig war, erzählt hatte, stand sie schluchzend auf, umarmte ihn mit Freuden und legte dann ihre Tochter an sein Herz. Nun lief oder tanzte die freudetrunkene Frau im Zimmer herum, fragte: „Wissen das Alles auch dein Vater und deine Mutter schon?" und da es Philipp verneinte, rief sie: „Röschen, mache Feuer an, thue Wasser über, koche einen guten Kaffee für unser Fünf!" nahm ihr wollenes Mäntelchen, wickelte sich hinein und ging zum Hause hinaus.

Röschen aber vergaß an Philipps Herzen Feuer und Wasser. Sie standen noch in fester Umarmung, als Frau Bittner zurückkam, begleitet vom alten Gottlieb und Mutter Käthe. Die umringten segnend ihre Kinder; Mutter Bittner, wollte sie Kaffee, mußte ihn selber kochen.

Daß Philipp den Nachtwächterdienst einbüßte, daß Röschen nach vierzehn Tagen seine Frau ward, daß beide mit ihren Aeltern nach Heimleben zogen — das gehört nicht zum Abenteuer der Neujahrsnacht, welches Niemanden verderblicher ward, als dem Finanzminister Bodenlos. Man hat auch seitdem nicht gehört, daß Prinz Julian ähnliche Geniestreiche gemacht habe.

Die Walpurgisnacht.

Der Verſucher.

Ich befand mich fern vom Hauſe in Geſchäften zu Prag. Es war im April. Wie angenehme Zerſtreuung es auch für mich gab, konnte ich doch das Heimweh nach unſerm Städtchen nicht unterdrücken, wo mein junges Weib ſchon ſieben Wochen auf meine Heimkehr hoffte. Seit unſerm Hochzeitstage waren wir nie ſo lange getrennt geweſen. Freilich Fanny ſchickte mir regelmäßig alle Wochen Briefchen zu, aber dieſe Zeilen voller Liebe, Verlangen und Wehmuth waren Oel ins Feuer. Ich wünſchte Prag und den heiligen Nepomuk vierunddreißig Meilen nordoſtwärts hinter mir.

Wer nicht ein liebenswürdiges Weibchen von zweiundzwanzig Jahren hat, reizend wie die Liebe, umſpielt von zwei blühenden Liebesgöttern; wer in ſolch ein Weſen nach fünfjähriger Ehe nicht fünfhundertmal verliebter iſt, als den Tag vor der Hochzeit, dem erzähle ich vergebens von meinem Heimweh.

Genug, ich dankte jauchzend dem Himmel, als die Geſchäfte endlich abgethan waren. Ich nahm bei den wenigen Bekannten und Freunden Abſchied, und ſagte dem Wirth, er ſolle die Rechnung geben. Andern Tages wollte ich mit der Poſt fort.

Am Reiſemorgen erſchien der Wirth, gehorſamſt aufzuwarten,

mit zahlenreicher Rechnung; ich hatte des baaren Geldes nicht genug zur Tilgung meiner Schuld und zu Ausgaben unterwegs. Also wollte ich einen guten Wechsel versilbern. Ich griff nach der Brieftasche, und suchte sie in allen Taschen, allen Winkeln. Sie war fort. Da ward mir nicht wohl; denn ich hatte für mehr denn vierzehnhundert Thaler Papier darin, und das ist doch keine Kleinigkeit unterm Himmel.

Es half mir auch nichts, daß ich die Stube umkehrte — die Brieftasche blieb verschwunden.

„Dacht' ich's doch," sagte ich zu mir selbst: „Wird der Mensch einen Augenblick seines Lebens froh, sitzt der Teufel gleich hinterm Hag und spielt ihm einen Possen. Man sollte sich in der Welt über nichts freuen, so hätte man auch der Höllenangst und des Verdrusses weniger. Ich habe es so oft schon erfahren."

Entweder war die Brieftasche gestohlen oder verloren. Ich hatte sie noch den Tag vorher in Händen gehabt; ich pflegte sie in der Brusttasche meines Rockes bei mir zu tragen. Auch lagen Fanny's Briefe darin. Es war mir, als hätte ich sie noch des Abends beim Entkleiden gefühlt. Wie nun meine theuern Papiere wieder bekommen? Denn wer sie hatte, konnte sie jede Stunde nach Belieben in Gold oder Silber verwandeln.

Da fing ich an zu fluchen, was sonst meine Leibsünde nicht ist. Ginge noch, wie in den guten, alten Zeiten, der Teufel herum, wenn auch wie ein brüllender Löwe, ich hätte auf der Stelle mit ihm einen Pakt geschlossen. Indem ich dies dachte, fiel mir eine Gestalt ein, die ich etwa acht Tage vorher beim Billard in einem verschlossenen Rothrock gesehen hatte, und die mir damals, wie ein menschgewordener Höllenfürst, vorgekommen war. Es überlief mich kalter Schauer. Und doch war ich so verzweifelt, daß ich dachte: „Meinethalben, und wenn er's wäre, jetzt würde er mir ganz willkommen sein, schaffte er mir nur die Brieftasche wieder.

Indem ward an meine Stubenthür gepocht. „Hollah!“ dachte ich: „Der Verſucher wird doch aus Spaß nicht Ernſt machen?“ Ich lief zur Thür; in Gedanken hatte ich den berüchtigten Rothrock, und glaubte in der That, der werde es ſein.

Und ſiehe — wunderliche Ueberraſchung! — da ich die Stubenthür öffnete, trat mit flüchtigem Kopfnicken der Verſucher herein, an den ich gedacht hatte.

Nähere Schilderung.

Ich muß erzählen, wo und wie ich die Bekanntſchaft dieſer Erſcheinung gemacht hatte, damit man mich nicht für einen Fantaſten halte.

An einem Abend war ich in ein Kaffeehaus oder Kaſino der Neuſtadt gegangen, wohin mich ſchon einmal ein Bekannter zum Billard geführt hatte. Ich hoffte, die neueſten Zeitungen zu finden. An einem Tiſchchen ſpielten zwei Herren nachdenkend ihre Parthie Schach. Einige junge Männer ſaßen am Fenſter in lebhaftem Geſpräch über Todtenerſcheinungen und Natur der menſchlichen Seele. Ein kleiner ältlicher Mann, in ſcharlachrothem Ueberrock, wanderte, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Ich nahm ein Glas Danzigerwaſſer und die Zeitungen.

Niemand machte meine Andacht ſo rege, als der ſcharlachrothe Spaziergänger. Ich vergaß ſelbſt die Zeitungen und den ſpaniſchen Krieg. Er hatte, wie in der Kleidung etwas Geſchmackloſes, in Geſtalt, in Bewegungen, in Geſichtszügen etwas Auffallendes und Widerliches. Er war von weniger, als mittlerer Größe, aber ſtarkknochicht, breitſchulterig; mochte fünfzig bis ſechszig Jahre haben, und ging mit dem Kopfe gebückt, wie ein Greis. Ein pechſchwarzes, glänzendes Haar hing ihm glatt und ſpießig um den Kopf. Das ſchwarzgelbe Geſicht mit der Habichtsnaſe und den vorragen-

den Backenknochen hatten etwas Abstoßendes. Denn während alle Züge kalt und eisern waren, schimmerte sein großes Auge so lebhaft, wie das Auge eines begeisterten Jünglings, ohne daß man darin Begeisterung und Seele las. Der, dachte ich, ist geborner Scharfrichter, oder Großinquisitor, oder Räuberhauptmann, oder Zigeunerkönig. Des Spasses willen könnte der Mann Städte in Flammen auflodern und Kinder an Speeren zappeln sehen. Ich möchte nicht mit ihm in einem Walde allein reisen. Er hat gewiß in seinem Leben noch nicht lächeln können.

Allein ich irrte mich. Er konnte lächeln. Er hörte den jungen Herren am Fenster zu, und lächelte: Aber, Gott sei bei uns, das war ein Lächeln! Es überlief mich eiskalt. Die schadenfrohe Hölle schien aus allen Zügen zu spotten. Wenn der im rothen Rocke nicht der Teufel ist, dachte ich, so ist's sein Bruder. Ich sah ihm unwillkürlich nach den Füßen, den bekannten Pferdehuf zu beobachten, und richtig, er hatte einen Menschenfuß, wie unser einer, und sein linker war ein Klumpfuß im Schnürstiefel. Doch hinkte er damit nicht, und trat überhaupt so schleichend auf, wie über Eierschalen, die er nicht zerdrücken wollte. Er hätte sich für baares Geld sehen lassen können, um alle Voltaires abergläubig zu machen.

Den spanischen Krieg vergaß ich durchaus. Ich hielt zwar die Zeitung vor mich hin, schielte jedoch darüber hinaus, die merkwürdige Gestalt länger zu beobachten.

Indem der Rothrock am Schachtisch vorbeiging, sagte einer der Spieler zu seinem düster und verlegen da sitzenden Gegner mit triumphirender Miene: „Sie sind ohne Rettung verloren.“ Der Rothrock blieb einen Augenblick stehen, warf einen Blick auf das Spiel, und sagte zum Sieger: „Sie sind geblendet und beim dritten Zug unausbleiblich matt.“ Der Sieger lächelte vornehm; der Bedrängte schüttelte zweifelnd den Kopf und zog — beim dritten Zug war der vermeinte Sieger in der That schachmatt.

Während die Kämpfer ihr Spiel wieder aufstellten, sagte einer von den jungen Männern am Fenster zum Rothrock heftig: „Sie lächeln, Herr, unser Streit scheint Sie zu interessiren? Aber Ihr Lächeln sagt mir, daß Sie entgegengesetzter Meinung sind über die Natur der Welt und der Gottheit. Haben Sie Schelling gelesen?“

„Ja wohl!“ sagte der Rothrock.

„Und was will Ihr Lächeln sagen?“

„Ihr Schelling ist ein scharfsinniger Dichter, der die Gaukeleien seiner Einbildungskraft für Wahrheit hält, weil ihn Niemand widerlegen kann, als mit andern Fantasiegespinnsten, die nur mit noch größerm Scharfsinn vertheidigt werden müßten. Es geht den Philosophen heut' wie immer. Blinde disputiren über Farbentheorien, und Taube über die Kunst des reinen Satzes in der Musik. Alexander hätte gern Schiffbrücken zum Monde geschlagen, um ihn zu erobern, und die Philosophen, unzufrieden im Kreise der Vernunft, wollen gern übervernünftig werden.“

So sagte der Rothrock. Da gab's Lärmen. Er aber hielt nicht Stand, nahm den runden Hut und schlich davon.

Ich sah ihn seitdem nie wieder, aber vergaß die auffallende Gestalt mit der Höllenphysiognomie nicht, und fürchtete mich, sie im Traume zu erblicken.

Nun stand er unverhofft vor mir im Zimmer.

Die Versuchung.

„Um Verzeihung, wenn ich Sie störe!“ sagte er: „Habe ich die Ehre, Herrn Robert . . . zu sprechen?“

„Der bin ich in der That!“ erwiederte ich.

„Womit beweisen Sie das?“

Sonderbare Frage, dachte ich, ohne Zweifel ein Polizeispion.

Es lag ein halbzerrissener Brief auf meinem Tisch. Ich zeigte ihm die an mich gerichtete Zuschrift auf dem Umschlag.

„Ganz gut," sagte er, „allein Sie tragen einen Namen, der so allgemein ist, daß man dergleichen in allen Winkeln Deutschlands, Ungarns und Polens findet. Geben Sie mir nähere Umstände an. Ich möchte mit Ihnen Geschäfte machen. Man hat mich an Sie adressirt."

„Mein Herr," sagte ich, „verzeihen Sie, ich kann jetzt nicht an Geschäfte denken; bin auf dem Sprung zur Abreise und habe noch tausend Dinge zu besorgen. Auch irren Sie sich wohl in meiner Person, denn ich bin weder Staatsmann, noch Kaufmann."

Er maß mich mit großen Augen und sagte: „So?" Er schwieg eine Weile, und schien im Begriff umzukehren, dann aber fing er an: „Sie haben doch Handelsgeschäfte in Prag getrieben? Ist nicht Ihr Herr Bruder auf dem Punkt gestanden, Bankerot zu machen?"

Ich mußte feuerroth gewesen sein, denn davon wußte, glaubte ich, außer meinem Bruder, keine Seele, als ich. Auch lächelte der Versucher wieder ein schadenfrohes Lächeln.

„Mein Herr, Sie irren sich noch einmal!" sagte ich. „Zwar habe ich einen Bruder, und mehr, als einen, aber keinen, der Bankerot zu fürchten hätte."

„So?" murmelte der Versucher, und seine Züge wurden wieder hart und eisern.

„Mein Herr," — sagte ich etwas empfindlich, denn es war mir gar nicht lieb, daß Jemand in Prag lebte, der von meines Bruders Umständen unterrichtet war, und ich fürchtete, der Schlaukopf wolle in mein Spiel sehen, wie dem Schachspieler im Kaffeehause. — „Sie sind gewiß an den unrechten Mann gewiesen. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Sie ersuche, sich kurz zu fassen. Ich habe keinen Augenblick zu versäumen."

„Gedulden Sie sich nur eine Minute," erwiederte er, „es liegt

mir daran, mit Ihnen zu reden. Sie schienen unruhig und verlegen. Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren? Sie sind fremd hier. Ich zwar gehöre auch nicht nach Prag, und sehe die Stadt seit zwölf Jahren wieder zum ersten Mal. Allein ich weiß zu allen Dingen guten Rath. Vertrauen Sie mir. Sie haben das Gesicht eines Biedermannes. Brauchen Sie Geld?"

Da lächelte oder vielmehr grinsete er wieder, als wollte er mir meine Seele abkaufen. Sein Thun war mir immer verdächtiger; ich schielte von ungefähr nach seinem Klumpfuß, und wirklich wandelte mich abergläubige Furcht an. In keinem Fall wollte ich mich mit dem verdächtigen Herrn einlassen, und sagte: „ich hätte kein Geld nöthig. Da Sie es mir aber so großmüthig antragen, mein Herr, darf ich Sie um Ihren Namen bitten?"

„An meinem Namen kann Ihnen nicht viel liegen," erwiederte er, „der thut nichts zur Sache. Ich bin ein Manteuffel. Gibt mir der Name bei Ihnen mehr Zutrauen?"

„Ein Manteuffel?" sagte ich, und wußte in seltsamer Verlegenheit nicht, was ich sagen sollte, und ob das ganze Ding Ernst oder Spaß sei.

Indem ward an die Thür gepocht. Der Wirth trat herein und brachte einen Brief, der von der Post gekommen war. Ich nahm ihn.

„Lesen Sie nur den Brief erst," fing der Rothrock an, „nachher können wir schon wieder sprechen. Der Brief ist ohne Zweifel von Ihrer liebenswürdigen Fanny."

Ich ward verlegener als je.

„Wissen Sie nun endlich," fuhr der Fremde fort und grinsete: „wissen Sie nun endlich, wer ich bin, und was ich von Ihnen will?"

Es lag mir auf den Lippen, zu sagen: „Mein Herr, Sie sind, glaube ich, der Satan, und möchten meine arme Seele zum Frühstück?" doch hielt ich an mich.

„Noch mehr," setzte er hinzu: „Sie wollen nach Eger. Gut, mein Weg geht durch das Städtchen. Ich reise morgen ab. Wollen Sie einen Platz in meinem Wagen annehmen?"

Ich dankte, und sagte: ich habe schon Post bestellt.

Da ward er unruhiger, und sagte: „Es ist Ihnen nicht beizukommen. Aber Ihre Fanny, den kleinen Leopold und August muß ich doch im Vorbeigehen kennen lernen. Errathen Sie noch nicht, wer ich bin und was ich will? In des Teufels Namen, Herr, ich möchte Ihnen gern einen Dienst leisten. Reden Sie doch."

„Gut," sagte ich endlich: „Wenn Sie ein Hexenmeister sind, mir ist meine Brieftasche fortgekommen. Rathen Sie mir, wie ich sie wieder bekomme?"

„Pah, was ist an einer Brieftasche gelegen? Kann ich Ihnen sonst nicht . . ."

„In der Brieftasche waren aber wichtige Papiere, über vierzehnhundert Thaler an Werth. — Rathen Sie mir, was habe ich zu thun, wenn sie verloren ist? und was, wenn sie gestohlen ist?"

„Wie sah die Brieftasche aus?"

„Seidenüberzug, hellgrün, mit Stickerei, mein Namenszug von Blumen darin. Es war eine Arbeit von meiner Frau."

„So ist der Ueberzug mehr werth, als die vierzehnhundert Thaler." Er lächelte mich wieder dabei mit seiner fürchterlichen Freundlichkeit an; dann fuhr er fort: „Da muß Rath geschafft werden. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Verlust ersetze?"

Bei diesen Worten sah er mich scharf und sonderbar an, als wolle er mir die Antwort: „Ich verschenke Ihnen meine Seele!" auf die Zunge legen. Da ich aber verlegen still schwieg, griff er in die Tasche und zog meine Brieftasche vor.

„Da haben Sie Ihr Kleinod und die vierzehnhundert Thaler nebst Zubehör!" sagte er.

Ich war außer mir. „Wie kommen Sie dazu?“ rief ich, und blätterte in der Brieftasche, und fand, daß nichts fehlte.

„Gestern Nachmittag um vier Uhr fand ich sie auf der Moldaubrücke, und steckte sie ein.“

Richtig, um die gleiche Zeit war ich über die Brücke gegangen, hatte die Brieftasche in Händen gehabt und eingesteckt.

„Vermuthlich nebenbei gesteckt!“ sagte der Rothrock. „Nun aber wußte ich nicht, ob mein Fund von Einem zu Fuß oder zu Pferd, hinter oder vor mir verloren war. Ich blieb eine Stunde lang auf der Brücke, einen Suchenden abzuwarten. Als Niemand kam, ging ich in mein Wirthshaus. Ich las den Inhalt, die Briefe, um daraus den Verlierer zu erforschen. Eine Adresse zeigte mir Ihren Namen und Ihren Aufenthalt in diesem Gasthofe an. Darum machte ich mich jetzt zu Ihnen auf. Schon gestern Abend war ich hier und fand Sie nicht.“

Lieber Gott, wie kann man sich doch mit seiner Physiognomik täuschen! Ich hätte meinem Manteuffel um den Hals fallen mögen. Ich sagte ihm die verbindlichsten Dinge. Meine Freude war so übermäßig, als vorher mein Verdruß. Er wollte aber nichts von Allem hören. Ich gelobte mir, mein Lebtage nicht wieder meinen physiognomischen Urtheilen zu trauen.

„Grüßen Sie Ihre schöne Fanny von mir. Reisen Sie glücklich. Wir sehen uns einmal wieder!“ sagte er, und ging davon.

Heimkunft.

Nun wollte ich aufbrechen, abreisen. Ich zahlte dem Wirth. Mein Knecht, mit dem Koffer auf dem Rücken, ging vor mir her, ich die Treppe hinab. Da kam mein Bruder die Treppe herauf, derselbe, deswillen ich in Prag war.

Natürlich, aus der Abreise ward nun nichts. Wir gingen in

mein Zimmer zurück. Da hörte ich denn mit Vergnügen, die schwankenden Vermögensverhältnisse meines Bruders hätten sich zu ihrem Vortheil geändert. Ein sehr bedeutender Verlust war ihm durch glückliche Spekulation in Baumwolle und Kaffee sechsfach vergütet. Er war nach Prag geeilt, um seine Angelegenheit selbst zu berichtigen. „Jetzt habe ich mein Schäfchen ins Trockene gebracht," sagte er, „aber Angst habe ich ausgestanden. Nun gebe ich dem Handel gute Nacht. Ich lege mein Geld lieber an mäßigen Zins, so laufe ich nicht Gefahr, heute ein Millionär, morgen ein flüchtiger Bettler und Betrüger zu sein. Darum komme ich, dir für deine brüderliche Treue zu danken, und mich mit meinen Leuten für immer aus einander zu setzen."

Ich mußte ihn zu verschiedenen Häusern begleiten. Aber er spürte meine Ungeduld und mein Heimweh; drum nach einigen Tagen rieth er mir, ohne ihn zurück zu reisen. Das that ich denn auch, weil sich sein Aufenthalt in Prag wohl auf mehrere Wochen verlängerte. Ich nahm Extrapost und flog meiner geliebten Heimath entgegen.

Unterwegs fiel mir noch immer der seltsame Manteuffel ein. Ich konnte die Figur mit dem rothen Rock, dem Klumpfuß und der unvortheilhaften Gesichtsbildung nicht vergessen. Ich besann mich noch, daß ihm ein Büschel seiner schwarzen Haare über der Stirn emporstand. Vielleicht hat er ein kleines Horn darunter, und dann war der Beelzebub fertig vom Wirbel bis zur Sohle.

Zwar die Brieftasche hatte er wieder gebracht; ehrlicher konnte kein Mensch in der Welt sein. Er hatte Fanny's Briefe und meines Bruders mir gegebene Instruktion gelesen, so konnte er freilich von meinen Geheimnissen unterrichtet sein. Allein dann das Gesicht dazu — nein, so unleserlich schreibt die Natur sonst nicht! — Genug, hätte ich jemals an das Dasein eines Mephistopheles geglaubt, würde ich diesmal keinen Augenblick daran gezweifelt haben.

Ich hing dieſem Gedanken nach, und läugne ſogar nicht, daß ich mich recht willig dem Spiel meiner Einbildungen überließ. Er vertrieb mir die Langeweile. Ich nahm an, mein ehrlicher Manteuffel könnte wohl der ächte Teufel ſein; ſeine Ehrlichkeit eine Hinterliſt, um dem Himmel meine arme Seele wegzuſchnappen. Und wenn er es nun wäre, was könnte er mir wohl bieten? — Gold und Gut? — Ich war nie geldſüchtig. Einen Thron? Ja, den hätte ich wohl für acht Tage beſeſſen, um der Welt Frieden zu geben; aber dann wäre ich wieder in meine beſcheidene Wohnung zurück gegangen, um, ein zweiter Cincinnatus, eigenhändig Rüben zu bauen. — Hübſche Weiber? Einen Harem voll der ſchönſten Helenen, Armiden und Amanden? Nein, wenn ich an Fanny dachte, kamen mir die reizendſten Zirkaſſierinnen wie alte Weiber vor. Ich hätte keinen Strohhalm darum gegeben, einmal Doktor Fauſt zu ſein. Und wozu das? Ich war glücklich! Glücklich? Nein, das doch auch nicht ganz, eben weil ich gar zu glücklich war. Ich fürchtete mich ein wenig vor Freund Hain, dem Knochenmanne, der mit der verwünſchten Hippe mir meine Fanny, meine beiden Söhne, mich ſelbſt wegmähen konnte. Und dann wäre es doch die große Frage, ob und wie wir uns im Paradieſe wieder zuſammen finden würden? — Ich hätte wohl einen Blick ins künftige Leben geworfen, um mich zu beruhigen. Aber geſetzt, mein Teufel hätte mir den frommen Wunſch erfüllen, und mich, durch einen Spalt der Himmelspforte, hinüber blinzeln laſſen, was würde mir ein Unterthan Abramelechs anders habe zeigen können, als ſeine Hölle?

Doch genug von den Poſſen.

Ich war von Prag bis zum Städtchen zwei Tage und eine Nacht unterwegs. Aber den zweiten Tag ward's ſpät. Umſonſt ſchalt und ſpornte ich die Poſtknechte mit Wort und Geld — es ward immer ſpäter, immer dunkler, und ich immer ſehnſuchtsvoller. Ach, ſeit beinahe einem Vierteljahr hatte ich ja Fanny nicht ge-

sehen! meine Kinder nicht, die um die junge Mutter, wie zwei Engel um eine raphaelische Madonna flatterten! — Ich zitterte vor Entzücken, wenn ich daran dachte, die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, mein Weib, sei noch heute in meinen Armen.

Es ist wahr, ich hatte, ehe ich Fanny kennen lernte, auch schon geliebt gehabt. Es gab einst eine Julie für mich, die mir durch den Stolz ihrer Aeltern entrissen und einem reichen polnischen Edelmann zum Weibe gegeben war. Unsere Liebe war die erste für uns beide — an gegenseitige Vergötterung und Raserei grenzend. Wir schwuren uns noch in der Abschiedsstunde ewige Liebe über Leben und Grab hinaus, und Küsse und Thränen hatten die Eide besiegelt. Aber man weiß nun, wie es damit geht. Sie ward Frau Staroſtin, und ich sah Fanny. Meine Liebe zu Fanny war eine heiligere, reifere, zärtlichere. Julie war einst die Gottheit meiner Phantasie; allein Fanny die Angebetete meines Herzens.

Es brummte die Glocke des heimathlichen Städtleins ein Uhr, da wir in die schlafende Straße einfuhren. Ich stieg beim Posthause ab, ließ den Knecht nebst dem Koffer zurück, weil ich selbst, falls in meinem Hause Alles schlafen würde, wieder zurückkehren wollte, und schlich hinaus zur Vorstadt, an deren Ende mein freundliches Haus im Schatten hoher Nußbäume mir schon von weitem mit seinen Fenstern im Mondschein entgegenschimmerte.

Verhaßter Besuch.

Und Alles schlief! — o Fanny, Fanny, hättest du gewacht, wie viel Jammer und Schrecken wäre mir erspart worden! — Sie schliefen, mein Weib, meine Kinder, mein Gesinde, nirgends Licht! Ich wanderte zehnmal ums Haus herum — Alles verschlossen. Aus dem Schlaf jagen wollte ich doch Keinen. Besser

das Entzücken des Wiedersehens für die vom Schlummer erquickte Seele in der Morgenstunde, als in der fieberischen Mitternacht.

Zum Glück fand ich mein neuangebautes schönes Gartenhaus offen. Ich trat hinein. Da stand auf einem Tischchen der Strickkorb meiner Fanny; da sah ich im Mondschimmer am Boden und auf den Sesseln die Steckenpferde, Trommeln, Peitschen meiner Kinder. Vermuthlich hatten sie den Nachmittag hier zugebracht. O wie war mir unter diesen Kleinigkeiten so wohl, als wäre ich bei meinen Lieben selbst. Ich streckte mich aufs Sofa, und beschloß hier zu übernachten. Die Nacht war lau und mild, und der Duft blühender Bäume und Gartenbeete drang in mein Gemach.

Wer seit vierzig Stunden nicht geschlafen hat, findet jedes Lager weich. Ich entschlief in meiner Uebermüdung bald. Doch kaum hatte ich die Augen geschlossen, weckte mich das Knarren der Gartenhausthür wieder. Ich richtete mich auf; ich sah einen Menschen hereintreten: ich glaubte, es sei ein Dieb. Aber man denke sich mein Erstaunen, es war der Freund Rothrock.

„Woher kommen Sie?“ fragte ich.

„Von Prag. In einer halben Stunde reise ich wieder ab. Ich wollte Sie doch im Vorbeigehen und Ihre Fanny sehen, um mein Wort zu halten. Ich hörte von Ihrem Knecht, Sie seien erst gekommen, und glaubte in Ihrem Hause Alles wach zu finden. Sie werden doch hier nicht übernachten wollen in der feuchten Kühle, und sich eine Krankheit erschlafen?“

Ich ging mit ihm hinaus in den Garten, und bebte an allen Gliedern, so hatte mich die sonderbare Erscheinung erschreckt. Ich verspottete zwar im Stillen meine abergläubige Furcht, aber doch konnte ich mich ihrer nicht erwehren. Der Mensch ist nun einmal so. Die harten Züge des Prager Freundes waren im täuschenden Mondlicht noch viel schrecklicher, und seine Augen viel blitzender.

„Sie haben mich wirklich erschreckt, wie ein Gespenst!“ sagte

ich. „Ich zittere am ganzen Leibe. Wie kamen Sie dazu, mich im Gartenhause zu suchen? Sie sind, wie ein Allwissender.“

Er grinsete schadenfroh und sagte: „Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„Wahrhaftig, ich kenne Sie jetzt nicht besser, als in Prag. Aber zum Spaß will ich Ihnen doch erzählen, wie Sie mir da vorkamen. Sie nehmen's nicht übel, ich dachte, wenn Sie kein Hexenmeister wären, möchten Sie wohl der Teufel selbst sein.“

Er grinsete wieder und entgegnete: „Wenn ich, zum Spaß gesagt, nun das letzte wäre, würden Sie mit mir gemeine Sache machen?“

„Sie müßten mir viel bieten, ehe ich einschlüge. Denn wahrhaftig, mein Herr Teufel, erlauben Sie, daß ich Sie zum Scherz so nenne, mein Glück ist vollkommen.“

„Oho, bieten würde ich Ihnen nichts, geben nichts. Das war wohl in alten Zeiten Sitte, da die Leute noch an einen Teufel glaubten, und sich vor ihm desto mehr hüteten — da mußte man kapituliren. Aber heutiges Tages, da Keiner mehr an den Teufel glaubt, und mit der Vernunft Alles ausrichten will, sind die Menschenkinder allzuwohlfeil.“

„Einmal hoffe ich, bei mir steht's anders, ob ich gleich den Beelzebub für ein Mährchen halte. Ein Quintchen Vernunft gibt mehr Tugend, als ein Zentner Teufelsglauben.“

„Das ist's eben! — Eine stolze Sicherheit, ihr Sterblichen — erlauben Sie, daß ich in der Rolle spreche, die Sie mir gaben — eure stolze Sicherheit liefert der Hölle mehr Rekruten, als eine Legion Werber in Satans Uniform. Seit ihr selbst angefangen habt, die Ewigkeit für ein Problem, die Hölle für eine orientalische Fabel zu halten; seit man Ehrlichkeit und Dummheit für Tugenden gleichen Kalibers erklärt; die Wollust eine liebenswürdige Schwäche, Selbstsucht, Seelengröße, Gemeinnützigkeit eine Narr-

heit, und abgefeimte Tücke Lebensklugheit nennet, gibt man ſich in der Hölle keine Mühe mehr, euch zu fangen. Ihr kommt von ſelbſt. Die Vernunft habt ihr auf den Lippen, die Macht von hundert Leidenſchaften im Herzen. Der Heiligſte unter euch Entnervten iſt, wer die wenigſte Gelegenheit zu ſündigen hat.“

„Das heißt recht teufliſch geſprochen!“ rief ich.

„Allerdings!“ antwortete der rothe Herr und grinſete wieder: „Aber ich rede die Wahrheit, weil ihr Leute nicht mehr an ſie glaubt. So lange den Menſchen noch Wahrheiten heilig waren, mußte Satan ein Vater der Lügen ſein. Jetzt iſt's umgekehrt. Wir armen Teufel ſind immer die Antipoden der Menſchheit.“

„So ſind Sie in dieſem Stück wenigſtens nicht mein Gegner; denn ich denke, wie Sie, mein philoſophiſcher Herr Teufel.“

„Gut, ſo gehören Sie mir ſchon an. Wer mir nur ein Haar reicht, deſſen Kopf habe ich. Und — hier iſt's kühl — mein Wagen iſt vielleicht ſchon angeſpannt, ich muß abreiſen. Alſo leben Sie wohl.“

Er ging. Ich begleitete ihn wieder zum Poſthauſe zurück, wo wirklich ſein Reiſewagen eben Vorſpann erhielt.

„Ich dächte, Sie kämen mit mir noch hinauf ins Haus, und tränken mit mir zum Abſchied ein Glas Punſch, den ich beſtellt hatte, ehe ich zu Ihnen ging.“

Ich nahm die Einladung an. Es that mir wohl, in ein warmes Zimmer zu kommen.

Die Verſuchung.

Der Punſch ſtand ſchon auf dem Tiſch, da wir ins Zimmer traten. Ein fremder Reiſender ging finſter und müde auf und ab; es war ein langer, hagerer, alter Mann. Auf den Stühlen

umher lag Gepäck; auch bemerkte ich einen Frauenzimmershawl und Strohhut, nebst weiblichen Handschuhen.

Als wir tranken, sagte der Fremde zum eintretenden Hausknecht, der das Gepäck holte: „Sagt meiner Gemahlin, wenn sie kommt, ich sei zu Bett. Wir reisen in aller Frühe fort.“ —

Ich wollte auch nicht wieder ins kalte Gartenhaus zurück, und bestellte mir die Nacht ein Bett. Der Fremde ging fort. Wir tranken den Punschnapf leer unter allerlei Geschwätz. Das Feuer des Rums erquickte und durchglühte mich. Der Rothrock eilte zu seinem Wagen, und indem ich ihm hineinhalf, sagte er: „Wir sehen uns noch einmal wieder.“ Damit rollte der Wagen weg.

Da ich ins Zimmer zurücktrat, war ein Frauenzimmer darin, welches den Shawl, die Handschuhe und den Hut holte. Wie sich die junge Schöne nach mir umdrehte, verlor ich fast alle Besonnenheit. Es war Julie, die erste Geliebte, im Begriff, mit ihrem Gemahl, wie ich nachher erfuhr, eine Lustreise nach Italien zu machen. Sie war nicht minder erschrocken, als ich.

„Um Gottes willen, ist es dein Geist, Robert?“

„Julie!“ stammelte ich, und alle Wonnen der ersten Liebe wachten wieder auf bei diesem überraschenden Anblick. Ich wollte mich ihr ehrerbietig nahen. Ihre Augen waren voll Thränen; ihre Arme offen. Ich lag weinend an ihrem Busen.

Erst als wir wieder zu uns selbst kamen, bemerkte sie, daß sie halb entkleidet war. „Hier ist nicht mein Zimmer!“ sagte sie, und warf sich den Shawl um. „Komm, Robert, wir haben uns viel zu sagen.“

Sie ging. Ich folgte ihr in ihr Zimmer. „Hier können wir uns einander frei erzählen!“ sagte sie, und wir setzten uns aufs Sofa. Nun ward denn erzählt. Ich lebte noch einmal im Fiebertaumel einer alten Liebe, die ich längst erloschen geglaubt hatte. Julie, durch ihren Staroften nicht glücklich, hing mit ehemaliger

Seligkeit an mir. Sie war schöner, aufgeblühter, als ehemals. Sie fand auch mich schöner, wie sie sagte. — Die Flamme der Leidenschaft wehte von Seele zu Seele in Küssen.

Ein Zauber, den ich unmöglich beschreiben kann, lag in Juliens Worten und Wesen. Alles von ehemals ward wieder hell; die erste Bekanntschaft auf dem Ball am Brauttage ihrer Schwester; die Empfindungen, welche uns damals bewegten; dann unser Wiedersehen im herzoglichen Schloßgarten; dann die Wasserfahrt mit unsern beiderseitigen Aeltern, und wie wir im Elysium von Wörlitz Liebe gestanden, Treue schworen. Dann — doch genug: für uns gab es nur Vergangenheit, keine Zukunft.

Plötzlich ging die Thür auf. Der lange, hagere Mann trat herein mit der Frage: „Wer ist noch bei dir, Julie?“

Wir sprangen erschrocken auf. Der Staroſt stand eine ganze Weile sprachlos, bleich wie eine Leiche. Dann mit drei Schritten fuhr er auf Julchen zu, schlang ihre langen, kastanienbraunen Locken um seine Faust, und schleuderte die Winselnde zur Erde und schleppte sie auf dem Boden herum, indem er rief: „Verrätherin! Nichtswürdige!“

Ich wollte ihr zu Hülfe eilen. Er stieß mich mit gewaltiger Kraft zurück, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Wie ich mich wieder aufraffte, ließ er die Unglückliche fahren, und schrie mir zu: „Dich erdroßle ich!“ In der Verzweiflung nahm ich ein Messer vom Tisch, und drohte, es ihm in die Rippen zu stoßen, wenn er nicht schwiege. Aber der Wüthende warf sich gegen mich, spannte meinen Hals zwischen seine Hände ein, und drückte zu. Ich verlor die Luft. Ich fuhr in der Verzweiflung mit dem Messer nach allen Seiten um mich. Ich stieß es wiederholt gegen ihn. Plötzlich stürzte der Unglückliche nieder. Er hatte das Messer im Herzen.

Julie lag wimmernd am Boden neben ihrem ermordeten Mann. Ich stand da, wie eine Bildsäule. „O,“ dachte ich, „wäre es

doch nur ein Traum, und läge ich erwachend auf dem Sofa meines Gartenhauses. Verflucht sei der Rothrock! verflucht die Brieftasche! — O meine armen Kinder! o meine geliebte, unglückliche, fromme Fanny! — Nahe an den Schwellen meines häuslichen Paradieses werde ich zurückgeschleudert in eine Hölle, die ich nie kannte! — Ich bin Mörder!"

Der Lärmen im Zimmer hatte die Leute im Hause geweckt. Ich hörte fragen, rufen, gehen. Mir blieb nichts übrig, als die Flucht, ehe ich entdeckt ward. Ich ergriff das brennende Licht, um mir zum Hause hinaus zu zünden.

Vollendung des Gräuels.

Indem ich die Treppe hinabging, nahm ich mir vor, in mein Haus zu eilen, meine Frau, meine Kinder zu wecken, sie noch einmal an mein Herz zu drücken, dann wie ein Kain in die Welt hinaus zu flüchten, um nicht der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen. Aber schon auf der Treppe sah ich meine Kleider ganz vom Blut des Staroſten überschüttet. Ich zitterte, erblickt zu werden.

Die Hausthür nach der Straße war verschloſſen. Als ich zurückeilte, um durch den Hof zu entkommen, hörte ich von der Treppe herab Menschen eilen, schreien und rufen hinter mir. Ich lief über den Hof, zur Scheune. Ich wußte, von da hinaus käme ich in Gärten und Felder außerhalb des Städtchens. Aber die mir nachſetzten, eilten behend genug. Ich war kaum in der Scheune, als mich einer beim Rock erwischte. Mit Höllenangſt riß ich mich los, und ſchleuderte meine brennende Kerze in die neben mir hoch aufgethürmten Strohwellen. Es gab plötzlich Flammen. So hoffte ich mich zu retten. Es gelang. Man ließ von mir los, vermuthlich um den Brand zu tilgen. So entkam ich ins Freie.

Ich stürzte blindlings fort, setzte über Häge und Gräben. Meine Fanny, meinen August, meinen Leopold noch einmal zu sehen, daran war nicht zu denken. Der Trieb der Selbsterhaltung überschrie alle andern Gefühle des Herzens und der Natur. Wenn ich an meine gestrige Heimkunft, an meine Erwartungen auf den heutigen nahen Morgen dachte, konnte ich das Geschehene gar nicht für möglich halten. Aber meine blutigen, klebrigen Kleider, der kühle Morgenwind, der mich durchschauerte, sagte mir nur zu sehr das Gegentheil. Ich lief fast athemlos, bis ich nicht mehr konnte. Hätte ich ein Mordwerkzeug bei mir geführt, wäre ein Strom in meiner Nähe gewesen, ich würde aufgehört haben zu leben.

Triefend vom Schweiße, ohne Athem, erschöpft an allen Kräften, mit zitternden Knien, setzte ich meine Flucht in langsamern Schritten fort. Ich mußte zuweilen stehen bleiben, um mich zu erholen. Ich war mehrmals daran, ohnmächtig niederzusinken.

So gelangte ich nach dem nächsten Dorf bei unserm Städtchen. Indem ich davor stand, und noch überlegte, ob ich es umgehen, oder keck durchwandern sollte — denn noch war es mondhell, und die Sonne nicht zum Aufgang — fieng es im Dorfthurm an zu läuten. Bald klangen mir auch von andern entfernten Ortschaften Glockentöne. Es war Sturmgeläute.

Jeder Ton zermalmte mich. Ich sah mich um. O Gott, hinter mir weite dunkelrothe Gluth; eine ungeheure Flammensäule, die bis zu den Wolken hinaufleckte! Das ganze Städtchen stand in Flammen. Ich — ich war der Mordbrenner! — O meine Fanny, o meine Kinder, welch ein entsetzenvolles Erwachen aus dem stillen Morgenschlummer hat euch euer Vater bereitet! —

Da ergriff es mich, wie bei den Haaren, und hob mich in die Höhe, und meine Sohlen wurden leicht wie Federn. Ich lief in mächtigen Sprüngen um das Dorf herum einem Kiefernwald zu. Die Flammen meiner Heimath leuchteten wie Tageshelle, und die

heulenden Sturmglocken dröhnten mit zerreißenden Klängen durch mein zerrüttetes Wesen.

Wie ich die Nacht des Waldes erreicht hatte, und so tief hinein war, daß ich nichts mehr vom rothen Licht der Feuersbrunst gewahren konnte, in welcher bisher immer mein Schatten vor mir hergaukelte, konnte ich nicht weiter. Ich fiel zur feuchten Erde nieder, und brüllte meinen Schmerz aus. Ich schlug mit der Stirn gegen den Boden, und raufte krampfhaft Gras und Wurzeln aus. Ich hätte sterben mögen, und wußte es nicht zu machen.

Untreuer, Mörder, Mordbrenner, das Alles fast in gleicher Stunde. O der Rothrock hatte wohl Recht: es gibt unter euch keine Heiligen, als denen die Gelegenheit zur Sünde fehlt. Bietet dem Teufel nur ein Haar: so hat er euern Kopf. Welches unselige Schicksal führte den Satan ins Gartenhaus zu mir! Hätte ich seinen Punsch nicht genommen, ich hätte Julien gesehen, ohne Fanny's zu vergessen; hätte ich dies gekonnt, der Staroſt wäre nicht ermordet; ich würde meine Heimath nicht in Brand gesteckt haben — ich läge nicht hier in der Verzweiflung, mir selbst zum Gräuel, der Menschheit zum Fluch.

Inzwischen heulten die Sturmglocken unaufhörlich, und schreckten mich wieder empor. Ich freute mich, daß es noch nicht Tag war. So durfte ich hoffen, noch eine gute Strecke unbekannt zurückzulegen. Aber ich sank wieder weinend nieder, da ich mich erinnerte, es sei der erste Mai, es sei meiner Fanny Geburtstag. Wie hatten wir Glücklichen ihn sonst im Kreise der Unserigen heiter gefeiert! Und heut! welch ein Tag! welch eine Nacht! — Da durchfuhr mich der Gedanke: es ist Walpurgisnacht! — Sonderbar! der alte Aberglaube machte diese Nacht von jeher zur Nacht des Schreckens, in der böse Geister ihr Fest begangen haben sollten, und der Teufel seine Hexen auf dem Gipfel des Blocksberges versammelte. Fast hätte ich an die Wahrheit der albernsten Ab-

scheulichkeit glauben mögen. Der verdächtige Rothrock fiel mir wieder lebhafter mit allen seinen sonderbaren Reden ein. Jetzt — warum soll ich läugnen? — jetzt hätte ich meine Seele darum gegeben, er wäre wirklich gewesen, der er sich bei mir im Gartenhaus scherzend genannt hatte, um mich zu retten, um mir mein Gedächtniß zu rauben, um mir mein Weib, meine Kinder in irgend einem Winkel der Erde wieder zu geben, wo wir unentdeckt leben könnten.

Aber die Sturmglocken tobten lauter. Ich spürte das Grauen des Morgens. Ich flog auf vom Boden, und setzte meine Flucht fort im Gebüsch und kam zur Landstraße.

Kain.

Hier holte ich frischen Athem. Alles Geschehene war so gräßlich, so plötzlich — ich konnte selbst nicht daran glauben. Ich sah mich um — aber durch die Kiefern glühte der rothe Wiederschein der Feuersbrunst. Ich betastete mich, und besudelte meine Finger mit dem Blut des Staroſten.

Das verräth mich dem Ersten, der mich findet! dachte ich, und riß mir die befleckten Kleider vom Leibe und verbarg sie in dichtes Gesträuch, und wusch mir die Hände im Thau des Grases rein. So, halb entkleidet, rannte ich auf der Landstraße hin.

„Wer bist du nun?“ sprach ich zu mir selbst: „Wer dich erblickt, wird dir nachsetzen. Nur Wahnsinnige oder Mörder laufen im Hemd durch die Wälder; oder ich muß sagen, ich sei beraubt worden. Würde mir ein Bauer begegnen, den ich übermannen könnte, er müßte mir seinen Kittel geben. So wäre ich für die ersten Augenblicke geborgen. Ueber Tag kann ich im Dickicht der Wälder verborgen bleiben, Nachts meinen Lauf fortsetzen. Aber woher soll ich Nahrung nehmen? Woher Geld? — Jetzt fiel mir

bei, wie ich meine Brieftasche im weggeworfenen Rock gelassen und mich aller Baarschaft beraubt hatte.

Ich stand still und war unentschlossen. Einen Augenblick dachte ich daran, umzukehren und meine Brieftasche zu suchen. Aber — das Blut des Starosten! ich hätte es nicht wieder sehen mögen, und wäre eine Million zu holen gewesen. — Und zurückgehen, die spielende Feuergluth zwischen den Kiefern beständig vor Augen haben . . . nein, die Flammen der offenen Hölle lieber! — So wanderte ich weiter.

Da hörte ich das Rasseln eines Wagens — vielleicht eine Feuerspritze und zu Hilfe eilende Bauern. — Jach stürzte ich mich ins Gebüsch, von wo ich die Landschaft beobachten konnte. Ich zitterte wie ein Espenblatt. Da kam langsam, von zwei Pferden gezogen, ein geschmackvoller, offener Reisewagen, und mit Koffern gepackt Ein Mann saß darin, und lenkte die Rosse. Er fuhr immer langsamer, und hielt endlich still nahe vor mir. Er stieg aus, ging um den Wagen herum, besah ihn von allen Seiten; dann verließ er den Wagen und ging abwärts vor mir über die Straße ins Gebüsch.

„Dir wäre geholfen, wenn du im Wagen säßest!“ rief's in mir: „Deine Beine sind wie gebrochen. Sie schleppen dich nicht mehr. Du wärest gerettet. Kleider, Geld, schnelle Flucht, Alles wäre vorhanden. Der Himmel will sich deiner annehmen. Benutze den Wink. Der Wagen ist leer. Schwing' dich hinein!“

Gedacht, gethan. Denn mit Ueberlegen war kein Augenblick zu versäumen. Jeder ist sich selbst der Nächste, man rettet sich, wie man kann. Verzweiflung und Noth haben kein Gesetz. Ein Satz, und ich war aus dem Gebüsch auf der Straße, von der Straße im Wagen. Ich ergriff den Leitriemen, und lenkte die Rosse mit dem Wagen um, von meiner brennenden Heimath ab. Da sprang der Eigenthümer aus dem Wald hervor, und in dem

Augenblick, da ich den Pferden die Peitsche fühlen ließ, wollte er ihnen in die Zügel fallen. Er stand vor ihnen. Ich schlug heftiger — jetzt mußte Alles gewagt sein. Die Rosse bäumten sich und drangen vorwärts. Der Eigenthümer fiel und lag unter den Pferden. Ich fuhr über ihn weg. Er schrie Hilfe. Seine Stimme durchbohrte mich. Es war eine bekannte Stimme — eine geliebte Stimme. Ich traute meinen Ohren nicht. Ich hielt still, und lehnte mich aus dem Wagen, um nach dem Unglücklichen zu sehen. — Ich sah ihn! — Aber — ich schaudere, indem ich's sage — ich sah meinen Bruder, der seine Sachen in Prag unerwartet abgethan, oder andere Ursachen zur Heimreise gehabt haben mußte.

Ich saß da, wie vom Blitz gerührt; gelähmt, erstarrt. Unter mir winselte der Geräderte. Das hatte ich nicht gewollt, nicht gedacht. Ich schleppte mich langsam aus dem Wagen. Ich sank zu meinem geliebten Bruder nieder. Das schwere Rad war ihm über die Brust gegangen. Ich rief mit bebender, leiser Stimme seinen Namen. Er hörte mich nicht mehr; er erkannte mich nicht mehr. Er hatte ausgelitten. Ich war der Verruchte, der ihm ein Leben geraubt hatte, das mir so theuer war, als das meinige. — Entsetzlich, zwei Morde in gleicher Nacht! freilich beide unwillkürlich, beide in der Verzweiflung begangen. Aber sie waren doch begangen, und Folgen des ersten Verbrechens, das ich hätte meiden sollen.

Meine Augen wurden naß; aber es waren nicht Thränen der Wehmuth über den geliebten Todten, sondern Thränen der rasenden Wuth gegen mein Schicksal, gegen den Himmel. Nie in meinem Leben hatte ich mich mit einem groben Verbrechen besudelt. Ich war gefühlvoll für das Schöne, Gute, Große und Wahre gewesen. Ich hatte keine süßere Freude gehabt, als am Glücklichmachen. Und nun, ein verdammter Leichtsinn — ein unseliger Augenblick von Selbstvergessenheit — und das — und das frevelvolle Spiel des Zufalls oder der Nothwendigkeit hatten mich zum

elendeſten, verworfenſten Weſen unter dem Himmel gemacht. O, prahle doch Niemand mit ſeiner Tugend, mit ſeiner Kraft, mit ſeiner Beſonnenheit! — Es gehört nicht mehr als eine Minute dazu, in der man ſeine beſſern Grundſätze ein wenig auf die Seite ſtellt, — nicht mehr als eine Minute, und der Engelreine iſt aller Schandthaten fähig. Wohl ihm, wenn ſein Verhängniß es beſſer mit ihm will, als mit mir; und ihm nicht, elenderweiſe einen Bruder zu rädern, in den Weg legt!

Doch nichts von Moral. Wer ſie hier nicht von ſelbſt gefunden hat, für den gibt es keine. Ich will zum Ende meiner Unglücksgeſchichte eilen, die kein Dichter jemals ſchauerlicher erſinnen konnte.

Reue.

Ich küßte die bleiche Stirn meines Bruders. Da hörte ich Stimmen im Walde. Erſchrocken fuhr ich auf. Sollte ich mich ertappen laſſen über dem Leichnam des Geliebten, den ich erſt berauben wollte, und dann tödtete? Ich war, ehe ich mich ſelbſt beſann, im tiefſten Gebüſch, und überließ die Leiche nebſt Roß und Wagen ihrem Schickſal. Nur der allmächtige Trieb zum Leben wachte noch in mir: alles Andere war todt. — Ich ging in Betäubung durch Strauch und Dorn; wo die Büſchung am finſterſten, die Verzweigung am dichteſten verſchlungen war, dahin eilte ich. Wer dich findet, rief's in mir, der wird dich tödten, Kain, Brudermörder!

Ermattet blieb ich auf einem Felſenſtein im Innerſten des Waldes ſitzen. Die Sonne war aufgegangen, ohne daß ich's bemerkt hatte. Ein neues Leben wehete durch die Natur. Die grauſenvolle Walpurgisnacht lag hinter mir mit meinen Verbrechen; aber die Kinder derſelben gaukelten wie Teufel auf meinem Wege hin. Ich ſah meine jammernde Fanny mit den verwaiſeten Kin-

dern — ich ſah die troſtloſe Familie meines unglücklichen Bruders — ich ſah das Hochgericht — den Henkerzug, den Rabenſtein.

Da ward mir das Leben plötzlich zur Bürde. Hätte ich mich doch vom Staroſt erdroſſeln laſſen, ſprach ich bei mir ſelbſt, ich hätte es ja verdient. Ich war ja ein Verräther an meiner Fanny und an der Treue, die ich ihr tauſendmal geſchworen. — Oder wäre ich doch umgekehrt, wie das Städtchen hinter mir brannte. Ich hätte Weib und Kind noch einmal küſſen und dann nach dem Abſchied mich in die Flammen ſtürzen können. So hätte ich mir doch den Brudermord erſpart.

Ich fürchtete das Leben, weil ich mich vor neuen Verbrechen fürchtete, die mir mit jedem Schritt unvermeidlich ſchienen. So tief hatten mich die bisherigen Ereigniſſe erſchüttert, daß ich glaubte, dem Sünder bringe jeder Athemzug eine Sünde. Ich dachte an Selbſtmord — aber auch dazu war ich mittellos. So beſchloß ich, mich der Obrigkeit ſelbſt auszuliefern, ihr meine Vergehen reumüthig zu bekennen. Dann — freilich unter traurigen Verhältniſſen, hatte ich doch noch Hoffnung, meine Fanny, meinen Leopold und Auguſt noch einmal in meinem Leben an die Bruſt zu drücken, Verzeihung von ihnen zu erflehen, und von ihren Thränen begleitet in die Ewigkeit hinüberzuwandern. Ich konnte noch manche häusliche Verhältniſſe anordnen, meiner Fanny noch manchen nützlichen Rath und Aufſchlüſſe über verſchiedene Angelegenheiten geben.

Dieſer Gedanke gewährte mir einiges Vergnügen. Ich ward ruhiger. Das Leben hatte ich aufgegeben, nun hörten die Furien des Gewiſſens auf, in mir zu wüthen, da ſie hatten, was ſie wollten.

Ich ſtand auf und ging; doch wußte ich nicht wohin. In der Betäubung und Höllenangſt hatte ich ſelbſt die Gegend vergeſſen, aus der ich gekommen war. Die Waldung lag finſter und dick um mich her. Ich ſehnte mich nach dem Schimmer der Feuersbrunſt,

die sollte mich zu meinen Richtern leiten. Doch gleichviel. Jeder Schritt, jeder Weg mußte mich immer zuletzt dahin bringen.

Indem ich eine Weile gegangen war, erhellte sich der Forst. Ich kam auf eine schlechte Landstraße, und schlug sie sogleich ein, unbekümmert, wohin sie gehe.

Der Versucher.

Ich hörte nahe vor mir Pferde wiehern. Ich erschrak. Die Liebe des Lebens erwachte von neuem. Ich gedachte in die Wildniß zurück zu flüchten. Du hast zwar gefehlt; du bist zwar Verbrecher der entsetzlichsten Art, aber du kannst wohl noch glücklich werden, wenn du dich diesmal rettest. Denn ein vollendeter Böswicht warst du nie, wenn gleich der leichtsinnigste. So dachte ich, aller Vorsätze vergessend, und mit meinen Gedanken schon in einer fernen Einsamkeit, wo ich, unbekannt der Welt, mit Weib und Kindern unter fremdem Namen leben könnte. Aber bei dem Allem war ich doch vorwärts gegangen.

Da erblickte ich, als sich die Straße bog, dicht vor mir Pferde, einen umgestürzten Wagen mit einem zerbrochenen Rade, und zu meinem Entsetzen oder Entzücken daneben stehend — den wohlbekannten Rothrock.

Als er mich erblickte, grinsete er mich nach seiner Gewohnheit an, und sagte: „Willkommen hier! Habe ich nicht gesagt, daß wir uns wiederfinden würden? — Ich warte schon die ganze Nacht. Mein Postillon ist in das Städtchen zurück, Hilfe zu holen, und kehrt nicht wieder.“

„Er hat dort mehr zu helfen, als hier,“ sagte ich: „denn die Stadt ist in vollem Feuer.

„Dachte ich's doch,“ erwiederte er, „denn ich sah es an der

Röthe des Himmels. Aber was wollen denn Sie im Walde? Was suchen Sie hier? Warum helfen Sie nicht löschen?"

„Ich habe wohl andere Dinge zu löschen, als Holzbrand."

„Dachte ich's doch. Sagte ich es Ihnen nicht vorher?"

„Retten Sie mich. Ich bin ein heilloser Verbrecher geworden — ich ward leichtsinniger Gatte, Mörder, Mordbrenner, Straßenräuber, Brudermörder, Alles seit dem Augenblick, da Sie mich verlassen hatten; Alles binnen drei Stunden. Und doch, ich schwöre es Ihnen, ich bin kein schlechter Mensch."

Der Rothrock stampfte mit dem Klumpfuß auf den Boden, da ich dies sagte, als wäre er voll Unwillens. Aber seine Geberden blieben hart und eisern. Auch gab er keine Antwort. Da erzählte ich ihm das beispiellose Unglück dieser Nacht. Er blieb ganz gelassen.

„Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?" sagte er endlich.

„Meine Seele! meine Seele!" schrie ich: „denn nun fange ich an zu glauben, daß Sie in der That der sind, für den ich Sie in Prag, bei mir selbst scherzend, hielt."

„Und der wäre?"

„Der Satan."

„So falle vor mir nieder und bete mich an!" brüllte er mit gräßlicher Stimme.

Ich fiel auf die Knie, wie ein Wahnsinniger, vor ihm, und hob die gefalteten Hände, und rief: „Rette mich! — rette mein Weib und meine Kinder von dem Verderben! Sie sind unschuldig. Bringe uns in eine Wüste, wo wir Brod und Wasser haben und eine Höhle. Wir wollen uns selig machen, wie in einem Paradiese. Aber wische die Erinnerung an die Walpurgisnacht aus meinem Gedächtniß, sonst ist auch im Paradiese die Hölle. Kannst du das nicht, so ist mir's besser, ich sterbe büßend auf dem Hochgericht."

Wie ich dies sagte, hob er den Klumpfuß und stieß damit verächtlich gegen mich, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Ich wollte meine Bitten wiederholen, aber er unterbrach mich und sagte: „Da seht mir den frommen, gefühlvollen Mann! da seht mir den stolzen Sterblichen in der Herrlichkeit seiner Vernunft! da seht mir den Philosophen, der den Teufel wegläugnet und die Ewigkeit in gelehrte Zweifel bringt! Er krönt seine Schandthaten mit der Anbetung des Satans.“

„Daran, Satan, erkenne ich dich,“ schrie ich wüthend: „daran, daß das sanfte Mitleid in deiner eisernen Brust fehlt, welches doch sonst das warme Menschenherz bewohnt. Ich will auch kein Mitleid von dir, der nur schadenfrohen Hohn kennt. Ich wollte deine Gunst kaufen, mit meiner Seele kaufen. Sie könnte sich ja noch bessern; sie kann ja den Weg zur Reue finden und zur Gnade. Sie könnte dir ja noch entschlüpfen, wenn du sie am sichersten zu haben glaubst.“

Düster entgegnete er mir: „Nein, mein Herr, ich bin der Teufel nicht, wie Sie glauben. Ich bin ein Mensch, wie Sie. Sie waren ein Verbrecher. Jetzt sind Sie ein Wahnsinniger geworden. Aber wer mit seinem bessern Glauben einmal gebrochen hat, der ist auch mit seiner Vernunft bald fertig. — Ich verachte Sie. Und wenn ich Ihnen helfen könnte, wahrhaftig, ich möchte Ihnen nicht helfen. Ihre Seele fordere ich nicht. Sie ist zur Hölle reif, ohne daß der Satan dafür einen rothen Heller bietet.“

Hoffnung.

Eine Weile stand ich zweifelhaft und verlegen vor ihm. Scham und Wuth, Reue und Entschlossenheit zu jedem Verbrechen, das mich für den Augenblick retten konnte, kämpften in mir. Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging; denn was die Geschichte

des flüchtigen Augenblicks war, würde unter meiner Feder sich zu einem Buche ausdehnen: und doch könnte ich's nicht in aller Klarheit darstellen.

„Wenn Sie nicht der sind, wofür ich Sie halte," sagte ich endlich, „so müßte ich wünschen, daß Sie es wären. Retten Sie mich, sonst bin ich verloren. Retten Sie mich, denn Sie allein sind an meinem entsetzlichen Schicksal schuldig."

„So macht's der Mensch!" sagte er grinsend: „Er will immer der Reine sein, und hätte er sich auch im Bruderblut gebadet."

„Ja, Sie, mein Herr, waren die erste Ursache alles namenlosen Gräuels dieser Nacht. — Warum kamen Sie in der Nacht zu meinem Gartenhause, wo ich ruhig und harmlos schlief, um den Anbruch des Morgens zu erwarten? Hätten Sie mich nicht geweckt, wäre Alles nicht geschehen, was geschehen ist."

„Aber weckte ich Sie zu Treulosigkeit und Mordbrand? So macht's der Mensch. Wenn er Tausende gemeuchelmordet hat, möchte er alle Schuld auf den Bergmann wälzen, der das Eisen aus den finstern Schachten der Erde heraufgeholt hat. Herr, auch Ihr Athemholen ist am Verbrechen Ursache, weil Sie ohne Athem es nicht begehen konnten. Aber ohne Athem hätten Sie auch kein Leben gehabt."

„Warum spielten Sie denn im Garten bei mir die Rolle des Teufels, und sagten so bedeutungsvoll, wer dem Satan nur ein Haar bietet, dessen Kopf zerrt er sich daran nach, wie an einem Seil?"

„Gut das! habe ich darum Lüge gesprochen? Wer könnte die Wahrheit fürchterlicher bezeugen, als Sie selbst? Habe ich das Haar von Ihnen begehrt? oder haben Sie es mir angeboten? — Aber, Herr, da Sie Julien, Ihre erste Geliebte, sahen, da hätten Sie Ihrer Fanny eingedenk sein müssen. Sie vertrauten Ihrer Tugend zu viel, oder vielmehr, Sie dachten an keine Tugend.

Religion und Tugend hätten Ihnen gesagt: fliehe heim zum Gartenhaus. Herr, der Mensch, sobald sein Versuchungsstündchen schlägt, darf sich, der Sünde gegenüber, auch das Erlaubteste nicht erlauben. Der erste leichtfertige Gedanke, den man durchschlüpfen läßt, ist das bewußte Haar in des Teufels Klaue."

„Sie haben Recht. Konnte ich aber das voraussehen?"

„Allerdings konnten Sie."

„Es war unmöglich. Denken Sie nur an das abscheuliche Zusammentreffen der Umstände."

„Daran hätten Sie, als eine Möglichkeit, denken sollen. Konnten Sie nicht an den Staroſten denken, da Sie sein Weib im Arm hielten? nicht an die Feuersbrunst, da Sie das Licht in das Stroh schleuderten? nicht an den Brudermord, da Sie die Rosse gegen die Brust des Eigenthümers antrieben? — denn der, oder ein anderer, jeder Mensch ist Ihr Bruder."

„Mag sein. Aber bringen Sie mich nicht zu größerer Verzweiflung. Sie müssen wenigstens zugeben, daß der erste Fehltritt hätte ohne alle andern Gräßlichkeiten geschehen können, wenn nicht das Schrecklichste zusammengetroffen wäre, was immer zusammentreffen könnte?"

„Sie irren! Was lag denn Schreckliches darin, daß der Staroſt seine Frau besuchte? was denn Schreckliches darin, daß man in der Scheune Stroh hatte, wie in allen Scheunen? was Schreckliches, daß Ihr unglücklicher Bruder friedlich auf dem Rückweg begriffen war? Nein, Herr, was Sie ein abscheuliches Zusammentreffen heißen, konnte für Sie, wenn Sie auf rechtschaffenen Wegen geblieben wären, ein erfreuliches gewesen sein. Die Welt ist gut, das Gemüth macht sie zur Hölle. Der Mensch ist's, der erst Dolch und Gift macht; außerdem wären die Dinge friedliche Pflugschar oder heilsame Arznei geworden. Denken Sie an keine Rechtfertigung."

Da schrie ich verzweiflungsvoll auf, denn ich übersah meine ganze Abscheulichkeit. „O!“ rief ich, „bis zu dieser Nacht bin ich schuldlos gewesen, ein guter Vater, ein treuer Gatte, ohne Vorwürfe. — Jetzt bin ich ohne Ruhe, ohne Ehre, ohne Trost!“

„Nein, Herr, auch darin muß ich widersprechen. Sie sind in dieser Nacht nicht erst geworden, was Sie sind, sondern Sie sind es längst gewesen. Man wird nicht in einer Stunde vom Engel zum Teufel, wenn man nicht schon alle Anlagen zum Teufelwerden besitzt. Es fehlte nur an Gelegenheit, daß der inwendige Mensch auswendig wurde. Es fehlte Ihnen die Julie und die Einsamkeit. Im Stahl und Stein schläft das Feuer, wenn man's gleich nicht sieht — nur zusammengeschlagen, es wird schon funkeln. Ein Funke nebenbei fliegt ins Pulverfaß, und eine halbe Stadt mit ihrer Glückseligkeit wird in Schutt und Trümmern gegen den Himmel geschleudert. Lobe mir doch Keiner die frommen Leute, die in stolzer Unschuld den armen Sünder zum Galgen begleiten! — daß ihrer nicht mehrere daran hängen, ist bloß Gunst des Zufalls.“

„So tröste ich mich. So ist, wenn Sie die Wahrheit sprechen, die ganze Welt nicht besser, als ich und Sie dazu.“

„Nein, Herr, Sie irren abermals. Ich gebe Ihnen die halbe Welt preis, aber nicht die ganze. Ich glaube noch an Tugend und Seelengröße, woran Sie eben mit Ihrer vermeinten Seelengröße nie stark glaubten. Aber die halbe Welt, ja! und besonders in unsern Tagen, wo der Grundzug der Gemüther Schlaffheit, Selbstsucht und feige Gleisnerei ist. Das ist auch der Ihrige. Darum stehen Sie auch hier als Verdammter.“

„Sie können Recht haben; aber ich bin nicht besser und schlechter, als alle andern Menschen dieser Zeit.“

„Was Sie sind, das scheint Ihnen die Welt zu sein. Wir sehen nie das Draußen in uns, sondern uns selbst in dem Draußen. Es ist Alles nur Spiegel.“

„Um Gotteswillen, Herr!“ rief ich außer mir, „retten Sie mich, denn die Zeit verrinnt. Wenn ich schlecht war, könnte ich nicht besser werden?“

„Allerdings. Noth bringt Kraft.“

„Retten Sie mich und Weib und Kind! Ich *kann* besser, ich *will* besser werden, da ich mit Schaudern sehe, welcher Verbrechen ich fähig war, deren ich mich nie fähig gehalten haben würde!“

„Es kann werden. Aber Sie sind ein Schwächling. Schwäche ist die Säugamme der verruchtesten Thaten. Ich will Sie retten, wenn Sie sich selbst retten können. Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„So sind Sie ein Engel, mein Schutzgeist.“

„Ich bin Ihnen nicht vergebens im Garten erschienen vor Verübung der Gräuel. Ich warnte Sie. Doch Muth! Wer Glauben und Muth für das Göttliche bewahrt, behält Alles.“

Rettung.

Indem der Rothrock diese Worte sprach, kam es mir vor, als wenn sein gluthfarbenes Kleid wie helle Flammen um ihn brannte; und wie grünes Feuer schoß es um uns her aus dem Boden empor; aber es waren nur die Bäume. Die Farben zuckten vor meinen Blicken wunderbar durch einander. Zuletzt losch Alles aus. Ich lag in Ohnmacht. Ich wußte nichts mehr von mir. Es war mir etwas geschehen.

Dann fühlte ich eine dumpfe Rückkehr des Bewußtseins, im Ohr einen fernen Ton; ums Auge eine Dämmerung von in einander verschillernden Strahlen. Wie Gedanke, Klang und Licht heller wurden, sann ich über meinen Zustand, aber ich konnte nicht ergründen, was mir geschehen sei.

Entweder ist es Ohnmacht, oder Wahnsinn, oder Sterben —

dachte ich: Reißt sich die Seele von ihren Nerven, der Geist von seiner Seele los: was bleibt noch? Es geht mit den Sinnen ein Weltall aus, und der Geist schmilzt als unselbstständige Kraft ins Reich der Kräfte ein. Dann wäre der Mensch eine Schaumblase, ausgeworfen an der bewegten, ewig wechselnden Oberfläche vom Ozean des Alls; in sich abspiegelnd die grünenden Eilande und die Unendlichkeit des Himmels. Und die abspiegelnden Eilande und Himmel verfliegen in der Wasserblase, die ins All zurückgeht. — Nein, nein, rief's in mir: darum warst du Verbrecher, weil du den Glauben an Gott und dich selbst verloren, und dich den Hirngespinnsten einseitiger Klügelei ergeben hattest. Das gewaltige Geisterall ist kein todtes Meer, und der Menschengeist kein Schaum.

So ungefähr dachte ich, und schlug die Augen auf. Und über mir schwebte, wie von Wolken gehalten, der Alte in freundlichem Ernst; ich sah nicht mehr die harten, eisernen Züge, sondern ein mildes Wesen in seinen verklärten Mienen. Doch blendete mich der Glanz, und ich schloß die Augen bald wieder zu, und träumte fort. Ich konnte kein Glied regen.

Was ist mir oder wird aus mir, dacht' ich; denn mich däuchte, ich hörte Getümmel von Städten und Dörfern an mir vorüberziehen, bald Sausen bewegter Wälder, bald Ströme rauschen und Meeresbrandungen an Klippen, bald Glockenton der Heerden und ferne Hirtengesänge.

„Was geschieht mir? wohin komme ich?" seufzte ich leise mit großer Anstrengung.

Ueber mir hing immer die Gestalt des Alten, und sein Auge war sorgsam auf mich niedergerichtet. „Ich rette dich!" sagte er mit unendlich sanftem Ton: „Fürchte dich nicht mehr. Du hast dein Leben und deinen Tod gesehen. Schwächling, werde Mann. Ein zweites Mal rette ich dich nicht wieder."

Darauf dämmerte es mir wieder vor meinen Augen, und mir

war, als läge ich in einer Felsenhöhle, in welche das Tageslicht durch enge Klüfte hineinschimmerte. Aber der Alte hing noch immer über mir; da sagte er: „Jetzt bist du gerettet und ich verlasse dich. Ich habe deine Wünsche erfüllt.“

„Aber,“ seufzte ich, „meine Fanny, meine Kinder! gib sie mir noch in diese Wüste.“

Der Alte sprach: „Sie gehören dir schon.“

„Und das Gedächtniß meiner Gräuel wische aus für alle Ewigkeit, wenn du kannst.“

Der Alte sprach: „Ich will es verwischen, es wird dich nicht mehr betrüben.“

Indem er dies sagte, zerfloß es über mir, wie ein Dunst, und ich starrte die grauen Felsen über mir an, und begriff von Allem nichts. Aber mir war unaussprechlich wohl. Und doch glich Alles einem Feenmährchen.

Wie ich noch die Felsen über mir anstarrte, drückte ein unsichtbares Wesen seine Lippen auf die meinigen. Ich fühlte einen warmen Kuß.

Die neue Welt.

Der Kuß machte mich irdisch. Ich glaubte die Augen offen zu haben, doch merkte ich, daß sie geschlossen waren; denn ich hörte leise Tritte um mich rauschen, und sah doch in der Höhle Niemanden.

Da hauchte mich ein neuer Athem an, und zwei zarte Lippen rührten abermal an die meinigen. Das Gefühl des Lebens trat wieder in meine äußern Sinne. Ich hörte Kinderstimmen flüstern. Traum und Wahrheit schwammen verworren durch einander, und trennten sich immer bestimmter, bis ich zum hellen Bewußtsein und deutlicher äußern Klarheit kam.

Ich spürte, ich liege hart und unbequem. Es war mir, als

sei es auf dem Sofa in meinem Gartenhause. Ich that die Augen auf, und meine Fanny hing über mir. Mit ihren Küssen hatte sie mich erweckt. Unsere Kinder klatschten freudig in die Hände, als sie mein Erwachen sahen, und kletterten aufs Sofa und über mich hin, und riefen eines ums andere: „Papa, guten Morgen, Papa!“ — Und mein Weibchen klammerte sich fest um mich; und mit den Augen voller Freudenthränen machte es mir doch Vorwürfe, daß ich die ganze kalte Nacht im Gartenhause geschlafen; und wäre Christoph, unser Knecht, nicht vor einer Viertelstunde aus dem Posthause gekommen, und hätte Lärmen mit den Mägden in der Küche getrieben und deine Ankunft verrathen, kein Mensch hätte davon gewußt.

Aber der schwere Walpurgistraum hatte mir dermaßen zugesetzt, daß ich lange lag, und weder den Augen noch Ohren zu trauen wagte. Ich suchte die phantastische Höhle der Wüste, und immer war es das Gartenhaus. Da lagen noch Trommeln, Steckenpferde und Peitschen am Boden herum. Auf dem Tisch stand noch Fanny's Strickkörbchen — alles wie ich es gefunden, als ich hier mein Nachtlager wählte.

„Und Christoph ist erst jetzt aus dem Posthause gekommen?“ fragte ich. „Hat er dort die ganze Nacht geschlafen?“

„Freilich, du Wunderlicher!“ sagte Fanny und streichelte mir die Wange: „Er behauptet ja, du selbst habest es ihm so befohlen. — Warum auch hier auf dem steinharten Sofa übernachten? Warum hast du uns nicht aus den Betten getrieben? Wie gern wären wir doch zu deinem Empfang bereit gewesen!“

Ich erschrak freudig. „Ihr habt also sanft und ruhig geschlafen die Nacht?“ fragte ich.

„Nur zu gut!“ sagte Fanny: „Hätte mir ahnen können, daß du hier im Gartenhaus wärst — aus dem Schlafe würde nichts geworden sein. Ich würde zu dir geschlichen sein, wie ein Ge-

ſpenſt. Weißt du auch, daß es Walpurgisnacht war, wo die Hexen und Kobolde ihr Weſen treiben?“

„Ich weiß es nur zu gut!“ ſagte ich, und rieb mir die Augen und lächelte fröhlich, daß alle meine Verbrechen Traum geweſen waren; daß weder Poſthaus noch Stadt gebrannt, weder der Rothrock von Prag, noch die längſtvergeſſene Julie mich beſucht hatten.

Ich ſchloß die liebenswürdige Fanny feſter und ſeliger an mein Herz; ſie und die Kinder auf meinem Schoos, empfand ich heute lebendiger, als jemals, das Glück des reinen Herzens und guten Gewiſſens. — Es blühte um mich eine junge Welt; mehr als einmal ward ſie mir zweifelhaft, wie neuer Traum. Ich ſah oft nach den freundlichen Dächern unſers Städtchens, mich zu überzeugen, daß ich kein brennendes Licht ins Stroh geworfen hatte.

Nie hatte ich im Leben einen zuſammenhängendern, klarern, ſchrecklichern Traum geträumt. Nur zuletzt, wo er ſich mit dem Wachen vermählte, war er fantaſtiſcher geworden.

Wir zogen im Triumph durch den ſchönen Garten ins heitere Wohnhaus, wo mich alles Geſinde freundlich bewillkommte. — Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich, beladen mit allerlei Spielwerk für meine Söhne, in Fanny's Zimmer zum Frühſtück. Da ſaß die junge Mutter neben den jauchzenden Kleinen. Jeder neue Anblick der Lieben ſtrömte neues Entzücken durch mich hin. Ich ſank ſchweigend an Fanny's Bruſt; ich gab ihr mit Freudenthränen im Auge das für ſie in Prag gekaufte Angebinde, und ſprach: „Fanny, heut' iſt dein Geburtstag.“

„Noch nie habe ich ihn ſchöner gefeiert,“ ſagte ſie, „als diesmal! Ich habe dich ja wieder. Ich habe auch deine Freunde und meine Geſpielinnen einladen laſſen, den Tag deiner Wiederkunft recht fröhlich zu begehen. Gelt, das nimmſt du nicht übel? — Nun aber ſetze dich zu uns. Nun erzähle mir haarklein, wie es dir ergangen?“

Aber der drückende Traum ſtand noch zu nahe vor mir. Ich dachte mich ſeiner am beſten zu entledigen, wenn ich ihn erzählen würde. Fanny horchte und ward ſehr finſter. „Wahrhaftig,“ ſagte ſie am Ende lächelnd, „man ſollte an Hexerei der Walpurgisnacht glauben. Du haſt eine ganze Predigt geträumt. Werde frommer, du Frommer, denn gewiß hat dein guter Engel mit dir geſprochen. Schreibe deinen Traum auf. Solch ein Traum iſt merkwürdiger, als mancher Lebenslauf. Ich halte, du weißt es, viel auf Träume. Sie bedeuten wohl nichts voraus, aber ſie bedeuten doch manchmal uns ſelbſt. Es ſind zuweilen die klarſten Seelenſpiegelungen!“

Der Verſucher mit der Verſuchung.

Ein zwar nicht außerordentlicher, doch immer merkwürdiger Zufall erhöhte an dem gleichen Tage das Anziehende meines Walpurgistraums.

Meine Frau hatte Freunde und Freundinnen aus dem Städtchen zu einem kleinen Familienfeſt eingeladen. Wir ſpeiſeten, wegen der Schönheit des Mittags, in dem obern geräumigen Saal des Gartenhauſes. — Der Walpurgistraum war ſchon in meiner Erinnerung durch eine lieblichere Wirklichkeit halb verwiſcht.

Da meldete mein Bedienter einen fremden Herrn, der mich ſprechen wollte, einen Baron Manteuffel von Droſtow. — Fanny ſah, daß ich erſchrak. „Du wirſt doch nicht,“ ſagte ſie lachend, „vor dem Verſucher zittern, wenn er die Verſuchung nicht mitbringt; und ſelbſt nicht vor der Verſuchung, an meiner Seite?“

Ich ging hinab. Da ſaß auf dem gleichen Sofa, wo ich geſchlafen, leibhaftig der Rothrock von Prag. Er ſtand auf, begrüßte mich, wie einen alten Bekannten, und ſagte: „Sie ſehen, ich halte Wort. Ich muß jetzt Ihre liebenswürdige Fanny ſehen, die ich

aus ihren vertraulichen Briefen ganz zufällig kennen lernte. Werden Sie nicht eifersüchtig. Und — fuhr er fort, indem er in den Garten hinauszeigte — ich bringe noch ein paar Gäste mit, meinen Bruder und seine Frau. Aber meine Schwägerin kennt Sie schon. Wir sind unvermuthet in Dresden zusammengetroffen, und machen nun die Reise mit einander in Gesellschaft."

Ich bezeugte ihm meine Freude. Indem trat ein dicker, starker Herr aus dem Garten in das Kabinet, wo wir sprachen; neben ihm ein Frauenzimmer in Reisekleidern. Denke sich Jeder meinen Schrecken! — Es war Julie, die Gemahlin des Starosten.

Julie war minder verlegen, als ich, wiewohl sie sich anfangs auch entfärbte. Ich führte nach den ersten Höflichkeiten meine Gäste in den obern Saal hinauf — ich stellte ihnen meine Fanny vor. Der zum Besucher verwandelte Versucher von Prag sagte ihr die schmeichelhaftesten Artigkeiten. „Ich habe," sagte er, „Sie schon in Prag angebetet, als ich ohne Vorwissen Ihres Gemahls, hinter alle kleinen Geheimnisse kam, die Sie ihm anvertrauten."

„Ich weiß Alles!" sagte Fanny: „Mit vierzehnhundert Thalern bezahlten Sie die Geheimnisse. Sie sind aber bei dem Allem ein böser Mann, denn Sie haben meinem Robert eine unruhige Nacht gemacht."

„Damit ist's noch nicht abgethan, Fanny," sagte ich, „denn siehe den lieben Versucher, und dort — ich stellte ihr die Gemahlin des Starosten vor — Julie!"

Weiber sind nie lange verlegen. Sie umarmte Julien wie eine Schwester, und setzte den Versucher rechts, die Versuchung links neben sich. „So weit als möglich von dir!" rief sie mir mit schelmischem Warnen zu.

Fanny und Julie, ob sie sich gleich nie gesehen hatten, waren bald Herzensschwestern, hatten sich ungemein viel zu sagen, und freuten sich, mich zum Gegenstand ihrer Neckereien zu machen.

Für mich war das ein ganz eigenes Fest, diese Gestalten neben einander zu sehen; beide liebenswürdig — aber Julie nur ein schönes Weib, Fanny ein Engel.

Julie, wie ich auf den Spaziergängen im Garten von ihr erfuhr, war sehr glücklich. Sie liebte ihren Mann von Herzen, wegen seines edeln Gemüthes. Aber für ihren Schwager, den Rothrock, hatte sie die zärtliche, ungemessene Ehrfurcht eines Kindes. Er war, wie sie mir erzählte, ehemals lange Zeit auf Reisen gewesen, und lebte jetzt in Polen auf einem kleinen Gut, nahe bei den Gütern ihres Mannes, als wohlthätiger Philosoph, zwischen Büchern und landwirthschaftlichen Arbeiten. Sie sprach von ihm mit Begeisterung, und behauptete, auf Erden wohne kein edlerer Mensch, als dieser. — Ich machte mir dabei die Nutzanwendung, man müsse der Physiognomie nicht allzusehr trauen.

„Warum fragten Sie mich denn in Prag," sagte ich nachher zu dem ehrwürdigen Rothrock, mit den geheimnißvollen Worten: „Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?" — Denn eben diese Worte waren mir in Prag aufgefallen, und hatten nachher im Traume am wirksamsten wiedergeklungen.

„Aber mein Gott!" rief er: „Ich mochte Ihnen sagen, als ich die Brieftasche brachte, was ich wollte, und mochte es Ihnen noch so nahe legen, daß ich der Finder sei; daß Sie nur Zutrauen zu mir haben, nur einige Kennzeichen des Verlustes angeben sollten: Sie blieben ja zurückhaltend, als wäre ich der verdächtigste Mensch. Und doch sah ich Ihnen die Unruhe an; und doch konnte ich kaum daran zweifeln, den rechten Mann vor mir zu haben."

Nun erzählte ich ihm meinen Traum. „Herr," rief er, „die Walpurgisgeister sollen leben! Der Traum verdient ein Kapitel in der Moralphilosophie und Psychologie zu sein. Wenn Sie ihn nicht haarklein aufzeichnen, so schreibe ich ihn selbst nieder, und schicke Ihnen das Ding gedruckt zu. Es sind da wunderbar gol-

dene Lehren. Nur ist mir's doch lieb, daß ich am Ende die Ehre habe, als Engel des Lichts darin zu glänzen, sonst möchte ich das Abenteuer Ihrer Walpurgisnacht nicht weiter erzählen hören."

Wir brachten mit einander einen seligen Tag zu: ich mit dem wahrhaft weisen Manteuffel, Fanny mit Julien.

Als wir Abends von einander schieden, und wir die lieben Gäste begleiteten, sagte Fanny zu mir, da wir vor der Thür des Posthauses standen: „Hier wird Abschied genommen, und nicht die schöne Versuchung einen Schritt weiter begleitet! Dein Walpurgistraum enthält auch für mich gute Lehren. Kennst du mich nun, mein Herr, und was deine Fanny von dir will?"

Der Blondin von Namur.

Man weiß eben nicht, was an der folgenden Geschichte Wahres sein mag, aber für wahrhaft wird sie vom ersten französischen Erzähler gegeben, der sie zu Brüssel unter dem Titel: Histoire de Mr. Le Blond, ou Aventures secrètes et plaisantes de la cour de la Princesse de***, in klein Oktav, drucken ließ. Sie macht ein Gegenstück zu der bekannten Geschichte des Scharfrichters von Landau, den man entführte, eine unbekannte hohe Person köpfen ließ, und wieder, wohl belohnt, mit verbundenen Augen vor den Thoren von Landau absetzte. Nur das Abenteuer unsers Blondins ist weniger schauderhaft. Abenteuer solcher Art mögen übrigens zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten wohl gar nicht selten gewesen sein.

Mutter und Sohn.

In der schönen Stadt Namur in Flandern wohnte eine alte fromme Wittwe sehr eingezogen und still. Wer sie nicht in der Messe sah, wo sie keinen Tag fehlte, oder in ihrem Kramladen, wo sie mit Seidenzeug und feinen Spitzen handelte, wußte von ihrem Daseyn nichts. Vielleicht wäre Frau Le Blond auch so unbekannt gestorben, als sie gelebt hatte, wenn sie nicht einen Sohn gehabt hätte, der ganz ohne sein Zuthun die Aufmerksamkeit der Stadt, wenigstens einer Hälfte derselben, und zwar noch dazu der schönen, an sich zog, da er kaum fünfundzwanzig Jahre

alt sein mochte. Er war ein guter Junge, Frau Le Blond hatte ihn aufs frömmste erzogen; bösere Gesellschaften, als seine Mutter und die nächsten Verwandten, sah er nie; Geld hatte er nie viel in der Tasche, denn Frau Le Blond hatte von ihrem Manne nichts geerbt, und der kleine Seiden- und Spitzenhandel warf wenig genug ab; er war sehr mäßig in seinen Wünschen; sehr fleißig, sehr ehrlich, sehr verständig. Aber alle diese Tugenden würden ihn in Namur nicht bekannt gemacht haben, wenn er nicht der schönste Jüngling gewesen wäre, zwanzig und dreißig Meilen weit in der Runde. Warum er so schön war, und wie er es war, wer könnte das erzählen? Genug, wenn man ihn sah, mit der eigenen Lieblichkeit seiner Gesichtszüge, mit dem wunderbarfreundlichen Blick seiner blauen Augen: so sagte Jeder, er sei schön. Und wegen seiner krausen, goldigen Locken um die Schläfe, nannte ihn ganz Namur nur, statt Herr Le Blond, schlechtweg den Blondin. Es war damals Mode, daß ein junger Herr von Welt den Degen an der Seite und die Perrücke auf dem Kopf haben mußte; aber Frau Le Blond wollte aus Sparsamkeit nichts davon wissen. Sie ließ ihrem Sohn statt des Degens die Elle, und statt der Perrücke das blonde Lockengekräusel. Und Jedermann oder vielmehr Jedemännin fand das gar allerliebst und naiv.

Der ehrliche Blondin selbst bekümmerte sich übrigens am wenigsten darum, ob man die Elle und das Haar allerliebst fände oder nicht. Er hielt sich für einen Menschen, wie andere waren, und wußte nicht, mit welcher Gewalt er zuweilen im Vorbeigehen die Augen und Herzen der Mädchen von Namur an sich zog. Daß ihn die Frauen und Töchter mit unwillkürlicher Güte ansahen, wenn sie ihn ansahen, war er von Kindesbeinen her gewohnt, darin war ihm nichts Befremdendes; er gab sich auch durchaus keine Mühe, darüber Betrachtungen anzustellen. Wenn die gefälligen Landsmänninnen ihn gelegentlich in lange Gespräche ver-

strickten, dachte er nur, sie schwatzen doch alle gern, nach Weiberart. Wenn ihm eine oder die andere einmal in Selbstvergessenheit die Hand drückte, drückte er ehrlich wieder und ließ sie gehen.

Sie gingen und kamen gern, selbst aus bessern Häusern, zur Frau Le Blond in den Laden, um Seidentuch zu kaufen oder Spitzen. Frau Le Blond sagte: „Siehst du, mein Kind, der Himmel segnet unsere Frömmigkeit, unsere Ehrfurcht, unsern Fleiß.“ Der Sohn dankte dem Himmel für die Güte.

Inzwischen war doch merkwürdig, daß dieser himmlische Segen, wie ihn Frau Le Blond nannte, seine eigenen Launen hatte. Denn sie war gewiß so fromm, so ehrlich, so fleißig, wie ihr Sohn; trotz dem, wenn sie im Laden allein war, konnte sie selten mit den Käuferinnen Handels einig werden. Man fand sie immer im Preis der Waaren zu theuer, zu unmäßig. Hingegen dem Sohn, ob er gleich nicht weniger forderte, zahlte man, ohne einen Denier abzumarkten. „Ei nun,“ sagte die Mutter, „ich bin eine alte, mürrische, schwache Frau. Du hast ein besseres Mundwerk. Am besten, ich setze mich in die Ruhe. Ich habe lange genug gewirthschaftet, gehandelt, geworben, zusammengescharrt. Jetzt arbeite du. Nimm eine Frau. Ich will meine alten Tage bei dir pflegen.“

Der Sohn fand das sehr billig. Es war ihm aus dem Laufe der Welt die uralte Sitte sehr wohl bekannt, daß man in gewissen Jahren eine Frau nehme, ohne daß er sich weiter darum härmte, wozu?

Des Blondins Noth.

Frage, woher nun eine Frau nehmen? — „Dafür will ich schon sorgen, mein Kind!“ sagte Frau Le Blond: „Laß mich schaffen.“

„Wie wär's, Mütterchen, wenn ich Marien nähme, mein Mühmchen? Ihr wißt ja, Mütterchen, der Oheim hat schon lange

gesagt, Marie und ich müßten ein Paar geben. Es ist ein wirthschaftliches Mädchen. Schon als Kinder spielten wir zuweilen Mann und Frau mit einander. Der Oheim sprach mir noch vor einigen Tagen davon."

„Mit mir auch!" sagte Frau Le Blond: „Aber Herzenskind, daraus kann nun und nimmermehr etwas werden, und zwar aus hundert und fünfzig Ursachen. Von diesen will ich dir nur das erste halbe Dutzend sagen. Also erstens: so lange es mit unserm Handel im Laden kümmerlich ging, sah uns dein Herr Oheim über die Achsel an. Jetzt, da der stolze Herr bemerkt, daß meine Kundschaft wächst, wird er höflich. Ich traue dem alten Fuchs nicht. Zweitens: Marie ist recht gut, recht brav, recht wirthschaftlich; aber sie hat nichts. Ein Kaufmann muß nicht fragen, was seine Frau ist, sondern was sie hat. Sie hat kein Vermögen; du auch nicht. Null mit Null multiplizirt, bringt Null. Drittens: Ihr seid beide Geschwisterkinder; weltliche und geistliche Gesetze untersagen in der Regel die Verheirathung so naher Verwandten. In meinem Leben gebe ich dazu die Einwilligung nicht, selbst wenn die Gesetze einwilligten. Viertens — —"

„Schon genug, Mütterchen!" sagte der belehrte Sohn: „Es war nur so ein Einfall von mir. Wählt mir eine andere."

Frau Le Blond hatte nach wenigen Tagen eine andere, die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet. Reich war das Mädchen, aber häßlich, wie die Nacht; der Buckel und ein von den Pocken zerstörtes Auge waren noch die kleinsten Unliebhlichkeiten der Jungfrau. Darum hatte sie wohl auch noch keinen Mann gefunden, wenn sich auch Liebhaber zum Gelde gezeigt hätten. Herr Paulet, der Messerschmied, ward auf der Stelle mit Frau Le Blond Handels einig, und Jungfrau Paulet, die nie gehofft, daß sich ein Anbeter ihres Antlitzes in den vier bekannten Welttheilen entdecken lassen würde, glühte, als sie nun gar vom holden Blon-

din hörte, vor Scham und Wonne so sehr, daß sie im ganzen Gesichte grün wurde.

Dem guten Blondin aber, als er von der neuen Acquisition hörte, ward's ebenfalls ganz grün vor den Augen. Nachdem er sich vom ersten Entsetzen erholt hatte, hob er alle zehn Finger in die Höhe und sprach: „Mütterchen, seht, ich will Euch nicht ein-, sondern zweihundert und fünfzig Gründe an den Fingern herzählen, warum ich die Jungfrau Paulet nicht zur Frau nehmen kann. Erstens bekomme ich, wenn ich nur an sie denke, das Fieber; zweitens Uebelkeiten; drittens Schwindel; viertens Sausen in den Ohren; fünftens — —"

„Halt!" rief Frau Le Blond, welche die übrigen paar hundert Gründe nicht hören wollte: „du sprichst wie ein Apotheker, nicht wie ein Kaufmann. Laß uns rechnen, wenn wir das Paulet'sche Geld zehnmal im Jahre beim Handel umwenden, wie viel wir gewinnen?"

Mutter und Sohn kamen aber in ihren Rechnungen nie auf die gleiche Summe hinaus. Das gab viel Aerger und Noth. Frau Le Blond bestand auf ihr altes Köpfchen und der Blondin auf sein junges Herzchen. Es geht manchmal so; man weiß es ja wohl. Sie ward mürrischer; er trauriger. Ungeachtet es rauhes Winterwetter war, ging er doch jetzt lieber lustwandeln, als im Sommer oder Frühling, um nicht daheim der Mutter Rechnungen zu hören. Ja, wäre es nicht aus Liebe und Dankbarkeit gegen die Mama gewesen, er würde in die weite Welt gelaufen sein, um nichts mehr von der fieberbringenden Braut zu hören. Einmal war er schon ziemlich auf dem Sprung.

Die Erſcheinung.

Eines Morgens befand er ſich nach ſeiner Gewohnheit in der Kirche, die Meſſe zu hören. Nicht weit von ihm kniete ein Frauenzimmer, welches koſtbar, doch einfach in Reiſekleider gehüllt, das Geſicht mit einem goldgeſtickten Schleier bedeckt hatte. Die Betende, obgleich ſie den Roſenkranz fleißig durch die Finger ſpielen ließ, ſchien doch nicht viel Andacht zu haben. Sie ſchien den Blondin mit Aufmerkſamkeit zu beobachten; dann flüſterte ſie mit ihrer Nachbarin, und dann ward der Blondin wieder in Augenſchein genommen.

Der Blondin ſah das wohl, aber er gab nicht viel darauf. Er dachte nur: „Die mag wohl auch nicht ſo häßlich ſein, als der mir zugedachte Schatz.“ Aber das dachte er beim Anblick jedes Frauenzimmers, und vermehrte damit nur ſein Herzeleid. Als er die Kirche verließ, bemerkte er, daß die Beterinnen ſich ebenfalls erhoben und davon gingen. Einige Herren folgten ihnen ehrerbietig, halfen ihnen vor der Kirchthüre in eine prächtige Kutſche, ſetzten ſich ſelbſt in eine zweite, und fuhren davon. Der Blondin ſchloß daraus, es müßten hohe Herrſchaften ſein.

Dieſe vorübergehende Erſcheinung ward ihm nur dadurch merkwürdiger, daß er ſie am andern Tag wieder hatte. Als er, um ſich die Grillen zu vertreiben, durch die untere Stadt über die ſteinerne Sambrebrücke ging, fiel ihm ein, den Schloßberg zu erſteigen. Auf den Stufen der untern Bergſtiege begegneten ihm die in der Kirche erblickten Herren; auch ſtanden da wartend die beiden bekannten Kutſchen. Da er weiter hinauf kam, wo der Weg am Berge die zweite Krümmung macht, kam ihm die Fremde im goldgeſtickten Schleier mit ihrer Begleiterin entgegen, langſam im Geſpräch und Umſchauen. Denn man überſieht von da gar ſchön ganz Namur, wie es zwiſchen den zwei Bergen liegt, von

der Maas und Sambre und dem Flüßchen Vederin durch- und umfloſſen.

Allein Frauenzimmer, wenn ſie eine Treppe hinabgehen, müſſen nicht viel plaudern oder umſchauen. Es gibt leicht einen Fehltritt, zumal wenn noch Schneeflecken den Weg ſchlüpfrig machen. Die Verſchleierte gab davon einen lebendigen Beweis. Sie fiel mit einem lauten Ach. Der Blondin flog zur Hülfe die Stufen hinauf, und richtete die Fremde höflich empor, welche darauf dankend und freundlich ſeinen Arm zur Stütze nahm bis den Berg hinab. Sie hatte ſich aber am Fuß ein wenig wehe gethan; darum ſtand ſie öfters ſtill, um zu ruhen. Sie that dem höflichen Blondin allerlei Fragen, und da ſie hörte, daß er unter anderm auch einen Spitzenhandel führe, verlangte ſie davon zu kaufen, nannte ihm einen Gaſthof, wo ſie wohne, und die Stunde, in welcher er die Spitzen zu ihr bringen ſollte. Er habe nur nach der Gräfin St. Silvain zu fragen. Sie hätte vielleicht noch viel mehr mit dem Blondin geplaudert, wären die Herren nicht wieder die Treppe hinaufgekommen, um ſich wegen des Zögerns der Frauenzimmer zu unterrichten. Sie erzählte den Ehrfurchtsvollen ihr kleines Unglück, die darüber faſt in Ohnmacht fielen, ſie äußerſt behutſam hinab und zum Wagen führten, und den Blondin ſtehen ließen.

Dieſer ſetzte ſeinen Gang fort, erzählte der Frau Le Blond davon, und fragte in der beſtimmten Stunde nach der Gräfin St. Silvain im angezeigten Gaſthofe. Er ward in ihr Zimmer geführt. Sie war wieder in Reiſekleidern, das Geſicht mit dem goldgeſtickten Schleier verdeckt. Er legte ihr zwei Schachteln voll der köſtlichſten Spitzen vor. Sie aber hatte bald gewählt, zahlte, was er forderte, legte noch einige Goldſtücke hinzu für ſeine Bemühung, und verzettelte ihn wieder in ein Geplauder, wie den Morgen auf der Treppe des Schloßberges. Da er unter anderm ſagte, daß er in ſeinem Leben noch nicht weit außer Namur ge-

kommen sei, sagte die Gräfin: „Wollen Sie in meine Dienste treten? Da sehen Sie ganz Frankreich. Ich gebe Ihnen mehr Gehalt, als ihr Handel einträgt. Ich mache Sie zu meinem und meines Gemahls Geheimschreiber.“

Sie sagte das mit einer so weichen, gütigen Stimme, daß wenig gefehlt hätte, der Blondin wäre durch die weiche Stimme verführt worden; besonders wenn ihm dabei Jungfrau Paulet einfiel, die einen etwas näselnden Ton hatte. Aber seine alte Mutter verlassen — das konnte er doch nicht über sein Herz bringen. Und hatte er schon zehnmal geschworen, lieber in die weite Welt zu laufen, als die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet zu heirathen — er gab dennoch der Gräfin abschlägige Antwort und versicherte, er könne nicht von seiner betagten Mutter scheiden.

Aber er rechnete es auch, als er heim kam, der Frau Le Blond hoch an. Diese, welche sich von ihrem Sohne nichts, als ihre mütterliche Zärtlichkeit, hoch anrechnen lassen wollte, sprach: „Geh', wenn du willst, Ungehorsamer! Aber die Jungfrau Paulet mußt du doch nehmen. Denn ich sehe, es ist dein Heil, und ich bin mit Herrn Paulet schon zu weit im Handel, als daß sich's da mit Ehren zurücktreten ließe.“

Der Blondin, erbittert, lief wirklich folgenden Tages zur Gräfin; allein er kehrte ruhig wieder zum Laden zurück, denn die Gräfin war schon abgereiset.

Kriegsnoth.

Die Erscheinung war bald vergessen. Aber Frau Le Blond vergaß nicht die Jungfrau Paulet. Inzwischen macht Gewohnheit alles erträglich. Der Blondin hörte täglich davon, und sagte täglich Nein. So ging ein Jahr darüber hin, und dann kam andere Plage.

Nämlich der König von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte, hatte sich in den Kopf gesetzt, mit aller Gewalt ein großer Mann zu sein. Man hieß ihn auch damals schon Ludwig den Großen; aber was thut man nicht einem Herrn zu gefallen, dem ein paarmal hunderttausend Mann zu Gebote stehen! Mit seinen Heerschaaren rückte er in höchsteigener Person endlich auch im Jahr 1692 vor Namur, und machte mit einem Aufwand von vielen hundert Zentnern Pulver alle Heirathsplane der Frau Le Blond in Betreff ihres widerspenstigen Sohnes und der Messerschmiedstochter zu Schanden. Denn nach einer achttägigen Belagerung eroberte er die Stadt, und nach zweiundzwanzig Tagen die Schlösser, und Frau Le Blond ward vom Schrecken krank und starb.

Der Blondin war dem Könige von Frankreich zwar für seine militärische Einmischung in das Heirathsgeschäft sehr verbunden; aber der Tod der Mutter betrübte ihn doch. Die gute Mama hinterließ ihm inzwischen mehr Vermögen, als er erwartete. Sie hatte, ohne sein Vorwissen, schöne, gewichtige Rollen Goldes gespart, die eben hinreichten, einen alten Entwurf, nämlich sein Waarenlager zu erweitern, in Ausführung zu bringen. Dies geschah. Schon nach einem Vierteljahr verließ er das kleine Haus, worin sein enger Kramladen in einer kleinen Straße lag, und miethete sich ein geräumiges, zierliches Gewölb in einer der größten und belebtesten Straßen der Stadt. Seine Kunden und Kundinnen fanden sich auch da bald wieder ein. Nicht wenig freute ihn noch in der neuen Wohnung ein Gärtchen, das ihm hinter dem großen Hause zu Theil ward; denn er liebte die Zucht der Blumen über Alles. Das Gärtchen war links und rechts und hinterwärts mit andern Häusergärten benachbart, so daß man auf dem Fleck Bodens doch eigentlich recht im Grünen war. Nur kleine Häge von Hagenbuchen und Weißdorn, worin oft große Lücken ausgedorrt waren, trennten ein Paradies von dem andern, so daß man

alle wie ein Gemeingut der Nachbarschaft ansehen konnte. Der Blondin hatte in seinem Theile sogar eine Laube von wildem Jasmin. Da beschloß er seine schönsten Stunden zu leben und die italienische Grammatik auswendig zu lernen, um mit der Zeit nach Italien so gut briefwechseln zu können, wie andere Seiden- und Spitzenhändler von Flandern. Der Eigenthümer des prächtigen Hauses, welches er im Bodengeschoß bewohnte, war der Präsident des hohen Oberamts (souverain baillage), und bekümmerte sich wenig um seinen Miethsmann.

Es ging Alles ganz Vortrefflich. Die Kundinnen im Laden ließen den guten Blondin nicht im Stich; sie hatten immer etwas zu besehen, zu untersuchen und zu kaufen. Der Blondin schien täglich schöner zu werden; die Namurefinnen aber behaupteten, sein Waarenlager sei das beste in der Stadt, sein Preis der billigste.

Hingegen mit der italienischen Grammatik ging's denn nicht so gut. Italienische Sprachmeister gab's zu Namur nicht. Es war ein mühseliges Geschäft. Dazu kam unverhofft noch eine andere Störung seiner Lektionen.

Die Störung.

Wie er nämlich an einem warmen Sommermorgen, mit der italienischen Grammatik unterm Arm, nach seiner Gewohnheit in das Gärtchen ging, — und wie er in die Laube trat, saß darin ein Frauenzimmer, ebenfalls mit einem Buche in der Hand, und lernte fleißig. Es war ein Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, zart und prangend wie eine Lilie; kurz, ein Mädchen, wie Herr Le Blond in seinem Leben nicht gesehen hatte. Denn solchen warmen Schnee des Angesichts und Halses, und solche Wangen von Karmin aufgeröthet, Lippen wie Gluth, Augenbraunen wie mit chinesischem Tusch gemalt in seinem Halbbogen, und um das

reizende Köpfchen ein dunkeles Lockengewimmel, wie ein Stück der ägyptischen Finsterniß, sah man nicht leicht in der Welt.

Der Blondin stand auch ganz verblüfft. Nicht weniger verlegen war die Schöne beim Eintritt des Blondins, der ihr wie ein Wesen aus einer andern Welt vorkam. Sie schien noch nie einen Blondin gesehen zu haben. In der Verwirrung verbeugte sie sich vor ihm, und er knirte beinahe, und beide baten tausendmal um Verzeihung, ohne sich noch im mindesten beleidigt zu haben. Endlich ward doch ein Gespräch angezettelt; die Schöne führte es zwar lebhaft, aber etwas unverständlich. Denn erstens war des Blondins Seele ihr mehr in die Augen, als in die Ohren getreten; zweitens sprach sie das Französische gar wundersam fremd aus, mit ganzen eingemengten italienischen Redensarten. Doch ergab sich aus Allem, sie beide seien Nachbarn. Das hinter dem Le Blond'schen Garten gelegene Gärtchen gehörte zu dem großen Hause, welches hinterwärts an der Hauptstraße St. Fiacre läge, die mit der langen Straße parallel liege, in welcher Herr Le Blond wohne. Er sei gekommen Italienisch zu lernen; und sie mit einer französischen Grammatik, weil sie erst seit drei Monaten aus Italien angelangt sei, und sich nun so gut als möglich ins Französische einüben wollte.

Wie sie noch beide in diesen gegenseitigen Erklärungen begriffen waren, die etwas langsam zu Stande kamen — denn sie mußten oft Hände und Geberden zu Hilfe nehmen, um das Französische ins Italienische und das Italienische ins Französische zu übersetzen — rief eine weibliche Stimme den Namen Jacqueline. Darauf beurlaubte sich Jacqueline, und nahm die Grammatik vom Tische und verschwand.

Der Blondin stand noch fest am Boden gewurzelt, und wußte selbst nicht, wie ihm geschehen war. Die Jasminlaube schien ganz verwandelt zu sein; jedes Blättchen durchsichtig wie Smaragd.

Er selbst empfand eine Art Schwindel, als wenn er behext worden wäre. Er setzte sich auf dieselbe Stelle des Bänkchens, wo sie gesessen war, und es durchschauerte ihn, als er die Stelle berührte. Er redete wie im Rausch, und bekomplimentirte sich noch mit der längst verschwundenen Schönheit, als wenn sie zugegen wäre. Jetzt erst verwünschte er recht von Herzen seine Unwissenheit in der süßtönenden Sprache Toskana's. Er schwor auch bei allen Heiligen und Heiliginnen, nun Tag und Nacht die Grammatik nicht fahren zu lassen, um der Nachbarin sagen zu können — — er wußte selbst nicht was?

Wie er aber zur Grammatik griff, sah er ein fremdes Buch auf dem Tische. Es war die französische. Jacqueline hatte, in der verzeihlichen Verwirrung, des Blondins Grammatik genommen. Er wagte kaum das Heiligthum anzutasten, welches ihre zarten Fingerspitzen geweiht hatten, und verwünschte sein Schicksal, daß er nur Herr Le Blond und nicht jene beneidenswürdige italienische Grammatik sei, welche, von Jacqueline entführt, von ihren Händen getragen, jetzt eine Bewohnerin ihres Zimmers war.

Er genas den ganzen Tag nicht; und waren seine Käufer oder Käuferinnen im Laden, saß er gewiß im Hinterstübchen, und starrte durchs Fenster nach der Jasminlaube und zum großen Hause dahinter hin. Erst am Abend fiel ihm bei, daß es schicklich wäre, der schönen Nachbarin die vertauschte Grammatik zurückzutragen und eigenhändig zu überreichen. Er machte sich sogleich auf; in wenigen Sprüngen hatte er durch ein Quergäßchen die geliebte Straße St. Fiacre erreicht. Das große Haus, ein wahrer Palast, war leicht entdeckt. Unten über einem Kaufmannsgewölbe las er mit großer Schrift auf schwarzem Schilde den Namen der Geschwister Buonvicini, Putzhändlerinnen von Milano.

So weit ging Alles gut. Allein jetzt bemächtigte sich seiner eine ungewöhnliche Angst oder Muthlosigkeit. Er ging am Palast

vorüber, die lange Straße hinunter, und erſt in ziemlicher Entfernung hatte er ſich wieder erholt. „Warum ſoll ich nicht hineingehen?“ dachte er: „Ich will ja in dem Hauſe kein Verbrechen üben.“ Er kehrte um. Aber mit jedem Schritte, welchen er dem Palaſt näher kam, ſtieg neue Aengſtlichkeit in ihm auf. „Was wird ſie ſagen, wenn ſie dich mit der Grammatik erblickt? Wird ſie nicht glauben, du ſeieſt ein äußerſt zudringlicher Narr? Könnteſt du nicht warten, bis ſie ſelbſt ihr Buch fordert? Und welche von den Geſchwiſtern Buonvicini iſt eigentlich Jacqueline? Wer weiß denn, ob ſie eben zu Hauſe iſt? Dann wäre die Grammatik fort, das einzige Unterpfand deiner Hoffnungen, ſie noch einmal wieder zu ſehen.“

Mit ſolchen Betrachtungen war er ſchon wieder ſteifen Schrittes am Palaſt vorbei, die Straße entlang. Je mehr er ſich entfernte, je reger ward die Sehnſucht zum Palaſt. Er ſchwenkte wieder um, und ging — richtig wieder vorbei. So trieb er's noch eine Stunde, bis es völlig finſter geworden. Dann ſchlich er ziemlich müde, ziemlich verdrießlich in ſein Hinterſtübchen heim.

Der Irrthum.

Der gute Blondin tröſtete ſich indeſſen bald. Jacquelinens Grammatik legte er, als Geißel für nochmaliges Zuſammentreffen mit deren Beſitzerin, hinter Schloß und Riegel in Staatsgefangenſchaft. Das Nachteſſen ſchmeckte zwar nicht; aber man lebt zuweilen recht gut von Luft, und baut recht ſchöne Schlöſſer in die Luft.

So, zum Beiſpiel, gefiel ihm über die Maßen wohl, daß Jacqueline ihres Standes eine Putzhändlerin war. Der Stand paßte ganz auserwählt für ſeinen Seiden- und Spitzenladen. Er machte allerlei Pläne; zum Beiſpiel auch den, daß die reizende Jacqueline die Einzige in der Welt ſei, die ſich dazu eigne, Herrn Le

Blonds Frau zu werden. Die einzige Frage war nur: wie sie gewinnen?

Der Blondin hatte alles Uebrige gut berechnet, und auch ganz richtig gerechnet, — nur in einem Stücke hatte er sich gewaltig verrechnet. Nämlich, Jacqueline gehörte zwar in den Palast, aber nicht zu den Geschwistern Buonvicini. Sie war die einzige Tochter des französischen Generals de Fano, der in der Belagerung von Namur eine derbe Schußwunde empfangen hatte, und seitdem in der Stadt geblieben war, seiner Haut zu pflegen. Das fiel dem guten Spitzenhändler nicht von weitem ein, daß er nach der Eroberung der Tochter von einem der tapfersten Generale Ludwigs des Vierzehnten trachte. Er, als ein schlechter Politiker, wußte gar nichts vom Dasein eines Generals de Fano.

Jacqueline ihrerseits — denn da ich dem Leser einmal ein Geheimniß verrathen habe, mag ich auch wohl das andere mit in den Kauf geben — Jacqueline war gewiß mit nicht geringerer Verwirrung aus der bezauberten Jasminlaube gegangen. Der Blondin war ihr nicht aus dem Gedächtniß gekommen; die Mädchen haben aber ihr treuestes Gedächtniß im Herzen. Und das Bild eines Blondins im Herzen haben, ist für die Unbefangenheit eines Mädchens eine äußerst mißliche, ja sogar gefährliche Sache.

Sie war begierig zu wissen, wer der Blondin sei. Aber das bloße verdächtige Wort Blondin hätte sie gegen ihre Mutter, oder gegen die Kammerfrau, nicht aussprechen können; sie fürchtete, man möchte gleich etwas anderes errathen. Sie begnügte sich also, nur durch Umwege zur wissenswürdigen Sache zu gelangen; und als sie einmal erfahren hatte, in dem großen Hause, zu welchem die Jasminlaube gehöre, wohne der Präsident des hochlöblichen Oberamtes, war sie schon längst hinlänglich belehrt. Der Blondin war also offenbar der Sohn des Herrn Präsidenten.

Die Vertauschung der Grammatik hatte sie ebenfalls bald genug

bemerkt. Aus einem Papierzeichen ſchloß ſie, daß der Lernbegierige bei der Konjugation io amo ſtehen geblieben war, was ſie ſchon recht gut und richtig ins Franzöſiſche durch j'aime zu überſetzen wußte. Sie ward diesmal beim Ueberſetzen aber ganz verwirrt und unruhig, und ging mehr als einmal des Tages in das Zimmer ihrer Kammerfrau, wo man durchs Fenſter die Jasminlaube ſehr deutlich ſehen konnte.

Alle Morgen ſahen die jungen Leute gleich nach Sonnenaufgang durchs Fenſter nach der Laube. Einer wartete nur auf den Andern, um die Grammatik zurückzuſtellen. Weil aber Jeder wartete und Keiner zuerſt erſchien, gingen drei Tage fruchtlos vorüber. Jacqueline war recht ungeduldig, und der Blondin ſtarb vor Sehnſucht.

Die Lehrſtunden.

Endlich am vierten Morgen — die Sonne war noch nicht einmal aufgeſtanden — beſchloß Herr Le Blond, ſeine Jasminlaube wieder zu beſuchen. Und wie er ans Fenſter trat, ſah er im Garten der Putzhändlerinnen ſchon Jacquelinens Geſtalt im weißen Morgenkleide zwiſchen den Gebüſchen wandeln. Blitzſchnell ſtand er, die Grammatik unterm Arm, zwiſchen ſeinen Blumenbeeten, und ſtellte ſich emſig ſuchend; beim Bücken aber ſchielte er verſtohlen nach der lebendigen, jenſeits der Laube umherwandelnden Blume. Sie näherte ſich dem Jasmingewölbe, er auch, man zeigte einander die Gefangenen; man beſchloß die Auswechſelung derſelben.

Als einmal Sprache gewonnen war, gerieth man ſehr natürlich auf das Kapitel von der Sprache und deren Erlernung. Jacqueline klagte über Schwierigkeiten des Franzöſiſchen; der Blondin über das Mühſelige des Italieniſchen. Einer fühlte bei der Klage des Andern die ſüße Tugend des Mitleidens, und die Anerbietungen

ergaben sich von selbst, daß Einer des Andern Lehrer und Schüler sein wollte. Die erste Stunde nach Sonnenaufgang ward von beiden dem Unterricht geweiht, vermuthlich weil in beiden Grammatiken das Sprichwort stand: Morgenstunde hat Gold im Munde. Und die Jasminlaube taugte für die Lernbegierigen ganz vortrefflich zur Schulstube.

Der Anfang ward auf der Stelle gemacht. Sie setzten sich neben einander auf das Bänkchen, und nahmen sehr ernsthaft die Grammatik zur Hand.

Ohne Zweifel hätte man in den Sprachen gleich in der ersten Stunde die besten Fortschritte gemacht, wäre man einander nur nicht gar zu nahe gesessen. Aber wenn der Blondin von Jacquelinens Arm berührt wurde, oder gar seine Schläfe von einer ihrer schwarzen Locken, durchschauerte es ihn sonderbar; er vergaß den Zusammenhang des Vortrags, und seine Stimme gerieth ins Stocken, als wäre er von Engbrünstigkeit gequält. Oder wenn Jacquelinens Hand unvorsichtig im Nachweisen der Buchstaben und Silben der Grammatik von des Blondins Hand berührt ward, geschah ihr zuweilen, daß sie keinen Buchstaben mehr sehen konnte, ungeachtet sie doch sonst eben nicht über Blindheit zu klagen hatte.

Mit dem Lernen in der ersten Stunde konnte man es nicht gleich zu genau nehmen; man versprach sich mehr von der zweiten. Die Lernbegierde der jungen Leute war so außerordentlich groß, so musterhaft, daß beide schon vor Sonnenaufgang am andern Morgen in der Jasminlaube bei der Grammatik saßen. Allein es begegnete nun, daß der Lehrer zuweilen ganz verwirrt sprach, und die Schülerin so viel Ungeschicklichkeit bewies, daß sie ihren niedlichen Zeigefinger beim Lesen statt auf die untern Zeilen auf die obern legte. Nothwendig mußte er ihre Hand nehmen und sie an die rechte Zeile zurückführen. Aber da verloren beide das Gedächtniß; Keines wußte mehr von der rechten Zeile. Beide waren stumm

wie die Fische, glühten wie im Fieber, und starrten, als wären sie im tiefsten Nachdenken über die Eigenthümlichkeit der zu lernenden Sprache, das Lehrbuch an, dessen Zeilen verworren durch einander liefen.

In der dritten Stunde wollte man, wie billig, nachholen und besser machen, was in den beiden ersten versäumt oder schlecht gerathen war. Bisher hatte der Blondin unterrichtet, jetzt ward die Schülerin Schulmeisterin. Er gestand demüthig, er sei im Selbstunterricht beim Verbum io amo stehen geblieben; und bat die Lehrerin, ihn zu überhören: da er glaube, es ziemlich auswendig zu wissen. Um ihren Vortheil damit zu verbinden, könne sie jedesmal sein Italienisch ins Französische übersetzen.

Man ließ sich aufs Bänkchen nieder; legte die Grammatik weg, und der Blondin, um sich gegen alle Zerstreuung zu schützen, dachte, es sei gerathener, ein- für allemal die Hand seiner Lehrerin zu nehmen, und festzuhalten, um nicht etwa mitten im Aufsagen sie von ungefähr zu berühren Ein stilles Beben ergriff bei dieser Gefangennahme die reizende Lehrerin; aber der Schüler bemerkte es glücklicherweise nicht, weil ihn selbst ein unwillkürliches Zittern befiel.

Nach langem Stillschweigen, was jedoch beiden kurz zu sein dünkte, hob endlich der Blondin die Lektion an: „Das erste Tempus, oder die gegenwärtige Zeit, io amo.“ — Gut, daß er die Uebersetzung erwarten mußte, denn mehr konnte er unmöglich hervorbringen.

Sie übersetzte, indem sie beschämt die Augen niedersenkte, mit flüsternder Stimme: „J'aime, ich liebe.“

Es währte ziemlich lange, ehe er Kraft genug gewann, stotternd zu sagen: „Tu ama.“

Sie unterdrückte zitternd einen Seufzer und sagte: „Tu aimes, du liebst.“

Er fuhr fort, und zog ihre Hand unwillkürlich an seine schlagende Brust: „Egli ama, er liebt.“

„Il aime, er liebt!“ setzte sie leise hinzu und warf verstohlen einen Blick auf ihn. Er hatte die schöne Hand auf der Brust, alles Italienische rein vergessen, und fing an: „Nous aimons, wir lieben.“

„Das ist nicht recht,“ sagte die Lehrerin: „hübsch italienisch müssen Sie es sagen!“

Er sah ihr ins schwarze Auge, und sagte mit einem Gnade bettelnden Blick wieder: „Nous aimons, wir lieben.“

Das Ins Auge sehen taugt durchaus nicht zum Lernen. Sie erwiederte bewußtlos: „Nous aimons, wir lieben;“ besann sich aber schnell, und mahnte ihn wieder, es sei nicht recht.

„Aber,“ sagte er, „es ist doch auch keine Sünde!“ und legte zitternd ihre Hand an seine brennenden Lippen.

Gegen solchen Beweisgrund konnte sie nun freilich nicht viel einwenden. Dennoch ward sie unruhig, vermuthlich über die Vernachlässigung der Sprache. Stumm saßen sie neben einander, und da sich ihre Blicke einander begegneten, sanken ihre Stirnen sanft gegen einander, während beide lispelten: „Nous aimons.“

Mehr als dies lernten sie auch wirklich in dieser Stunde nicht. Aber sie glaubten wundervieł gelernt zu haben, da ihre Seelen mit einander eine neue Sprache redeten, die weder italienisch noch französisch war. Es vergingen volle zwei Stunden über die Lektion, und Einer wußte so viel, als der Andere, da man endlich scheiden mußte.

Der Helfer.

Die Lernbegierde ward von Tag zu Tag größer. Und waren auch zuweilen die Morgen gar kühl, eine einzige Lektion machte

die ganze Luft schwül. Man lernte ohne Grammatik sprechen, denn man hatte außerordentlich viel zu sagen.

Der Blondin liebte freilich nur die Putzhändlerin und Jacqueline den Präsidentensohn; — aber auch, als beide ihren Irrthum erfuhren, ward er nur mit Seufzern und Thränen gebüßt. Man liebte um so inniger, um so geheimer, je hoffnungsloser der Wunsch zur ewigen Verbindung durch Priesterhand war.

„Wenn ich nur reich wäre!“ seufzte er. — „Wenn ich nur arm wäre!“ seufzte sie.

Das Unglück zu vergrößern, kam endlich noch der Winter dazu, machte die verschwiegene Jasminlaube durchsichtiger und streuete Schnee über die Gartengänge, der jeden Fußtritt darin verrieth. Man sah sich seltener, allenfalls von den Fenstern her, oder in der Kirche, oder im Dunkeln auf verabredeten Gängen um die Stadt. Die Liebe weiß immer Wege zu finden.

Trotz aller Wege fand sich aber doch kein einziger zum Ziel. Beide schworen zwar mehrmals ewige Treue, aber zweifelten doch selber, daß sie jemals den Schwur erfüllen könnten.

Eines Tages saß der Blondin in traurigem Nachdenken um sein Schicksal in einem der angesehensten Weinhäuser von Namur. Der Nektar wollte ihm nicht schmecken. Jacquelinen hatte der Unglückliche seit acht Tagen nicht gesprochen. Sie war indessen bei den Großen der Stadt auf Bällen und Gastmählern gewesen, und diesen Tag sogar in seinem eigenen Hause mit ihren Aeltern zum Nachtessen und Tanz beim Oberamtspräsidenten eingeladen. Darum — er ging sonst nie in ein Weinhaus — hatte er in der Verzweiflung gegen Abend seinen Laden geschlossen und war davongelaufen, um nicht anhören zu müssen, wie Jacqueline ihm über dem Kopf tanze. Ach, er war sehr unglücklich.

Neben ihm saß ein Herr im grauen Ueberrock, schon bei Jahren, still und ernst. Er trank ein Glas Pontak ums andere.

„Nicht so," sagte endlich derselbe zu ihm, „Sie sind der Herr Le Blond?"

Der Blondin sah ihn an, und erkannte an der breiten Narbe, welche der Fremde über die linke Wange hatte, daß er ihn schon seit zwei Tagen mehrmals gesehen, einmal im Laden bei sich, wo derselbe ein kostbares Stück Seidenzeug gekauft; dann wohl zwanzigmal auf der Straße vor seinem Hause auf und ab; dann in der Kirche; jetzt wieder hier. Der Herr hatte übrigens etwas Widerliches in seinem hagern, gelben Gesicht, und ein Paar Augen, die düster funkelten. Der Blondin beantwortete seine Frage.

„Sie scheinen nicht vergnügt zu sein!" fuhr der Fremde fort.

„Wohl möglich. Man ist nicht immer bei Laune."

„Trinken Sie."

„Das macht mich nicht heiterer."

„Es thut mir leid. Kann ich Ihnen nicht helfen?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Versuchen Sie's mit mir. Sie interessiren mich, junger Mann, mehr als Sie glauben. Sie kennen mich nicht, aber lassen Sie uns Freunde werden. Ich helfe Ihnen gewiß, wenn Sie nur Vertrauen haben."

„Sie sind sehr gütig."

„Hat Sie Jemand beleidigt?"

„Keineswegs, mein Herr."

„Oder ein verliebter Verdruß?"

„Nichts weniger als das, mein Herr."

„Oder fehlt's an Geld — ich will ja helfen."

Der Blondin sah dem zudringlichen Helfer mit großen Augen ins gelbe Gesicht.

„Reden Sie doch!" fuhr der Helfer fort. „Brauchen Sie viel? Ein paar tausend Livres, oder mehr? Sie sind ein Glückskind. Sie könnten der reichste Mann von ganz Namur sein."

„Wie so?“

„Das sage ich Ihnen, sobald Sie es sein wollen.“

„Wer möchte nicht gern reich sein?“

„Gut. Aber hier — das begreifen Sie — hier, wo jeden Augenblick unser Gespräch behorcht werden kann, läßt sich von solchen Dingen nicht viel reden. Ich bin fremd in Namur. Wollen Sie mich in meinen Gasthof begleiten, mit mir auf meinem Zimmer zu Nacht speisen?“

Der Blondin sah den Fremden mißtrauisch an. Und doch gefiel ihm für den fatalen Abend, da Jacqueline über seinem Hinterstübchen tanzte, das Abenteuer schon der Zerstreuung wegen gar nicht übel. „Ich will's versuchen!“ dachte er bei sich, und ging mit.

Der Schatz.

Der Fremde bewohnte im Gasthofe einige prächtige Zimmer. Ein paar Bedienten flogen auf seinen Wink sogleich, ein ausgesuchtes Nachtessen zu bestellen. Der Blondin war betroffen über alles, was er sah; denn er bemerkte, daß der Fremde in seinem grauen Rock ein Mann von ungewöhnlichem Reichthum sein müsse, der sich wohl andere Leute, als einen armen, verliebten Spitzenhändler zur Gesellschaft wählen könnte.

„Mit wem habe ich die Ehre zu reden?“ fragte etwas verlegen der Blondin.

„Nennen Sie mich nur Abubeker,“ erwiederte der Graurock; „ich bin von Geburt eigentlich ein Chaldäer.“

„Mein Gott, ein Chaldäer! Wie kommen Sie so weit aus Asien in unsere Gegenden?“

„Wie's wohl so geht,“ erwiederte jener; „theils Langeweile, theils Wißbegier treiben mich umher. Ich denke von hier ein wenig nach Island zu reisen, sobald die Frühlingswitterung wärmer wird.“

„Nach Island! Und sind Sie schon lange aus Asien abgereist?“

Der Chaldäer schien einen Augenblick nachzurechnen, und sagte dann ganz nachlässig: „Wohl, ungefähr in vierzehn Tagen sind es hundert und zweiundzwanzig Jahre, seit ich abreiste.“

Der Blondin glaubte nicht recht gehört zu haben. Der Chaldäer wiederholte ganz trocken: „Hundert und zweiundzwanzig Jahre.“

„Mein Himmel, hundert und zweiundzwanzig Jahre!“ rief der Blondin. „Aber, wenn Sie erlauben, wie alt ungefähr wären Sie?“

„Dreihundert und zwölf Jahre voll.“

„Dreihundert — —“ schrie der Blondin.

„Zwölf Jahre voll!“ setzte der Chaldäer ruhig hinzu: „Ich glaube es wohl, es befremdet Sie das; Sie mögen glauben, ich habe Lust, mit Ihnen zu scherzen. Sie werden noch ganz andere Dinge erleben, wenn Sie mit mir vertrauter werden. Glauben Sie aber, was Sie wollen, und richten Sie den Menschen nie nach seinen Worten, sondern nach seinen Thaten.“

Der Blondin fand diese Reden sehr sonderbar, dachte aber: „Der Herr möchte sein Späßchen mit meiner Leichtgläubigkeit treiben. Wir wollen sehen, wer den Andern am meisten überlistet.“

Die Bedienten meldeten, das Nachtessen sei gerüstet. Man begab sich in einen Speisesaal, der mit Wohlgerüchen erfüllt war. Am Tisch nur zwei Gedecke, für den Blondin und den Chaldäer. Sie setzten sich. Die feinsten Speisen und Weine füllten den Tisch. Die Bedienten zogen sich zurück.

„Jetzt, lieber Freund,“ sagte Abubeker, „lassen wir's uns schmecken; verbannen Sie allen Kummer, der Sie plagt. Reden Sie offenherzig mit mir, wie ich mit Ihnen rede.“

Der Blondin ließ sich's zwar schmecken, ward auch gegen Ende der Mahlzeit ziemlich heiter durch den Geist des köstlichen Weins; aber statt dem Fremden sich zu offenbaren, stieg sein gerechtes Miß-

trauen. Er hätte gern mehr von dem Chaldäer gewußt, ungeachtet ihm dieſer während der ganzen Eſſenszeit von Schickſalen zu Waſſer und zu Lande unglaubliche Dinge berichtet hatte.

„Ja, Herr Abubeker,“ ſagte der Blondin, „Sie erzählen mir offenbare Feenmährchen. Bilden Sie ſich denn wirklich ein, daß Ihnen ein vernünftiger Menſch das aufs Wort glaubt?“

„Es iſt mir gleichgültig,“ verſetzte der Chaldäer, „ob Sie mir glauben oder nicht; nur iſt es Ihr eigener Schade. Daß ich in geheimen Wiſſenſchaften wohl bewandert bin, mögen Sie aber doch merken. Haben Sie noch nie von der Nekromantie gehört?“

„Allerdings, aber nie viel davon gehalten. So viel ich weiß, läuft es dabei meiſtens auf Betrug, Gaukelei und Taſchenſpielerkünſte hinaus.“

„Gar möglich bei euch unwiſſenden Leuten hier in Europa; bei uns zu Lande in Chaldäa iſt es doch etwas anderes.“

„Laſſen Sie ein Kunſtſtück ſehen!“ ſagte der Blondin.

„Ich mache keine Kunſtſtücke,“ erwiederte Abubeker: „Aber — ſehen Sie, junger Mann, Ihre Geſichtszüge haben mich für Sie gewonnen. Ich ſchwöre Ihnen, Sie ſind unter einem glücklichen Stern geboren. Reden Sie offen mit mir: worin kann ich Ihnen helfen? Meine Hilfe iſt Ihnen mehr werth, als alle Taſchenſpielerei. Zum Beiſpiel: ſind Sie als Kaufmann in Verlegenheit? Brauchen Sie Geld?“

Der Blondin lächelte mißtrauiſch über den Tiſch hin: „Es könnte ſein.“

„Gut!“ rief der Chaldäer: „Warum hielten Sie damit zurück und ſagten's mir nicht gleich? Sie ſind beſtimmt, einen Schatz bei den Ruinen der Burg Valerien des Anges zu heben.“

„Einen Schatz?“

„Wohl, und noch dazu einen beträchtlichen.“

„Warum heben Sie ihn nicht für ſich ſelbſt, Herr Abubeker?“

„Weil er mir nicht bestimmt ist, und weil ich ihn gar nicht gebrauche.“

„Wann soll ich ihn heben?“

„Sobald Sie die Reise nach Valerien des Anges machen wollen.“

„Bedarf es dazu noch Vorbereitungen oder besondere Umstände und Anstalten?“

„Nicht die mindesten.“

Der Blondin war an dem trockenen Ernst des Chaldäers fast irre, und doch glaubte er, dieser wolle sich mit ihm belustigen. Er besann sich, und sagte endlich: „Gut, Herr Abubeker. Um Ihnen aber die Wahrheit zu sagen, ich muß morgen schon einen fälligen Wechsel von fünftausend Livres zahlen. Wenn mir der Schatz gewiß ist, würden Sie nicht die Güte haben, mir bis zur Erhebung desselben fünftausend Livres vorzustrecken?“

Der Blondin schwieg und heftete beobachtend seinen Blick auf die Züge des Chaldäers, um sich an dessen unvermeidlicher Verlegenheit zu weiden. Der Chaldäer aber veränderte sein Gesicht nicht im geringsten, und sagte ganz ruhig: „Mit Vergnügen. Sie sollen sie haben.“ Dann wendete sich das Gespräch wieder auf Nekromantie und die Abenteuer des Fremdlings.

Herr Le Blond brach endlich gegen Mitternacht auf und wollte sich beurlauben. Aus Schonung mochte er den großsprecherischen Chaldäer nicht an die fünftausend Livres erinnern, und war mit der angenehmen Zerstreuung zufrieden, die er den Abend in dessen Gesellschaft genossen. Ohnehin hatte er die Geschichte von dem fälligen Wechsel nur erdichtet, um den Nekromanten auf die Probe zu stellen. Allein dieser bat ihn, einen Augenblick zu verweilen, entfernte sich ins Nebenzimmer, brachte vier Geldsäcke und legte einen nach dem andern auf den Tisch. Dann befahl er einem der Bedienten, Herrn Le Blond mit der Laterne zu seiner Wohnung zu begleiten, dem andern, ihm das Geld nachzutragen.

Der Blondin war bestürzt. Er dankte verbindlich und empfahl sich. Die Bedienten begleiteten ihn zu seinem Hause, wo Herrn Le Blonds Diener ihn erwartete. Dem gaben die Diener des Chaldäers das Geld und verschwanden.

Die Reise nach Valerien des Anges.

Dieses in seiner Art außerordentliche Ereigniß brachte den Herrn Le Blond um allen Schlaf. Er mußte beinahe anfangen, das Unglaublichste zu glauben.

Als er folgenden Tages ziemlich spät erwachte, war der Chaldäer sein erster Gedanke, wie es sonst nur Jacqueline zu sein pflegte. Jetzt nüchterner, als vorigen Abend, sah er ein, daß der vorgebliche dreihundert- und zwölfjährige Herr ihn offenbar zum Narren gehabt, und ihn statt mit fünftausend Livres, vermuthlich mit einigen Säckchen voll Sand und Blei heimgeschickt habe. Er mochte die Säcke, die noch immer da lagen, nur nicht aufthun, um sich die Beschämung, so lange als möglich, zu ersparen. Neugier überwog endlich. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er statt Sand und Blei in jedem Säckchen fünfzig Louisd'or fand, neu, wie aus der Münze gekommen.

„Falschmünze und nichts anderes!“ dachte er, und nahm die Goldwage. Alle waren vollwichtig. Er schickte ein paar Stücke zum Goldschmied; sie hatten ihr gehöriges Korn.

Jetzt stand dem Blondin der Verstand still, wie man zu sagen pflegt. An Wahrheit dessen wenigstens, was der Chaldäer von einem Schatze gesprochen hatte, konnte, nach einer so gewichtigen Vorausbezahlung, nicht ganz zu zweifeln sein. Was hätte auch den Fremden bewegen sollen, mit Herrn Le Blond so kostbaren Spaß zu treiben? Es muß etwas an der Sache sein. Der Blondin

beſchloß jetzt offenherzig dem Chaldäer ſeine Noth zu klagen, nämlich ſeine Armuth, Jacquelinens Liebe und ihrer beider Wunſch.

Er ging ſogleich den Morgen zum Herrn Abubeker. Der ältliche Herr, dem man bei der Lebhaftigkeit ſeiner Bewegungen gewiß nicht dreihundert- und zwölfjähriges Alter zugemuthet hätte, empfing den Blondin ſehr freundſchaftlich. „Haben Sie den Wechſel abgethan?“ fragte er. Der Blondin geſtand, daß er ſeinen unbekannten Freund mit der Wechſelgeſchichte nur habe prüfen wollen; bat um Verzeihung, und verſprach ihm jetzt das Innerſte ſeiner Bruſt aufzuſchließen. Er that's; erzählte haarklein von der Jasminlaube, von den Lektionen, von dem Irrthum mit dem Schilde der Geſchwiſter Buonvicini, von Jacquelinens Liebe, von des Generals de Fano Stolz, und daß er keine Hoffnung habe, jemals die Hand der Geliebten zu empfangen.

Der Chaldäer hörte aufmerkſam zu. „Freund,“ ſagte derſelbe endlich nach einigem Beſinnen, „warum verzweifeln Sie? Heben Sie den Schatz; kaufen Sie ſich ein Landgut mit ſchönen Einkünften; treten Sie, als reicher Eigenthümer, vor den General, und er ſchlägt Ihnen ſeine Tochter nicht ab.“

„Aber täuſchen Sie mich nicht mit der Hoffnung eines Schatzes?“

„Welches Intereſſe kann ich haben, Sie zu betrügen? Hingegen darf ich Ihnen nicht bergen, Sie haben mich mit der Wechſelgeſchichte getäuſcht. Sie hätten es nicht thun ſollen. Sie verzögern damit ohne Zweifel die Hebung Ihres Schatzes um einige Tage, vielleicht um einige Wochen, die Sie deswegen länger abweſend ſind.“

Der Blondin kämpfte mit ſich ſelber zwiſchen Zweifel und Zuverſicht.

„Was habe ich zu thun, wenn ich mit Ihnen gehen ſoll?“ fragte er nach einer Weile.

— Sie beſtellen Ihr Hausweſen, ſchweigen gegen Jedermann

von dem, was wir vorhaben, und geben eine Reiſe vor, die Sie in Handelsgeſchäften machen müſſen. Am beſten, Sie verkaufen Ihr Waarenlager mit Bauſch und Bogen. Denn nach Hebung des Schatzes bedürfen Sie dieſes Kleinhandels nicht mehr. Oder geben Sie Ihre Habe einem Freund in Verwahrung.

„Darf ich auch Jacquelinen nichts ſagen?“

— Von der Abreiſe wohl; von Ihrer zuverſichtlichen Hoffnung wohl, bald im Stande zu ſein, öffentlich um ihre Hand werben zu können. Nichts von Valerien des Anges, nichts vom Schatz.

„Wann ſoll die Reiſe vor ſich gehen?“

— In drei Tagen bin ich nicht mehr in Namur.

Der Blondin verſprach, ſich zur Abreiſe zu bereiten. „Denn,“ dachte er, als er wieder in ſeinem Hinterſtübchen allein war, „was wage ich eigentlich? Wird Jacqueline nicht mein, was habe ich von der Welt? Ich will den Schatz heben.“

Ehe drei Tage verfloſſen, war er fertig; Jacqueline von ſeiner Abreiſe belehrt, unter tauſend Schwüren mit der Hoffnung des freudigſten Wiederſehens entlaſſen, und der Seiden- und Spitzenladen geſchloſſen.

Er ſetzte ſich in des Chaldäers Reiſewagen und fuhr mit ihm von Namur ab; aber nicht am hellen Tage, ſondern um Mitternacht. Wie die Glocken der Kathedralkirche zwölf Uhr ſchlugen, gab der Kutſcher Abubekers den Pferden die Geißel zu fühlen.

Die Hebung des Schatzes.

Der Chaldäer blieb ſich unterwegs gleich, eben ſo großſprecheriſch, eben ſo unbefangen und zuverſichtlich, wie im Gaſthof zu Namur. Den ganzen Tag ward ſchnell mit abwechſelnden Pferden gereiſet in verſchloſſener Kutſche. Das Wetter war neblicht und regneriſch. Selbſt Trank und Speiſe ward im Wagen genoſſen,

nirgends angehalten. Abends in der Dunkelheit hielt man vor einem einsamen Jagdhause, oder dergleichen, in einem Walde. Eine Art Jäger, in ziemlich abgetragenen Kleidern, empfing die Reisenden, führte sie in ein Zimmer, dessen Fensterscheiben meist zerbrochen und mit Papier verklebt waren, dessen ehemals kostbare Tapeten, halb vermodert, in Stücken herunterhingen, und zündete ein wohlthuendes Kaminfeuer an. Des Chaldäers Bediente trugen Wein und kalte Küche herbei, während der Jäger mit seinem Knecht ein paar Matratzen in die Stube auf den Boden legte, um Nachtlager zu rüsten.

„Uebernachten wir hier?“ fragte der Blondin, und sah sich verlegen um, denn es war ihm in dieser Herberge gar nicht geheuer.

„Zehn Schritte von hier ist die Ruine von Valeriens des Anges. Mitternacht zwölf Uhr, nicht später, nicht früher, müssen wir da sein. Trinken wir inzwischen hier bei den warmen Kaminflammen, und erquicken wir uns.“

Den Blondin durchbebte ein kalter Schauer. Alle schreckhaften Erzählungen und sonderbaren Erscheinungen traten ihm schnell ins Gedächtniß, die bei Erhebung unterirdischer Schätze stattgefunden haben sollen. Er fragte: „Werden wir dergleichen auch erleben müssen?“

Der Chaldäer schüttelte lächelnd den Kopf, und sagte: „Possen! Fürchten Sie sich vor Ammenmährchen?“

Man verkürzte den langen Winterabend so gut als möglich bei Wein und Gespräch. Aber der Blondin war theils von der vergangenen schlaflosen Nacht, theils von der Reise selbst sehr ermüdet. Der Chaldäer gab sich alle Mühe, ihn durch wunderbare Erzählungen zu ermuntern.

Als es stark auf Mitternacht ging, ward auch der Chaldäer ernsthafter, und da er Le Blonds Schläfrigkeit bemerkte, stellte er sich vor ihn und fragte: „Sie haben mich doch sonst durch keine

Unwahrheit hintergangen? — Sie könnte Ihnen und mir in den Ruinen nachtheilig werden."

„Ich versichere auf Ehre," sagte Le Blond, „außer der Erdichtung von Wechseln, die ich — —"

„Schon das war übel. Ihre Neigung zum Schlaf in einer so wichtigen, über das Glück Ihrer Tage so entscheidenden Stunde wird mir verdächtig. Ich habe einen ähnlichen Fall erlebt, da ein solcher Schatzheber in vierwöchentliche Ohnmacht verfiel, sobald er den Schatz gehoben hatte."

„Ei, das wäre schrecklich!" rief Le Blond.

„O so schrecklich eben nicht für den Schläfer in seiner Ohnmacht; denn er hatte die lebhaftesten und süßesten Träume von der Welt, und hätte nichts Besseres gewünscht, als nie aus der Ohnmacht zu erwachen. Allein für mich war das Erwarten seiner Genesung und seines Erwachens peinlich."

„Aber der Schatz wurde doch trotz dem gehoben?" fragte der Blondin weiter.

Der Chaldäer sah nach der Uhr, winkte dem Blondin, zu schweigen und ihm zu folgen, zündete eine kleine Blendlaterne an, und stieg eine schmale Treppe hinab. Der Blondin folgte, aber so schlaftrunken, daß er kaum wußte, was er that. Sie gingen eine kurze Strecke durch den Wald bis zum Schutte einer eingefallenen Mauer. Der Chaldäer bedeutete durch Winke, hier liege der Schatz. Während der Chaldäer bei der Blendlaterne in einem Buche las, hatte sich's der Blondin auf einem Mauerstück bequem gemacht und sich zum Ruhen niedergesetzt. Der Chaldäer las noch, als der Blondin in festen Schlaf fiel.

Der Traum.

Das war nun freilich ein Schlaf zur ganz unrechten Zeit. Doch abwehren konnte ihn Herr Le Blond unmöglich. Da er endlich erwachte, oder erwacht zu sein glaubte, war es schon heller Tag. Er rieb sich die Augen aus. Er lag auf einem köstlichen Bett, in der milden Dämmerung grünseidener Umhänge. Er schob diese zurück, und erblickte sich in einem der niedlichsten Schlafgemächer; Stühle und Tische vom feinsten Holz, mit Vergoldungen; die Wände mit schönen Gemälden geschmückt, deren Inhalt meistens die Macht und Schalkheit des Liebesgottes darstellte. Auf einem Tischchen blühten in vergoldeten Vasen mehrere Rosenstöcke.

Es fiel dem guten Blondin schwer, sich an das Vergangene zu erinnern. Er wußte nur sehr dunkel noch vom Kaminfeuer im Waldhause, vom Gang zur alten Mauer, von Abubekers Lesen im Buche bei der Blendlaterne. Er erhob sich im Bett und suchte nach dem Chaldäer.

Auf sein Geräusch öffnete sich eine Nebenthür; ein Kammerdiener in dick mit Gold besetzter Livree trat herein; der winkte hinter sich. Zwei andere Bediente kamen auf den Zehen herbei, und hinter ihnen ein betagter Herr, welcher sogleich schweigend nach des Blondins Puls griff, und ihm darauf in einem silbernen Löffel Arznei reichte.

„Es ist gar nicht nöthig!“ sagte Le Blond: „Ich fühle mich zwar ein wenig betäubt, aber sonst ganz wohl.“

Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte: „Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, nur diese paar Tropfen! Sie werden Ew. Durchlaucht sehr wohl thun.“

Herr Le Blond betrachtete den Arzt mit großen Augen, und verlangte, man solle ihn mit der Arznei verschonen. Dann erkundigte er sich nach Herrn Abubeker.

Die Anweſenden ſahen ſich bedenklich unter einander an, und man las deutlich in ihren Mienen, daß ſie ihn für wahnſinnig hielten. Endlich fragte der Arzt: „Wen verſtehen Ew. Durchlaucht unter dem Abubeker?“

„Ei, der mit mir geſtern Abend hier ankam, der Chaldäer.“

„Ew. Durchlaucht ſind ſchon ſeit geraumer Zeit hier, und kamen in Begleitung der Frau Herzogin, Ihrer Gemahlin, an.“

„Ich? Gemahlin? Herzogin? Geraume Zeit? Ich bitte Sie, verſchonen Sie mich mit dem Spaß und Ihren närriſchen Titulaturen, und erlauben Sie mir aufzuſtehen. Wo ſind meine Kleider?“

Die Bedienten und der Arzt warfen einander mit peinlicher Verlegenheit Blicke zu. Endlich verneigten ſich alle, ihn unterthänigſt zu bitten, nur ſo lange ruhig zu bleiben, bis man von ſeiner Gemahlin Verhaltungsbefehle eingezogen habe. Einer der Bedienten, meiſtens alte Leute, ging fort. Der Blondin hielt die Menſchen für närriſch, oder das Ganze für Spaß des Chaldäers. Er fragte, ob er zu Valerien des Anges ſei?

„Ew. Durchlaucht ſind in Ihrem Jagdſchloſſe Charmes, um in dieſer Eingezogenheit Höchſt Ihrer Geſundheit zu pflegen!“ erwiederte ein Kammerdiener.

Bald nachher erſchien der Abgeſchickte mit Befehl, Sr. Durchlaucht die Kleider zu geben.

„Geruhen Ew. Durchlaucht Dero Morgenanzug zu nehmen, oder befehlen Sie die Uniform, oder die Jagdkleider?“

„Nichts! Ich bitte um meine Kleider, und dann dem durchlauchten Spaß ein Ende zu machen.“

Man brachte die Kleider, welche vom feinſten Zeuge, dazu einen Ueberrock, von blauem Tuch, auf deſſen linker Seite ein ſilberner Stern eingeſtickt war.

Jetzt verlor der Blondin die Geduld. Er forderte ſeine eigenen Kleider mit Ungeſtüm. Alle erſchraken; und der Arzt hatte noch

Muth, ihn demüthig zu beſchwören, nicht ungnädig zu werden; der Zorn könne den ſchwerſten Rückfall der Krankheit verurſachen. Andere Kleider, als dieſe, habe er nie gehabt. Herr Le Blond ergab ſich in ſein Geſchick, und hoffte, ſei er einmal angekleidet, den Chaldäer zu finden. Die Bedienten waren geſchäftig, ihm beim Ankleiden zu helfen; zum Waſchen brachten ſie ihm in ſilbernen Becken wohlriechendes Waſſer. Dann ward Frühſtück im feinſten chineſiſchen Porzellan aufgetragen.

Er aß und trank. Alles war ihm fremd und ſonderbar. Solche Pracht des Geräthes hatte er in ſeinem Leben nie geſehen. Er trat ans Fenſter; er ſah, daß er in einem alten, hochgelegenen Schloſſe wohne, mit Ausſicht über einen weiten Wald, durch welchen ſternförmig Alleen gehauen waren.

„Wie weit iſt Namur von hier?“ Das wußte keiner. Er fragte wiederholt nach Herrn Abubeker, beſchrieb den Chaldäer auf alle Weiſe, erzählte, daß er dreihundert und zwölf Jahre alt ſei, und was er von ihm wußte. Die Bedienten zuckten die Achſeln, ihre Unwiſſenheit zu entſchuldigen. Der Arzt verſicherte, eine ſolche Geſtalt habe man hier noch nie geſehen; und wegen der dreihundert und zwölf Jahre griff er dem Blondin geſchwind wieder nach dem Puls.

„Meine Herren,“ ſagte Le Blond verdrießlich: „entweder bin ich närriſch, oder Sie ſind es. Denn daß ich wache und gar nicht träume, das fühle ich deutlich. Bei wem bin ich hier?“

„Ihro Durchlaucht ſind nebſt Ihrer Frau Gemahlin in Hochdero eigenem Schloſſe Charmes!“ ſagte der Arzt.

„Was Gemahlin? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht länger für einen Wahnſinnigen oder Tölpel. Ich war nie verheirathet. Wo wäre denn meine ſogenannte Gemahlin?“

„Ich werde Ihrer Durchlaucht ſogleich von Dero Wünſchen melden, die Sie äußern!“ rief einer der Bedienten und entfernte ſich.

„Poſſen!“ rief Le Blond, und machte Miene, das Schlafzimmer zu verlaſſen. Aber er bemerkte, daß er nur in Pantoffeln ſei, und forderte ſeine Stiefeln.

Indeſſen öffnete einer der Bedienten die Thür ſehr weit und ſagte: „Ihro Durchlaucht, die Herzogin!“

Die Herzogin.

Im leichten Morgenkleide, welches aber eben ſo geſchmackvoll als koſtbar war, trat ein junges Frauenzimmer herein, auf deſſen Wink ſich ehrfurchtsvoll der Arzt und Bediente entfernten. „Ich will einen Augenblick mit meinem Gemahl allein ſein!“ ſagte ſie: „Bleibt vor der Thür ſtehen.“

Der Blondin, da er die junge, ihm unbekannte Schöne freundlich gegen ſich zuwandern ſah, wußte nicht mehr, was ſagen. Er verbeugte ſich ehrerbietig und machte eine Bewegung, als wollte er ſich entſchuldigen, konnte aber kein Wort hervorbringen. Sie legte holdlächelnd ihre Hände auf ſeine Achſeln, ſah ihm lange ſchweigend und forſchend in die Augen, und ſagte dann: „Wie befinden Sie ſich heute? Nicht ſo, Sie wollen gut ſein; denken auch nicht mehr an Spitzenladen und Zauberer, Jacquelinen und vergrabene Schätze, von denen Sie immer und ewig ſeit einem halben Jahre ſprechen. Wie froh wäre ich, wenn ich bald wieder mit Ihnen nach Paris an den königlichen Hof zurück könnte! Erſt heut' empfing ich von der Herzogin von Nemours Briefe, worin ſie ſich nach Ihrer Geneſung aufs Angelegentlichſte erkundigt.“

„Die Herzogin von Nemours?“ ſagte der Blondin, dem das vertrauliche Anlehnen der ſchönen Geſtalt, ihr zärtlicher Blick, ihre Stimme ein Erröthen ums andere abjagte und ihn ſeltſam bewegte: „Gnädige Frau, ich weiß nicht, wo ich bin. Beinahe ſollte ich an Hexerei glauben. Ich bitte Sie, reißen Sie mich

aus dem Irrthum. Ich will Ihnen meine ganze Geschichte bis zum heutigen Tage erzählen. Dann richten Sie.“ Er erzählte.

„Mein Gott!“ rief die Herzogin: „das haben Sie schon viel hundertmal erzählt. Eben deswegen mußten wir nach dem Rath der königlichen Leibärzte Paris verlassen, um alles Aufsehen zu vermeiden, welches Ihre Gemüthskrankheit nothwendig erregte. Ich bitte Sie, halten Sie sich wenigstens ruhig; vermeiden Sie Ihre Träumereien, denken Sie gar nicht mehr daran; finden Sie sich wieder in Ihre wirkliche Lage hinein; betrüben Sie mich nicht mehr mit Ihren seltsamen Einbildungen. Wollen Sie das?“

„Alles, was Sie befehlen, gnädige Frau. Aber entweder bin ich jetzt wirklich verrückt, oder ich muß an Zauberei glauben, oder der Zauberer verblendet Sie und alle Ihre Leute. Denn ich schwöre, ich bin kein Herzog; ich bin der Seidenhändler Le Blond von Namur; ich habe —“

„Ach, schon wieder das alte Lied!“ rief die Herzogin unwillig: „Und Sie haben mir doch versprochen, vernünftig zu sein! Also Alles vergebens. Sie kennen mich also noch immer nicht wieder?“

Der Blondin schüttelte den Kopf, und doch war ihm in dem ganzen Wesen, selbst in der Stimme der Herzogin viel Bekanntes. „Es ist mir, als hätte ich schon einmal die Ehre gehabt, in Ihrer Gesellschaft oder Nähe gewesen zu sein; allein ich —“

„Gottlob!“ rief die Herzogin: „Es fängt in Ihrer Vernunft an zu dämmern. Das ist seit langer Zeit das erste Mal, daß ich Sie so reden höre. Nur Geduld! Sie werden sich bald wieder auf Alles besinnen. Schonen Sie Ihrer. Thun Sie sich nur Gewalt an, und verbannen Sie Ihre Einbildungen. Reden Sie wenigstens nie mehr davon; geben Sie sich wenigstens nicht mehr vor unsern Bedienten mit Ihrer Krankheit bloß. Sie sind der Herzog von Melfi; Sie mein Gemahl, und könnten so glücklich sein, wenn Sie nicht . . .“

„Ich der Herzog von Melfi, ich — gnädige Frau — Ihr Gemahl — — in der That, ich muß wahnſinnig ſein, wenn ich das glauben ſoll.“

„Mein Lieber, Sie ſind wahnſinnig, weil Sie's nicht glauben; weil Sie immer zum Fenſter hinausſpringen, wie raſend in die Wälder laufen wollen. Daher mußte ich die Fenſter vergittern, die Schloßpforten verriegeln und bewachen laſſen; darum habe ich mich ſeit einigen Tagen von Ihnen entfernt halten müſſen; darum muß ich ſelbſt noch die Leute hier an der Thür draußen Wacht ſtehen laſſen. Sie haben mich ja ſchon einmal tödten wollen, ſo wenig lieben Sie mich!“

„Was?“ rief Herr Le Blond: „Ich zum Fenſter hinausſpringen — ich Sie tödten wollen?“ — Mein Verſtand läuft im Ring herum. Sagen Sie um Gotteswillen, wie könnte mir das einfallen?“

„Sie wollen mich alſo nicht mehr erſchrecken?“

„Gewiß nicht, gnädige Frau.“

„Wollen nie wieder von Ihren alten Grillen ſprechen, wenigſtens ſich vor Ihren Bedienten nicht mehr lächerlich machen, ſondern Herzog, Gebieter, mein Gemahl, kurz Alles das ſein, was Sie wirklich ſind?“

„Gnädige Frau!“ ſagte der Blondin, und traute Augen und Ohren nicht: „Ich weiß zwar in der That nicht, was ich wirklich bin. Den Chaldäer hole der Kukuk! Aber ich bin Alles, was Sie aus mir zu machen für gut finden.“

Da ſchloß ihn die Herzogin in ihre Arme und drückte ihre ſchönen Lippen dankbar auf ſeinen Mund. Es ſtrömte Fiebergluth durch alle ſeine Adern. Er vergalt ſchüchtern den Kuß und folgte ihr nun an ihrer Hand in die andern Zimmer.

Ein Gemach übertraf das andere an Pracht und Bequemlichkeit. So oft er aber behauptete, in seinem Leben dergleichen nicht gesehen zu haben, hielt ihm die Herzogin lächelnd-drohend die Hand auf den Mund. „Was haben Sie mir versprochen?“ rief sie dann, und er gehorchte willig.

„Ich begreife zwar die ganze Komödie nicht, die man mit mir spielt,“ dachte er bei sich selbst, sobald er, auf das weichste Ruhebett hingeworfen, einen Augenblick allein war: „weiß auch nicht, aus welchen Absichten man mit mir spielt; oder ob ich rase, oder ob der Nekromant, der verdammte Chaldäer, mich bezaubert hat? Inzwischen will ich den Ausgang des Dinges abwarten. Ewig kann es doch nicht währen. Oder“ — hier stockten seine Gedanken; denn er erinnerte sich betroffen, was ihm Herr Abubeker im Waldhause beim Kaminfeuer von einer Person erzählt hatte, der er einen Schatz gehoben, und die in einer vierwöchentlichen Ohnmacht gelegen, worin sie die schönsten Träume von der Welt gehabt zu haben behauptete. „Es wäre,“ dachte er, „der tollste Streich von der Welt, wenn ich im Waldhause ohnmächtig auf der Matratze läge, und der gute Chaldäer neben meinem Bette, während ich hier ein Herzog zu sein glaube oder mit aller Gewalt sein soll. Gleichviel. Ich muß den Verlauf der Dinge abwarten.“

Er spielte in der That auf der Stelle seine Herzogenrolle sehr glücklich. Allein mit der schönen Herzogin, die er als Gemahl behandeln sollte, gerieth er jedesmal in Verlegenheit. Er wagte in Ehrerbietung kaum zu ihr aufzublicken. Nur ihre Zärtlichkeiten konnten ihn kühner machen.

Das Schloß war einsam gelegen, rings in einem ungeheuern Forst begraben, von außen alt und verwittert, auf einem Felsen, mit Gräben umzogen, über welche eine Zugbrücke hing. Von

innen sah man schmale, dunkle Gänge, davon einige selbst am Tage mit Lampen erleuchtet werden mußten. Hingegen herrschte in allen Sälen, Zimmern und Gemächern fürstliche Pracht, verschwenderischer Reichthum, üppiger Ueberfluß an der Tafel. Die Dienerschaft war nicht groß. Drei männliche Bedienten und zwei weibliche, der Arzt und ein halbblinder Kastellan, Köche, Stallknechte machten den Hofstaat aus.

Am meisten interessirte ihn die Herzogin. Er konnte nicht läugnen, daß sie sehr liebenswürdig sei, und bedauerte, freilich nur im Stillen, daß sie in dem unbegreiflichen Wahn beharrte, sie sei seine Gemahlin, und daß sie ihre zärtliche Vertraulichkeit einem Unwürdigen weihe. Aber, wie gesagt, er widersprach zuletzt gar nicht mehr, um sie nicht zu betrüben. Sie war ausgelassen lustig, wenn er gebieterische Miene gegen die Bedienten annahm und den Herzog von Melfi in aller Form darstellte. Sie gab ihm eigenhändig alle drei Stunden von der ihm verordneten Arznei ein, so sehr er auch dagegen protestirte und sich auf sein vollkommenes Wohlbefinden berief. Aber er mußte die Tropfen trinken, um seine reizende Gemahlin nicht zu betrüben. Auch schienen sie schon darum gut, weil sie ihm von ihrer zarten Hand gereicht wurden. Den alten Arzt überhäufte sie mit Lobsprüchen wegen der trefflichen Wirkungen seiner Kunst, an die Niemand weniger, als unser Herzog von Melfi glaubte. Denn mitten in allen unbegreiflichen Umgebungen fühlte er doch, der Irrthum müsse nothwendig auf der Seite der Andern sein, ob ihm gleich unerklärlich blieb, auf welche Weise er in die Feenwelt gerathen sei.

Aber schon nach einigen Tagen hatte er sich an die Feenwelt so ganz gewöhnt, als wäre er seit Kindesbeinen dieses prächtigen Müßiggangs theilhaftig gewesen. Seine Gemahlin schien sich von Tag zu Tag zu verschönern; und selbst Jacquelinens Andenken schien sich durch den Gang der Gegenwart zu verdunkeln. Die Tage flossen

in ungemeiner Schnelligkeit hin; man ſang; man ſpielte Schach und Karten; man ließ ſich die neueſten Werke der Dichter vorleſen; man ging endlich ſogar auf die Jagd. Die Herzogin war eine treffliche Reiterin, und mit ihrer Flinte traf ſie das aufſteigende Wild glücklicher, als der ungeſchicktere Herzog, der ſich beim Schießen lange Zeit übel geberdete. Aber auch darin erwarb er bald Vollkommenheit, und ſeine Gemahlin hatte dabei nur einen neuen Triumph, indem ſie ſtandhaft behauptete, er wäre unter Allen am Hofe der beſte Schütz geweſen, und der König ſelbſt habe ihm einſt, bei Erlegung eines ſechszehnendigen Hirſches im Park des Herzogs von Orleans, das Zeugniß gegeben, es komme ihm im Jagen keiner gleich.

Wenn der erſtaunte Herzog von Melſi dergleichen hörte, pflegte er mit komiſcher Verziehung des Geſichts hinter den Ohren zu kratzen und zu denken: „Ich weiß leider kein Wörtchen davon. Aber daß ich ein vollkommener Narr geworden, das weiß ich ſehr gut.“

Doch dergleichen wagte er nicht mehr laut zu ſagen, um nicht auf die Stirn ſeiner ſchönen Nachbarin Wölkchen des Verdruſſes zuſammenzuziehen. Darum verſtellte er ſich, ſo gut er konnte, und bald ward ihm der eingeführte Ton Bedürfniß und Gewohnheit. Die Herzogin las ihm aus Briefen verſchiedener Fürſten Glückwünſche zu ſeiner Geneſung vor, und was ihm von Allem das Tollſte ſchien, er mußte den Fürſten und Herzogen und Prinzeſſinnen, ſelbſt dem König Ludwig dem Vierzehnten, für ihre Theilnahme danken, als wäre er längſt mit ihnen bekannt geweſen. Seine Gemahlin lachte ſich faſt krank, wenn er einen ſeiner Briefe vorlas, worin die kaufmänniſche Schreibart des Spitzenhändlers mit den Schriften des Herzogs von Melſi bald in Zwietracht oder Eintracht ſtand.

Das Geheimniß.

Es verſtrich in dem Getändel mancher Monat. Der Frühling erſchien. Vögel ſangen weit umher im Walde. Wieſen grünten. Felſen umſpannten ſich mit Blumen.

Da dachte der gute Blondin öfters an ſeine Jasminlaube und an Jacquelinen und die italieniſchen Lektionen. Es kam ihm zuweilen unbeſchreibliche Sehnſucht, und quälte ihn mit Heimweh. Dann ward für ihn das Zauberſchloß ein bunt geſchmückter Kerker.

Aber, ſelbſt wenn er dieſe Gefangenſchaft hätte verlaſſen können, er würde es nicht gethan haben, weil er es nicht mehr konnte. Die verſchloſſenen Thore und aufgezogenen Brücken hielten ihn weniger, als ſein Herz. Er liebte ſeine Gemahlin aufrichtig und von ganzer Seele; und in der That war ſie ſehr liebenswürdig durch ihr Gemüth. Noch mehr fühlte er ſich an ſie gefeſſelt, als ſie ihm eines Morgens erröthend und ſelig geſtand: ihre höchſten Wünſche wären erfüllt, Mutter zu werden. Von dieſem Augenblick an war ſie ihm das Theuerſte auf Erden; und wollte Jacquelinens Bild ihm das Gegentheil beweiſen, ſo ſuchte er ſich loszureißen, wie von einer Erbſünde.

Auch die Herzogin ſchien, ſeit dem Geſtändniß, ihre Zärtlichkeit für ihn zu verdoppeln; aber in ihren Augen las er nicht ſelten unerklärliche Schwermuth, die mit jedem Tag ſichtbarer ward. Oft ſtarrte ſie ihn lange und ſchweigend an, und brach dann plötzlich in ein lautes klagendes Schluchzen aus, und ihre Thränen ſchienen nicht aufhören zu können. Umſonſt ſuchte er ſie zu beruhigen, zu tröſten, oder ihr die Urſachen ihres Kummers abzuſchmeicheln. Sie blieb die Gleiche, und ſuchte ſich wegen ihres wunderlichen Betragens zu entſchuldigen mit allerlei Vorwänden. Der Arzt, welchen der bekümmerte Gatte befragte, wiegte den Kopf lächelnd und ſagte: „Dieſe Schwermuth iſt ſehr erklärlich. Ihre

Durchlaucht geruhen darüber ohne Besorgniß zu sein. Die Umstände Dero Frau Gemahlin bringen es nicht anders mit sich."

Das schien Sr. Durchlaucht ein sehr vernünftiger Grund zu sein. Wenn er aber die Herzogin, ihre Thränen, ihre Liebkosungen schärfer beobachtete, schien es, als wenn noch ein ganz besonderes Geheimniß auf ihrer Seele laste. Sie sagte sogar einmal die räthselhaften Worte: „Eben daß das Ziel meiner Wünsche erreicht ist, macht mich höchst glücklich und doch höchst traurig."

Eines Abends, da sie ihren Gemahl fast nicht aus den Armen ließ, und Thränen und Fröhlichkeit bei ihr, wie Sonnenschein und Regen im Aprilwetter, wechselten, beschwor er sie von neuem, ihm das Räthsel ihres wunderlichen Betragens zu lösen. Er bat so dringend, daß sie endlich sagte: „Gut, Sie sollen es morgen erfahren." Sie zog ihn zum Nachtessen, und bat ihn, im Glase Wein für diesmal seine Neugier zu begraben.

Als er erwachte, war das Geheimniß, welches ihm die Herzogin offenbaren wollte, der erste seiner Gedanken. Aber er erstaunte nicht wenig, sich auf einer Matratze liegend, in dem alten Zimmer mit zerrissenen Tapeten zu finden, wo er zuletzt mit dem Chaldäer gewesen. Im Kamin glühten noch einige Kohlen. Der alte Jäger in seinem abgetragenen Rock stand am Fenster, und kaum bemerkte er das Erwachen des Schläfers, lief er behend zur Thür hinaus, und rief: „Herr Abubeker, er wacht!"

Der Chaldäer trat nach einigen Augenblicken ins Zimmer, und seine Frage war: „Wie befinden Sie sich?"

„Ganz leidlich; der Kopf ist nur ein wenig betäubt!" sagte Le Blond: „Aber vor allen Dingen erklären Sie mir, wo ich bin? welches Teufelsspiel treiben Sie mit mir?"

„Wo sollten Sie anders sein, als in Valerien des Anges?"

„Wo iſt mein Schloß, meine Gemahlin, die Herzogin von Melſi? Wo ſind meine Bedienten?“

Der Chaldäer lachte laut auf: „Es ſcheint, Sie leben noch in Ihren Träumereien. Aber Scherz bei Seite. Nehmen Sie dieſe Tinktur; die wird Ihnen alle Kräfte wiedergeben. Denn es iſt kein Spaß, über vier Monate bewußtlos da zu liegen. Wir haben viel Noth mit Ihnen gehabt. Hier nehmen Sie dieſe Tinktur; trinken Sie!“

Der Blondin wollte ſich anfangs weigern, aber da der Chaldäer feſt verſicherte, eher würde er ihm keine Antwort geben, trank er. Es floß wie Feuer durch ſeine Kehle. „Nun ſagen Sie mir,“ fuhr der Blondin fort, wo iſt die Herzogin, meine Gemahlin? Ich will ſchlechterdings zu ihr!“

„Herr Le Blond,“ antwortete der Chaldäer mit der ihm eigenen Trockenheit, „beſinnen Sie ſich, wo Sie ſind, warum Sie hier mit mir ankamen? Machen Sie ſich nicht etwa lächerlich, indem Sie aus Träumen reden, wie ein Wahnſinniger. Was wollen Sie mit Ihren Schlöſſern, Bedienten und Herzoginnen? Vielmehr habe ich das vollkommenſte Recht, Ihnen wegen der Angſt Vorwürfe zu machen, die Sie mir durch eine Ohnmacht verurſachten, an der Sie ſelbſt Schuld waren, weil Sie mich nicht mit aller Offenherzigkeit behandelten. Ich hatte Sie ja mehr denn einmal genug dazu aufgefordert und vor der ſchlimmen Folge gewarnt. Warum thaten Sie mir das?“

„Scherzen Sie doch nicht, Herr Abubeker!“ rief der Blondin halb unwillig: „Wo iſt das alte Schloß Charmes? wo die Herzogin von Melſi, meine Gemahlin?“

Der Chaldäer ſchüttelte unzufrieden den Kopf und ſagte nach einer Weile: „Es gibt in Frankreich keine Herzogin von Melſi, kein Schloß Charmes. Wie kamen Sie, als Seidenhändler, zur Hand einer Prinzeſſin? Was denken Sie denn? Die ruhige Ueber-

legung eines Augenblicks könnte hinreichen, Sie von Ihrem Wahn zu überzeugen.“

„Aber ich habe ja noch Briefe vom Herzog von Orleans, vom Herzog von Guimené, von der Herzogin von Nemours, von — von — ja, vom König ſelbſt!“

„Wo haben Sie ſie denn?“

Der Blondin ſah ſich um. Er lag auf der Matratze, und zwar in ſeinen Reiſekleidern, die er von Namur mitgenommen. Er rieb ſich die Augen, rieb die Stirn und ſprang auf. Eben ging die Sonne nieder.

„Was iſt denn das?“ rief Le Blond: „Iſt's jetzt Morgen oder Abend?“

„Abend iſt's!“ antwortete der Chaldäer.

Der Blondin ſchüttelte den Kopf; er war irre an ſich und der Welt. Er ging nachdenkend im Zimmer auf und ab, blieb wieder ſtehen; unterſuchte ſeine Taſchen; und da er gar keine Spur vom herzoglichen Zuſtande weder um, noch an ſich erblickte, rief er: „Was iſt denn Blendwerk? Wo ich bin oder wo ich war? Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß ich länger als ein Vierteljahr regelmäßig träumte, wie ich alle Tage aß, trank, ſchlief und wieder aufſtand?“

„Und Sie, mein Herr,“ verſetzte der Chaldäer endlich mit hörbarem Verdruß in der Stimme: „und Sie werden mir doch nicht zumuthen, mich mit Ihnen um den Inhalt Ihrer Träume zu zanken? Denken Sie von Ihrem Zuſtande, was Sie wollen; aber danken ſollten Sie mir, daß ich Sie aus Ihrer Ohnmacht rettete.“

„Ihnen danken? Nein, Herr Abubeker, Sie verrechnen ſich. Es iſt eben nicht ergötzlich, aus einem Herzog von Melſi, Seiden- und Spitzenkrämer zu werden.“

„Gut, Herr Le Blond, ich widerſpreche nicht mehr,“ ſagte der Chaldäer trocken, „aber meine Zeit iſt koſtbar. Der Wagen

iſt angeſpannt, wir müſſen einſitzen, nach Namur zurück. Iſt's gefällig, ſo folgen Sie mir."

„Keineswegs, nicht von der Stelle, bis ich weiß, wo ich bin. Das Schloß Charmes und meine Gemahlin können nicht weit von hier ſein."

„Wenn Sie daran glauben, Herr Le Blond, ſo bleiben Sie. Ich meines Theils reiſe ab nach Namur. Leben Sie wohl."

Der Chaldäer machte in der That Miene, davon zu gehen. Es ſchien dem Blondin nicht räthlich, allein zurückzubleiben in unbekannten Gegenden. Er rief dem Reiſegefährten zu, der ſchon die Thüre öffnete: „He, Herr Abubeker, ein Wort! Was iſt denn aus dem Schatz geworden, den wir heben wollten?"

„Davon läßt ſich im Wagen ſprechen, wenn Ihre Sinne beſſer entwirrt ſein werden."

Der Blondin ſchüttelte mißvergnügt den Kopf und folgte dem Chaldäer. Der Wagen ſtand in der That vor dem Waldhäuschen angeſpannt, Bediente vorn und hinten auf. Man ſetzte ſich ein, und die Pferde flogen durch Wald und Nacht leichtfüßig dahin.

Trennung.

Der Blondin ſeufzte tief im Stillen, als er neben ſeinem Zauberer daſaß, der gar keine Neigung zu haben ſchien, das Schweigen zu brechen. Das flüchtige Fuhrwerk ſchien ihn in Schlaf einwiegen zu wollen. Herr Le Blond machte inzwiſchen über dieſe Flüchtigkeit zwei wichtige Bemerkungen. Die eine beſtand in der Vermuthung, daß der Schatz, wenn er gehoben wäre, und im Wagen läge, keine allzugroße Laſt ſein müſſe. Die andere, daß Herr Abubeker ſeinen Zauber bei allem dem in guter Ordnung haben müſſe, da man während der Nacht mehrmal Pferde wechſelte,

die schon alle bereit standen und die Fortsetzung der schnellen Reise kaum einige Minuten unterbrachen.

„Jetzt auf den Schatz zu kommen," sagte der Blondin, „wie ist's dem ergangen? Haben wir ihn gehoben?"

„Allerdings!" erwiederte der Chaldäer sehr schläfrig: „Er ist durch Ihre Ohnmacht nicht so beträchtlich ausgefallen, als ich erwartete; aber doch bedeutend genug, Ihnen zeitlebens bequeme Tage zu machen."

„Wie viel beträgt er etwa?"

„Ich weiß nicht."

„Haben wir ihn im Wagen?"

„Ja wohl!" sagte gähnend der Chaldäer: „Aber wenn Sie erlauben: ich bin des Schlafs bedürftig. Ich werde es Ihnen recht sehr danken, wenn Sie mir einige Stunden Ruhe gönnen. Denken Sie inzwischen nach, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen."

Abubekers Schläfrigkeit kam dem guten Blondin zu sehr ungelegener Stunde. Er suchte den Reisegefährten durch allerlei Bemerkungen und Fragen munter zu erhalten.

„Das ist schon entschieden!" sagte Herr Le Blond: „Habe ich den Schatz, so reise ich so lange die Kreuz und Quer durch Frankreich, bis ich mein Schloß Charnies und meine Gemahlin wieder gefunden habe."

„Das sicherste Mittel, mein Herr, daß Ihnen das Geld wieder aus dem Kasten verschwindet. Denn Ihr guter Genius gab es Ihnen nicht, daß Sie es für einen Traum verschwenden. — Es thut mir leid um die Mühe, die ich mir für Sie gab. Denn schon jetzt haben Sie durch Ihre thörichten Entschlüsse einen Theil davon eingebüßt. Sie sollen, was Sie haben, mit Weisheit anwenden."

Herr Le Blond gerieth bei dieser Erklärung in eine kleine Ver-

legenheit. „Was nennen Sie denn mit Weisheit anwenden, wenn ich fragen darf?“

„Sie lieben die Tochter des Generals in Namur — wie heißt er doch gleich?“

„Mein Gott!“ schrie der Blondin: „davon kann ja die Rede nicht mehr sein. Ich bin ja schon vermählt. Ich bin nahe daran, Vater zu werden.“

„Ach, schweigen Sie!“ fuhr der Chaldäer heftig auf: „Sie bringen mich mit Ihrer lächerlichen Träumerei in Wuth. Und ich sage Ihnen, durch dies Wort haben Sie abermals einen beträchtlichen Theil Ihres Schatzes verloren. Werden Sie nicht vernünftiger, so kündige ich Ihnen an, daß Sie Alles, und endlich auch selbst mich verlieren.“

Der Blondin schwieg. Der Mann war ihm immer ein Räthsel gewesen; jetzt ward er ihm verdächtig. Er fing an sich zu überreden, der Chaldäer habe mit ihm ein Späßchen getrieben, aber keineswegs einen Schatz heben wollen. Nur konnte er nicht wohl begreifen, warum der Abenteurer sich den Spaß so viel Geld kosten ließ. Auch sein Aufenthalt zu Charmes, der nun schlechterdings zum bloßen Traum gemacht werden sollte, war ihm mehr als Spaß. Er hätte die Unterredung gern fortgesetzt, aber aus dem Schnarchen des Chaldäers schloß er, daß auf mancherlei Anfragen keine Antwort erfolgen würde.

Als nach einer halben Stunde — der Morgen graute schon — der Wagen vor einem Haus hielt neben einer Brücke, um frischen Anspann zu nehmen, gähnte der Chaldäer mächtig auf; doch schien er wieder in den Schlaf zurückkehren zu wollen. Der Blondin konnte sich nicht länger halten, stieß den Nachbar an und sagte: „Offenherzig gesprochen, Herr Abubeker, ich habe Alles wohl überlegt und erwogen; haben Sie mit mir Komödie spielen wollen, oder treiben Sie noch Scherz mit mir? Halten Sie mich denn

in allem Ernſt für albern genug, zu glauben, daß ich ein Vierteljahr lang habe ohnmächtig liegen, habe träumen können . . ."

Der Chaldäer pfiff ſich ein Morgenlied, um nichts zu hören. Der Blondin aber fuhr ganz ruhig fort: „Sie überreden mich in Ewigkeit nicht. Denn ich bin jetzt im Stande, Ihnen den unwiderſprechlichſten Beweis zu geben, daß ich wirklich wachend in Charmes war, wirklich der Gemahl der Herzogin . . ."

Herr Abubeker ließ ihn nicht ausreden, ſondern donnerte ihn heftig an, aber in einer wildfremden Sprache, von welcher der Blondin kein Wort verſtand.

„Sprechen Sie auch, damit ich Sie verſtehe," ſagte der Blondin.

„Sie haben Recht; ich vergaß mich, Herr Le Blond!" ſagte der Chaldäer, und rückte näher an ihn, und fuhr mit zorniger, doch gedämpfter Stimme fort, indem er Le Blond's Hand mit Heftigkeit drückte: „All mein Warnen und Reden war nun bei Ihnen vergebens. Sie haben ſich um einen Theil Ihres Glückes gebracht. Hüten Sie ſich, wenn Sie nicht Alles einbüßen wollen. Ich muß Sie auf andere Weiſe behandeln. Hören Sie mich aufmerkſam an! Vergeſſen Sie Ihren Traum. Laſſen Sie in Ihrem ganzen Leben von deſſen närriſchem Inhalt keine Sylbe über Ihre Lippen kommen, weder gegen mich von dieſem Augenblick an, noch gegen irgend einen andern Menſchen; noch ſchreiben Sie davon eine Zeile, noch malen Sie davon. Genug, begraben Sie in Vergeſſenheit Ihre Träumerei. Unter dieſer Bedingung ſehen Sie mich einſt wieder und Ihr Glück, ſonſt nie."

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thür des Wagens; der Chaldäer ſtieg ab, und im gleichen Augenblick ſtieg ein breitſchultriger, ſtarker Kerl ein, ſetzte ſich ohne Feierlichkeit neben den Blondin, und der Wagen rollte über die Brücke ſchnell davon.

Herr Le Blond machte zu dem neuen romanhaften Streich große

Augen; noch mehr, als der neue Reiſegefährte eine Piſtole hervorzog, und ſagte: „die iſt ſcharf geladen!“ — dann ein langes Meſſer hervorzog und ſagte: „das iſt ſcharf; wollen Sie die Spitze mit dem Finger prüfen?“

„Ich habe gar keine Neigung dazu, mein Herr,“ ſagte der beſtürzte Le Blond, „und glaube Ihnen gern auf Ihr Wort. Wozu aber dieſe Umſtände?“

„Beim erſten Schrei, den Sie thun,“ verſetzte der Reiſegefährte, „bei der erſten verdächtigen Bewegung, die Sie machen, habe ich die Ehre, Ihnen dieſes Meſſer zwiſchen die Rippen zu ſtoßen oder die Kugel durch den Kopf zu jagen. Es thut mir unendlich leid, daß wir Beide in ſo geſpannten Verhältniſſen leben müſſen. Zu Ihrer eigenen Sicherheit muß ich Sie bitten, ſich gefälligſt die Augen von mir verbinden zu laſſen, bis es mir erlaubt ſein wird, ſie Ihnen wieder zu öffnen.“

„Aber — warum das?“ fragte der Blondin erſchrocken.

„Weil Sie mein Gefangener ſind!“ antwortete der fürchterliche Nachbar, und zog ein Tuch hervor. „Iſt's gefällig?“ fuhr er fort, und ſpielte mit der Dolchſpitze um Herrn Le Blond's Bruſt.

Wider eine ſo dringende Einladung ließ ſich im Grunde nicht viel ſagen. Der Blondin neigte ſein Haupt verzagend dem Tuche entgegen, und ſchnell genug waren ihm die Augen ſo feſt zugeſchnürt, daß er auch keinen Schein des Tages mehr wahrnahm.

Nun hatte unſer Abenteurer gut Ueberlegung anſtellen; denn der Nachbar ſchien ſtumm geworden zu ſein, und antwortete auf keine Frage. Höchſtens bot er von Stunde zu Stunde Wein und kalte Küche. Herr Le Blond bereuete bald, ſich mit dem Chaldäer jemals eingelaſſen zu haben; bald bereuete er, daß er ſich deſſen Zorn zugezogen, wodurch er auch des Schatzes verluſtig geworden. Er gedachte vielmals der letzten Worte Abubekers, und beſchloß in ſeinem Herzen, deſſen Befehl zu erfüllen. So blieb

ihm wenigſtens Hoffnung, den Wandermann irgend einmal wieder zu ſehen. Denn ſo ganz natürlich ging's mit dieſem doch nicht zu.

Ich weiß nun eben nicht, wie lange die Reiſe dauerte; denn der Blondin, welcher weder Tag noch Nacht unterſcheiden konnte, wußte es ſelbſt nicht. Er wachte, ſchlief dazwiſchen, träumte, wachte wieder, aß und trank, und fand die Reiſe ſehr lang, weil ſie langweilig war. Am meiſten quälte ihn, zu wiſſen, was aus ihm werden ſolle, wohin es mit ihm ginge? Darauf antwortete aber der Nachbar nie.'

Alles auf dem alten Fleck.

„Steigen Sie aus, wenn ich bitten darf!" ſagte der Nachbar.

Herr Le Blond gehorchte. Der Nachbar, wie gewöhnlich, war ihm dazu behülflich. Er ſtand auf feſtem Boden, ohne zu wiſſen, wo, und erwartete, was weiter geſchehen ſolle? Da hörte er den Wagen hinter ſich wegfahren. Doch blieb er mißtrauiſch ſtill. Als aber nach einer ziemlichen Weile der Nachbar ſich nicht wahrnehmen ließ, redete ihn Herr Le Blond an. Keine Antwort. Es kam ein anderer Wagen; der rollte aber vorbei. Er wagte endlich die Binde etwas zu lüpfen. Der Dolch des Nachbars ließ ſich deswegen nicht zwiſchen den Rippen verſpüren. Er riß das Tuch von den Augen, er ſah darum nicht heller. Alles ſchwarz und dunkel. Der gute Blondin fürchtete in allem Ernſt blind geworden zu ſein, wenn er ſich nicht umgewendet und erleuchtete Fenſter einer langen Reihe Häuſer geſehen hätte. Er betrachtete die Gegend genauer. Es war die wohlbekannte Hauptſtraße von Namur, in der er wohnte; ja er ſtand vor dem großen, prächtigen Hauſe des Oberamts-Präſidenten, und zwar vor ſeinem eigenthümlichen Seiden- und Spitzenladen, der aber verſchloſſen war, weil es

Mitternacht sein mochte. Der Reisewagen des Chaldäers und die gefährliche Gesellschaft darin waren verschwunden.

Nach langem Pochen öffnete der schlaftrunkene Ladenhüter des Herrn Le Blond die Thür, nicht wenig verwundert und erfreut, seinen Gebieter wieder zu begrüßen; nahm den Reisekoffer, der vor der Thür auf der Straße stand, und erzählte im Hinterstübchen alle Laden- und Stadtneuigkeiten, die er wußte, und nach welchen der Blondin durchaus nicht begierig war.

Folgenden Morgens — man könnte sagen, folgenden Mittags, denn Herr Le Blond, von seinen Abenteuern und Reisen ermattet, that einen festen Schlaf — war Alles wieder auf der alten Stelle: das Hinterstübchen, die Aussicht auf die Jasminlaube, jeder Tisch, jeder Stuhl, jeder Schrank. Der Blondin rieb sich die Augen — es stand Alles beim Alten. Das Vergangene glich einem Traum; nichts war erklärlich darin; die Geschichte mit dem Herzogthum zu Charmes am allerwenigsten. Es war, so kam's dem Blondin vor, bloße Gaukelei und Teufelei; der vorgebliche Chaldäer entweder der Beelzebub in eigener Person, oder ein Schwarzkünstler, der ihn vermuthlich zu irgend einem Hexenstückchen gebraucht hatte. Er packte mit einiger Neugier seine Reisekiste aus; drei alterthümliche blinde Goldstücke lagen oben auf den Kleidern. Er wühlte begierig weiter, denn er hielt sie für Vorboten eines darunter liegenden Schatzes; aber nichts weiter gab's. Alles Uebrige lag in derselben Ordnung unversehrt, wie er es eigenhändig auf der gleichen Stelle im Hinterstübchen eingepackt hatte den Abend vor der Abreise mit dem Chaldäer nach St. Valerien des Anges.

Nicht Alles auf dem alten Fleck.

Er that einen tiefen Seufzer. Außer den drei alten, blinden Goldstücken und den fünftausend Livres, die ihm der Chaldäer vor

der Abreiſe im Wirthshauſe gegeben, hatte er nichts von dem ganzen Abenteuer? Was war da zu thun? Er mußte es ſich gefallen laſſen, wieder in den Spitzenladen zu treten, und auf die Kundinnen zu warten, die ſich aber während ſeiner Abweſenheit ganz verloren zu haben ſchienen.

Je weniger er im Laden zu ſchaffen hatte, je fleißiger lauerte er im Hinterſtübchen am Fenſter, um die geliebte Jacqueline zu erblicken. Sie kam aber nicht zum Vorſchein. Er ging des Tags zwanzigmal in das Gärtchen und in die Jasminlaube, um ſich zu zeigen. Alles umſonſt. Jacqueline blieb unſichtbar. Aber je öfter er zur Laube kam, je mehr verſchwand aus ſeiner Phantaſie das Bild der Herzogin von Melſi; je lebendiger erwachte die Erinnerung an die reizende Jacqueline, an die Seligkeit der Lehrſtunden, an die Thränen und Gelübde der ewigen Treue. Mit ſeiner ewigen Treue hatte es freilich eigenes Bewandtniß gehabt im Schloſſe Charmes, das fühlte er wohl ſelbſt; und er fürchtete ſich, daß Jacqueline ihm wohl ungefähr auf ähnliche Weiſe Treue gehalten habe. Dann pflegte ihm recht daran zu liegen, ſeine ehemalige Herzogenſchaft für einen Fiebertraum zu halten, wiewohl ſein zartes Gewiſſen ihm bemerkbar machte, daß Untreue im Traume auch Untreue ſei.

Am Abend lief er zwanzigmal die Straße St. Fiacre auf und ab, und beobachtete alle Fenſter des großen Hauſes, in welchem die Geſchwiſter Buonvicini von Milano wohnten. Aber ſeine Entdeckungsreiſen blieben vergebens. Er ſah die ſchöne, mit jeder Stunde von ihm heißer geliebte Jacqueline nicht.

Am folgenden Tage ward es noch ſchlimmer. Denn auf ſein banges Nachforſchen um den General de Fano und deſſen Familie erfuhr er — faſt wäre er in Ohnmacht geſunken — der Herr General ſei ſchon vor mehrern Wochen von Namur abgereiſet, ver-

muthlich nach Italien, und ſeine geſammte Haushaltung habe ihn begleitet.

Er lief mit dieſer entſetzlichen Botſchaft ins Hinterſtübchen, warf ſich auf ſein Bett und weinte wie ein Kind. Nun erſt fühlte er, was ihm die göttliche Jacqueline geweſen, da er ſie ohne Hoffnung verloren ſah. Sein Leben war zerriſſen. Er verfluchte ſein Schickſal und nebenbei den gottloſen Chaldäer, der ihn um ſeine Treue, um ſeine Kunden im Spitzenladen, um ſein Herzogthum, um ſeine Herzogin und um Jacquelinen gebracht hatte.

Doch kann man auch nicht immer weinen und fluchen. Der arme Blondin ging wieder in alter Weiſe ſeinen kleinen Handelsgeſchäften nach, verſchloß Gram und Sehnſucht in ſich, und ſchlich ohne Troſt, ohne Freude, ohne Freund umher, wie ein Lebensmüder. Von ſeinem Abenteuer mit dem Chaldäer offenbarte er keinem Menſchen, ſo oft ihn auch wohl Bekannte fragen mochten, wo er während der mehrmonatlichen Abweſenheit geweſen? Er wußte ohnehin ſelbſt nicht, was er von dem Vorfall halten ſollte. Denn er vernahm von allen Seiten her, weil er bei Gelehrten und Ungelehrten nachſpürte, daß es keinen Herzog und keine Herzogin von Melſi, kein Schloß Charmes, ja nicht einmal ein ſogenanntes St. Valerien des Anges gebe. Der Chaldäer war ein Windbeutel vom Hauſe aus, und hatte ſich in ſeiner Zauberwelt eine ganz eigene Geographie gemacht.

Nach ſechs Wochen hatte der Blondin, nur die göttliche Jacqueline nicht, ſonſt Alles ziemlich vergeſſen, da begegnete ihm wieder ein

Chaldäerſtreich.

Er bekam nämlich eines Morgens vom Briefträger, unter andern Handelsbriefen, einen mit der Aufſchrift: Herrn De Blond de Laure. Stadt, Straße und Haus, ſelbſt ſein Vorname, waren ſo richtig angegeben, daß der Brief keinem Andern angehören

konnte, als ihm. Daß man ihm aber sein Le in ein vornehmes De verwandelt hatte, befremdete ihn nicht so sehr, denn das konnte für einen Schreibfehler gelten. Allein der Zusatz de Laure machte ihn doch stutzen. Er erbrach den Brief. Er war datirt vom Landhaus de Laure bei Gaillac, im Gouvernement Languedoc. Der Verfasser des Briefes unterschrieb sich Martin Chrispin, allerunterthänigster Diener und Verwalter des gnädigen Herrn. Der Inhalt war ungefähr folgender: Da Herr St. Valerien des Anges das herrliche Gut de Laure, sammt allen Ländereien und dazu gehörigen Rechtsamen, für Herrn de Blond gekauft habe, wolle sich der bisherige Verwalter seinem neuen Gebieter unterthänigst zu Gnaden empfehlen, und bitten, daß ihm seine jetzige hohe Herrschaft ihr Zutrauen gewähren möge. Alle Dienerschaft auf dem Gute wünsche nichts sehnlicher, als den gnädigen Herrn bald daselbst persönlich verehren zu können. Auch frage der unterthänige Martin Chrispin an, ob er dem gnädigen Herrn, falls er sich nicht sobald nach de Laure bemühen werde, die einlaufenden Gelder vierteljährlich in guten Wechseln übermachen müsse?

Herr Le Blond las den Brief wohl zehnmal. Endlich warf er ihn auf die Seite und sagte: „Der Martin Chrispin ist ein Narr!“ — Inzwischen machte ihm doch der Name des Herrn St. Valerien des Anges viel Nachdenken, der das Landgut für ihn gekauft haben sollte. „Steckt da etwa der Chaldäer dahinter, und will er mir einen neuen Streich spielen in seiner Manier?“ fragte der Blondin. „Nicht also, Herr Abubeker! Diesmal bekommen Sie mich nicht wieder in Ihr Teufelsgarn.“ — Er legte den Brief zu den drei alten, blinden Goldstücken.

Acht Tage nachher kam abermals ein ziemlich dicker Brief. Es war ein alter, Form Rechtens ausgefertigter Kaufbrief, vom Gut de Laure, worin Käufer und gegenwärtiger Eigenthümer genannt ward; dabei lagen dankbar ausgestellte Quittungen für die baar

durch Herrn Le Blond an den ehemaligen Beſitzer geſchehenen Zahlungen. Bei dieſen Papieren fand ſich ein kleiner Zettel, auf welchem die Worte ſtanden:

Mein Herr!

Hier haben Sie den in eins der angenehmſten und einträglichſten Landgüter verwandelten Schatz. Genießen Sie mit Schweigen. Abubeker.

Der Blondin hatte durchaus keine Urſache, an der Aechtheit des Kaufbriefes zu zweifeln; dennoch traute er dem Chaldäer nicht. Der jährliche Zins allein von dem Gute in Languedoc betrug ja mehr, als gegenwärtig ſein ganzes Vermögen und Waarenlager in Seidenzeugen und Spitzen. Wie hätte der Chaldäer zur Verſchenkung ſo ungeheurer Summen kommen ſollen? Welche Abſicht konnte der räthſelhafte Mann dabei haben? Denn das wollte, trotz allen ſchon gemachten Erfahrungen, dem Herrn Le Blond nicht in den Kopf, daß der hagere, gelbe Freund Abubeker mit ſeinen funkelnden Augen aus Chaldäa gekommen, dreihundert und zwölf Jahre alt ſei, und in Gottes Welt umher fahre, um irgend einer guten Haut einen verborgenen Schatz zuzuweiſen. Das wäre ein Handwerk neuer Art geweſen.

Ganz vorſichtig zog er links und rechts Erkundigungen vom Gouvernement Languedoc, der Stadt Gaillac und den Ländereien von de Laure ein. Und da ſich das Daſein dieſer Güter nicht länger bezweifeln ließ, wollte er noch über die Aechtheit des zu Gaillac ausgeſtellten Kaufbriefes Sicherheit. Er wandte ſich alſo eines Tages ohne Umſtände an den Oberamtspräſidenten, in deſſen Hauſe er wohnte, erzählte demſelben, wie er eine beträchtliche Erbſchaft von einem Vetter in Oſtindien oder dergleichen gemacht, ſich dafür die Güter zu de Laure gekauft habe u. ſ. w. Der Oberamtspräſident, welcher den Blondin bisher kaum als Miethsmann einiger Aufmerkſamkeit werth geachtet, horchte mächtig auf, da er von

den Reichthümern des jungen Mannes hörte. Es kam darauf an, die Aechtheit des Kaufbriefes zu prüfen. Der Oberamtspräsident nahm den Pergamentbrief, verglich Siegel, Unterschriften, machte einen freundlichen Bückling, nannte ihn erst „mein Freund", dann, wie er das Pergament noch einmal betrachtet hatte, „mein bester Herr de Blond", dann, da er die Kaufsumme noch einmal las, „Herr Le Blond", und endlich, da er die Reihe wichtiger Rechtsame durchschaute, welche an den Ländereien hafteten, „Herr de Laure".

Der Blondin ahnete schon aus dieser von Minute zu Minute sich steigernden Artigkeit des Oberamtspräsidenten, daß der Chaldäer ehrlich zu Werke gegangen sei. Man bat ihn, sich niederlassen zu wollen. Man fragte, wie er zu der seltsamen Grille käme, den Spitzenhandel auch nur eine Stunde länger fortzusetzen? Man ersuchte ihn dringend, seine Besuche zu wiederholen; der Präsident bot ihm ein ganzes, noch unbewohntes Stockwerk seines Hauses, Küche, Keller, Stallung, Equipage an.

Das Gerücht von der großen Erbschaft des Blondin lief bald durch ganz Namur; der Seiden- und Spitzenvorrath ward in Bausch und Bogen verkauft; Glückwünsche kamen von allen Seiten, Einladungen in die besten Häuser, wo irgend eine vormalige schöne Kundin wohnte; die halbe Stadt behauptete, mit ihm verwandt zu sein.

Aber das Alles machte ihn nicht glücklicher. Was bisher das Hauptgeschäft seines Lebens war, Geld zu sammeln, ward ihm, nun er sich, wie durch einen Zauberstab, an das glänzende Ziel versetzt fand, ganz gleichgültig. Nur Jacqueline lag ihm im Sinn. Er wäre gar zu gern, mit der Grammatik unterm Arm, wieder Sprachmeister bei ihr geworden. In Namur mochte er nicht bleiben. Er beschloß, den General de Fano in allen Welttheilen aufzusuchen, und sollte er darüber wieder zum armen Manne werden.

Nach der Laure.

Will man Reisen in alle Welttheile machen, muß man Geld haben. Der Blondin verließ Namur, um sich zuerst der Kassen seines unterthänigen Martin Chrispin zu versichern.

Seine Reise war ohne Abenteuer, obgleich er sich unterwegs oft aus dem Wagen legte, um sich nach dem Schlosse Charmes umzusehen. Er hatte schon die Provinz Languedoc erreicht, und fuhr noch Abends von Alby weg, einer anmuthigen Stadt auf der Höhe, um einige Meilen gegen Gaillac zu kommen, als ihm das unverhoffteste aller Abenteuer zustieß.

Er war nämlich ausgestiegen, eine Höhe zu Fuß hinauf zu wandern, während der Wagen langsam nachfuhr. Da kam auf der Landstraße den Berg herab ein vierspänniger Wagen, von einigen Reitern begleitet. Alles im schnellsten Trab. Der Blondin hatte kaum Zeit, auf die Seite zu springen. Indem er den flüchtigen Blick auf die Reisenden im Wagen warf, erkannte er oder glaubte er zu erkennen, was er in Ewigkeit nicht beisammen vermuthet hätte. Da saß der gelbe, hagere Chaldäer im tiefsten Gespräch verloren neben der wunderlieblichen Jacqueline. Er stand wie versteinert, rieb sich die Augen, denn es wollte dunkel vor ihnen werden; sah wieder auf, aber nun sah er gar nichts mehr; denn Wagen, Jacqueline, Chaldäer, Roß und Mann waren verschwunden, wie ein Luftbild. Da er aber das Luftbild noch in der Ferne über den steinigen Weg rasseln hörte, machte er geschwind links um, den Berg hinab, an seinem Wagen vorbei. Seinem Kutscher rief er nur zu, sogleich nach der Stadt Alby umzukehren. Das Umwenden der Kutsche auf der Bergstraße war eben so leicht nicht. Während dazu mit großer Noth die Versuche geschahen, hatte der Blondin schon den Fuß des Hügels erreicht. Die Reisenden aber wurden von ihm nicht mehr erblickt.

Deſto unbändiger lief er, bis er athemlos an einem Maulbeerbaum niederſank.

Indem ſagten einige andere Reiter daher, an ihm vorüber, kehrten wieder um, da ſie ihn erblickten, und fragten, ob ihm in der Gegend ein Wagen begegnet wäre, worin ein Herr mit einem Frauenzimmer geſeſſen?

„Allerdings!“ rief Le Blond, der nun ſeinerſeits auch fragen wollte. Allein die Reiter ließen ihn nicht zu Worte kommen. Man ſah ihnen Angſt, Zorn und Eile an. „Hat die Dame geſchrien?“ fragten ſie.

„Keineswegs!“

„War ihr Mund verknebelt?“

„Ich glaube nicht.“

„Machte ſie keinen Verſuch, ihrem Entführer zu entrinnen?“

„Entführer?“ ſtammelte der Blondin, und verlor faſt das Bewußtſein.

„Wohin ſind ſie?“

Der Sprachloſe zeigte nur mit der Hand nach der Weltgegend, und die Eilfertigen ſprengten davon.

„Alſo entführt von dem Chaldäer!“ ſeufzte der Blondin, und ſtieß alle Verwünſchungen gegen denſelben aus, die ihm eiferſüchtige Wuth einflößen konnte. Zwar fiel ihm bei, daß eigentlich ein dreihundert- und zwölfjähriger Liebhaber kein gefährlicher Nebenbuhler ſein ſollte; aber wer kann einem Hexenmeiſter trauen?

Sobald ſein Wagen herbeikam, warf er ſich hinein, und nun ging's wie geflügelt nach Alby. Es fing ſchon an zu dämmern, als man in die Stadt einfuhr. Nun war die Frage, wohin weiter in der Nacht.

„Ins Wirthshaus!“ ſagte der Blondin, der unterdeſſen zur Ueberlegung gekommen war. Denn Thorheit ſchien es ihm, in fremdem Lande, in dunkler Nacht umher zu reiſen. Er hoffte

dafür in Albh über Jacquelinen, oder ihren Vater oder den gottlosen Chaldäer etwas zu erfahren.

Er erfuhr aber nichts, ungeachtet er sogar in ein öffentliches Konzert ging, welches den Abend gegeben ward, und wo er alle seine Nachbarn befragte und von einer Entführung erzählte.

Die letzte Erscheinung des Chaldäers.

Er legte sich gramvoll ins Bett. Von der Reise ermüdet, schlief er bald ein. Aber noch graute der Tag kaum, so weckte ihn ein heftiges Rütteln. Er schlug die Augen auf, und sah zwischen seinen beiden Bedienten, welche in Nachtkleidern, schlaftrunken mit brennenden Kerzen vor seinem Bette standen, den Chaldäer. Der Chaldäer winkte; die Diener setzten die Kerzen auf den Nachttisch und entfernten sich.

„Herr Le Blond: ich versprach Ihnen, Sie noch einmal zu sehen!“ sagte der Chaldäer.

„Es ist mir sehr angenehm,“ erwiederte der Blondin, der die ganz unerwartete Erscheinung wie ein Gespenst anstarrte; „aber Herr Abubeker — —“

„Still! Ich heiße hier nicht Abubeker, sondern unter den Franzosen trage ich einen französischen Namen. Ich heiße jetzt St. Valerien des Anges.“

„Ganz wohl, Herr St. Valerien des Anges; aber — —“

„Ich habe mein Werk an Ihnen vollbracht, Herr Le Blond. Jetzt reise ich nach Island, um mir an den Flammen des Hekla den Stein der Weisen zu pulvern.“

„Vortrefflich, Herr St. Valerien des Anges; aber erlauben Sie mir nur eine Frage: muß das Fräulein de Fano auch beim Pulvern helfen?“

„Welche Thorheit!“

„Aber Sie haben meine Geliebte entführt. Nehmen Sie alle meine Schätze wieder, und geben Sie mir Jacquelinen.“

„Ich das Fräulein entführt? Wer sagt Ihnen das?“

„Mein linkes und rechtes Auge. Sie jagten gestern auf der Straße mit ihr an mir vorbei.“

„Unnütze Eifersucht. Ich führte sie Ihnen zu. Ich bin mit einer Fee vermählt auf dem Kaukasus. Ihren bösen Argwohn sollte ich strafen, wenn ich zürnen könnte. — Doch meine Zeit ist kurz. Ihr Glück ist gemacht. Genießen Sie es als ein Weiser. Reden Sie nie von Ihrem Traum, nie davon, wie Sie zu dem Landgut de Laure gekommen sind. Schwätzerei brächte Ihnen den Tod. Verstehen Sie mich? — In dem Augenblick, da Sie dies Gebot übertreten, wird Sie auf meinen Wink, und wäre ich tausend Meilen von Ihnen, einer meiner Dienstgeister ergreifen, durch alle Lüfte davon schleppen und in den brennenden Kessel des Hekla hineinwerfen.“

„Ich möchte ihn nicht bemühen. — Aber Jacqueline?“

„Sie weiß jetzt, daß Sie hier in der Stadt sind.“

„Woher wußten Sie's denn?“

„Hätte es mir nicht meine Kunst gesagt, so müßte ich's auch schon im Konzert gewußt haben, wo ich Sie sah.“

„Und Jacqueline? wo ist sie?“

„Geduld! folgen Sie der Einladung, die heute an Sie kommen wird. Leben Sie wohl. Seien Sie durch Schweigen glücklich.“

Der Chaldäer ging davon.

Herr Le Blond war außer sich. Er sprang aus dem Bette, warf einige Kleider um, rief die Bedienten, schickte sie dem Chaldäer nach, um zu erfahren, ob er vielleicht und wohin er, und ob er etwa mit einem Frauenzimmer verreise. — Ungeachtet der Blondin an das Wort des übernatürlichen Mannes zu glauben anfing, so plagte ihn doch die Eifersucht. Denn er fühlte, Jacque-

line ſei wohl mehr werth, als eine hundertjährige Fee auf dem Kaukaſus. Er lief auch ſelbſt in der Stadt herum, den Chaldäer noch einmal zu erblicken; aber eben ſo vergebens, als ſeine Bedienten. Ganz Alby ſchlief.

Er mußte ſich alſo auf Abubekers Verheißungen verlaſſen. „Prellt er mich diesmal nicht,“ dachte er, „ſo iſt er wahrhaftig ein Ehrenmann; ſo glaube ich an ſeine dreihundert und zwölf Jahre, an ſeinen Kaukaſus, an ſein Steinepulvern am Heklafeuer, und ſogar, daß ich nur von Charmes und meiner Herzogin von Melſi geträumt habe.“ — Die Zeit ward ihm lang. Er ſah den ganzen Morgen zum Fenſter hinaus, der Botſchaft Jacquelinens oder der Einladung zu ihr gewärtig.

Gegen Mittag ward nach ihm gefragt. Dem Blondin pochte das Herz. Aber er verwunderte ſich ſehr, als ein ſtattlicher Herr erſchien, der ihm die Einladung brachte, den Erzbiſchof von Alby zu beſuchen und bei ihm zu Mittag zu ſpeiſen. Er ſagte zwar zu, aber das Ding ward ihm verdächtig. Denn wie kam er dazu, vom Erzbiſchof eingeladen zu werden? Vielleicht ein Chaldäerſtreich, durch den Abubeker Zeit zu gewinnen hoffte, Jacquelinen deſto bequemer ins Sichere zu bringen.

Seit der Blondin einmal Herzog geweſen war, wenn auch nur im Traum, war ihm nichts leichter, als eine vornehme Rolle zu ſpielen. Der erzbiſchöfliche Hof machte dem Ex-Spitzenhändler daher gar keine Verlegenheit. Mittags kam der Staatswagen Sr. Gnaden; der Herr de Laure im zierlichen Kleide, doch immer als Reiſender, ſtieg ein, und nach wenigen Minuten ward vor dem großen biſchöflichen Garten in der Vorſtadt Chateauvieux gehalten.

Ende gut, Alles gut.

Er ſtieg aus. Der Erzbiſchof mit mehrern Herren wandelte im Garten. Es war ein prächtiger Tag. Die erſten Begrüßungen und Höflichkeiten gingen bald vorüber. Der Blondin ſchien Allen ſchon bekannt zu ſein; Alle ſprachen ihm von ſeinem prächtigen Landgut de Laure; Alle beklagten, daß ſein Freund St. Valerien des Anges ſo bald und ſo plötzlich habe abreiſen müſſen.

„Auch wir müſſen nähere Bekanntſchaft mit einander ſchließen,“ ſagte ein alter Herr mit ſteifem Fuß, „denn durch Ihren Ankauf von de Laure ſind wir beide die nächſten Nachbarn geworden. Ich bin der General de Fano. Meine Tochter behauptet, Ihre Bekanntſchaft ſchon in Namur gemacht zu haben.“

Der Blondin ward roth und blaß. Der alte General bemerkte es und lächelte ſchlau. „Geben Sie mir Ihren Arm zur Stütze; das Mädchen iſt drüben in der Laube. Es weiß ſchon, daß Sie hier ſind.“

Der Blondin bebte, wie vom Fieberfroſt ergriffen. Er läugnete nicht, Jacquelinens Bekanntſchaft zu Namur gemacht zu haben, und läugnete noch manches Andere nicht, was ſonſt nicht zu läugnen war. Muthiger ſetzte er dann hinzu: „Ich wünſchte, mein Freund St. Valerien des Anges hätte Ihnen Alles geſagt, was er wußte, was er wohl hätte ſagen ſollen — daß ich auch gern Ihrem Herzen der nächſte Nachbar geworden wäre.“

„Das hat er redlich!“ erwiederte der General, „und er wird Ihnen auch geſagt haben, daß ich es mir zur Ehre rechne, Sie als meinen Sohn zu begrüßen.“

Der Blondin, von Erſtaunen und Entzücken übermannt, würde dem General gern dankbar zu Füßen gefallen ſein, wenn nicht in dem gleichen Augenblick deſſen liebenswürdige Tochter zum Vor-

schein gekommen wäre, vor welcher man den Fußfall noch lieber gethan hätte.

Was soll ich weiter erzählen? Der Chaldäer hatte alles eingeleitet, alles wohl gemacht. Jacqueline wußte durch ihn des geliebten Blondins Glücksvergrößerung, nahe Ankunft — alles. Ihr Vater, welcher sich mit einem steifen Bein aus der Laufbahn der Ehre zurückgezogen und nur ein mäßiges Vermögen erspart hatte, war sehr wohl zufrieden, den reichen Schwiegersohn zu bekommen. Der wunderbare Chaldäer hätte auch wahrscheinlich den großen Landsitz de Laure nicht gekauft, wäre es ihm nicht gewesen, um den liebekranken Blondin recht in Jacquelinens und des Generals Nähe zu pflanzen.

Was soll ich erzählen, daß Herr de Laure, noch an der Tafel des Erzbischofs, zum Bräutigam Jacquelinens proklamirt ward; daß er in Gesellschaft seiner Auserwählten und ihres Vaters in sein Schloß einzog; daß die Hochzeit glänzend war; daß der Blondin aber von allem Glanz dabei doch nichts glänzender fand, als die Thräne der Freude in Jacquelinens Augen, da sie im köstlichen Brautschmuck ihm um den Hals fiel — nur eine flüchtige Minute der Einsamkeit ward dazu benutzt — und sagte, indem sie ihre Arme um ihn schlang, mit seelenvoller Stimme: „Io amo!“ — „Tu ami!“ rief er, und kniete vor der freudestrahlenden Göttin.

„Egli ama!“ rief sie selig, hob ihn auf, und indem beide lispelten: „Noi amiamo!“ erstarben alle andern Worte.

Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen.

Neunundvierzigster Geburtstag.

Am 6. Oktober 1806 — ich wohnte in einem etwas erhaben gelegenen kleinen Gelehrtenstübchen zu Berlin — war mein neunundvierzigster Geburtstag. Als ich erwachte, die Kirchenglocken läuteten schon, es war an einem Sonntag, überlief mich kalter Schauder. Denn, dacht' ich, übers Jahr ist dein vierzigster Geburtstag; der vierzigste!

Im neunzehnten Jahre erwartet der Jüngling noch mit Vergnügen die Ehre des Zwanzigers; denn so lange er in den Zehnern läuft, hält ihn die Welt für unreif zu allerlei Dingen, für die er doch wohl reif sein möchte. Aber im neunundzwanzigsten Jahre bringt der junge Mann schon sauersüße Miene zum dreißigsten Geburtstag. Die Flatter- und Flitterzeit des Lebens ist vorbei. Aber gar der vierzigste! — ach, — vierzig Jahre! Und ohne Amt und ohne Lebensgenossin!

In diesem Falle war ich; wahrlich nicht aus eigener Schuld. Daher beschloß ich in meinem eigenen Rath, so lange ich noch Mitglied vom Orden der Hagestolzen sein müsse, nie älter als neunundvierzig, nie jünger als achtundvierzig zu sein, und sollte ich darüber neunundachtzig werden und neunundneunzig.

Mit dieſem verzweiflungsvollen, doch weiſen Entſchluß ſtand ich auf und wählte meine Sonntagskleider. Aber, wie geſagt, die Seele war voll bittern Schmerzes.

Bald vierzig, und noch einſam! noch immer nichts, als ein armer Candidatus theologiæ, ohne Anſtellung, ohne Ausſichten! — nicht einmal die Lehrerſtelle an einer Stadtſchule hatte ich erringen können. Wozu meine ganze Gelehrſamkeit, mein dreißigjähriger Fleiß, mein, ich darf's wohl ſagen, reiner Lebenswandel? Ich hatte keine Verwandte, keine Fürſprecher, keine Gönner. Da lief ich noch immer, Woche aus, Woche ein, von Straße zu Straße, Privatunterricht zu geben, mir ein ärmliches, freudenloſes Leben zu friſten. In Erholungsſtunden war ich Schriftſteller, arbeitete in Journalen und Almanachen. Ach, das iſt ſaure Arbeit! Die Buchhändler zahlten mir die Prachtſchöpfungen meiner Muſen nur mit Kupfermünze.

Man hatte mich zwar überall lieb; man lobte meine Talente, aber Keiner half mir — höchſtens ward ich zu Gaſt geladen. O ihr Himmelsträume meiner Jugend, wie hattet ihr mich getäuſcht! — Andere, die nicht gearbeitet hatten, freuten ſich der Goldärnten. Nun bedauerten ſie mich. Hätten ſie mich lieber gehaßt! — Und die gute Friederike, ach ſie war mir vergebens treu! auch ſie mußte verblühen, wie eine Alpenblume in der Einſamkeit, die Niemand kennt.

Hier ſchoſſen mir die Thränen ins Auge. Ich überließ mich ungehindert meinem Schmerz. Ich ſchluchzte und weinte, wie ein Kind. O, hätte mich mein guter Vater das geringſte Handwerk erlernen laſſen!

Friederike war ſeit neun Jahren meine verſprochene Braut. Fromm, wie eine leidende Heilige, ſtand ſie ſo unverwandt und vergeſſen und arm in der Welt, wie ich; ſah nur auf mich. Sie war eines Hofraths Tochter, der nach einem Bankerott plötzlich

gestorben war. Ihre alte Mutter, die in einer kleinen Stadt der Neumark an der polnischen Grenze in kläglichen Umständen lebte, war zu arm, um ihre Tochter bei sich zu haben. Friederike diente in einem Hause zu Berlin, als Gesellschafterin einer gnädigen Frau, oder redlicher gesprochen, als — Kammerjungfer, und unterstützte die bedürftige Mutter. — Trotz meines fröhlichen Humors wäre ich oft verzweifelt, hätte mich die edle Friederike nicht wie ein besserer Engel wieder erhoben.

Nun aber rückt' ich den Vierzigern zu, und Friederike war schon sechsundzwanzig! Ich noch immer ein armer frommer Candidatus theologiæ, und sie — Kammerjungfer.

Der Brief.

Unter diesen trostlosen Betrachtungen hatte ich mich angekleidet. Da ward gepocht. Der Briefträger trat herein. Ein dicker Brief; er kostete mich fünf Groschen. Schwere Ausgabe für eine fast zum Boden leere Kandidaten-Kasse!

Ich warf mich gemächlich auf meinen Strohsessel hin, um ein Viertelstündchen aus Adresse und Siegel den Schreiber zu errathen. Das thue ich immer gerne, meine Neugier zu bekämpfen; nebenbei auch, mich am Spiele schöner Hoffnungen zu ergötzen, deren Erfüllung mir aus dem Brief entgegensteigen könnte. Die Frage war, ob ihn öffnen, oder das Lesen bis morgen verschieben? — Denn heute war mein Geburtstag, und an einem Geburtstag mochte ich keine, vielleicht üble, Nachricht lesen. Sie wäre mir schlimme Vorbedeutung fürs ganze Jahr gewesen. Man ist abergläubig, wenn man unglücklich ist, trotz aller Freigeisterei nebenbei.

Ich zog das Loos. Es entschied für Nichtentsiegeln. Böses Zeichen! — „Nein, dem Schicksal Trotz geboten, und die abergläubige Furcht verbannt!“ flüsterte in mir die Neugier im Panzer-

rock des Heldenmuthes. — Weg war das Siegel, und ich las — las, und meine Augen wurden von Thränen dunkel. — Ich mußte den Brief weglegen, um mich zu faſſen. Ich las ihn wieder — o ewige Vorſehung, o Friederike! — Ich warf den Brief hin, und mich auf die Knie, und bougte meine Stirn auf den Erdboden nieder, und weinte vielleicht die erſten Thränen des Entzückens in meinem Leben, und dankte dem Allverſorger im Himmel für ſo viele Gnade.

Der Brief kam nämlich von meinem einzigen Gönner, einem Handelsmann in Frankfurt am Main, in deſſen Familie ich lange, als Hauslehrer, gelebt hatte. Durch Zufall — o nicht doch; wo ein Gott iſt, da iſt kein Zufall! — genug, durch Verwendung meines gütigen Freundes hatte ich in den Patrimonialgütern eines mediatiſirten Reichsgrafen den förmlichen Ruf als Pfarrer erhalten, mit ſiebenhundert Gulden Gehalt, freier Wohnung, Garten, Holz u. ſ. w., und dazu noch die Hoffnung, wenn ich das Glück hätte, dem Herrn Reichsgrafen perſönlich zu gefallen, Lehrer ſeines jungen Sohnes, mit beſonderer Gehaltzulage, zu werden. Zu dem Ende ſollte ich mich am neunzehnten Oktober unfehlbar in Magdeburg einfinden, wo an dieſem Tage der Herr Graf auf einer Reiſe eintreffen würde, und mich zu ſehen verlangte. — Mein Frankfurter Mäcen konnte mir vom Charakter des Grafen, ſeines Freundes, nicht Lobeserhebungen genug machen. — Im Briefe lag die Vokation ſelbſt eingeſchloſſen, vom Grafen unterſchrieben.

So ſtand ich nun unverhofft am Ziele meiner zwanzigjährigen Wünſche! — Ich vollendete in der Geſchwindigkeit meinen Anzug, und, mit der Vokation in der Taſche, ging ich ſogleich — nein, flog ich zu der einzigen Freundin.

Ihre Herrſchaft war zum Glück in der Kirche. Ich fand Friederiken allein. Sie erſchrak, als ſie mich ſah. Ich war athemlos. Mein Geſicht glühte. Meine Augen funkelten. Sie führte mich

ängstlich in ihr Stübchen. Ich wollte ihr mein Glück verkünden, aber ich konnte nicht reden. Ich weinte — schloß sie mit Heftigkeit an mein Herz, und legte mein brennendes Gesicht auf ihre Schulter.

Sie zitterte erschrocken in meinen Armen. „Welches Unglück ist Ihnen denn begegnet, daß es Ihren alten schönen Muth so ganz zermalmt hat?“ sagte sie. — „Ach, Friederike!“ rief ich: „des Leidens ist mein Herz gewohnt; ich wollte wohl das schwerste Schicksal mit Lächeln begrüßen. Aber die Freude ist mir ein ungewohnter Gast; gegen sie stehe ich ganz ohne Waffe. Ich schäme mich, aber sie beugt mich Philosophen mit Zentnerlast.“

„Die Freude, Herr Doktor?“ sagte Friederike erstaunt.

Wohlverstanden, ich war von Universitäten her Magister bonarum artium, wollte aber aus modischer Bescheidenheit lieber Doktor der Philosophie, als Meister aller freien Künste heißen.

„Wissen Sie noch,“ rief ich, „als wir uns im Garten von Sanssouci zum ersten Mal gestanden, wie lieb wir uns wären? Es sind nun neun Jahre. O Friederike! und den Schwur der Tugend und Liebe, den wir damals unter dem sternenvollen Himmel vor dem Allgegenwärtigen schworen, haben wir, wenn gleich hoffnungslos, doch treu gehalten, bis heute. Willst du mir nun folgen, Friederike?“ setzte ich leise hinzu und schüchtern; zum ersten Mal nannte ich sie du — „dich erwartet eine ländliche Wohnung, ein freundlicher Garten, ein — willst du mein Glück mit mir theilen? — sieh her, da ist die Vokation, ich bin Pfarrer geworden.“

Sie las die Briefe. Freude umstrahlte ihr schönes Antlitz immer heller, je weiter sie las. So reizend war sie mir nie erschienen. Dann ließ sie die Hände sinken mit den Briefen, und sah stumm und erröthend zu mir empor, und über ihre Wangen

perlten einige Thränen nieder. „Ich gehe mit dir, wohin du willst, Ferdinand!“ ſtammelte ſie, und ſank ſchluchzend an meine Bruſt. O das erſte Du von ihren Lippen und meinen Taufnamen, den ich für mich ſeit dem Tode meiner geliebten Mutter von keinem Menſchen mehr gehört hatte!

Wir waren ſeliger, als die Engel im höchſten aller Freudenhimmel. Nach einer Weile riß ſich die Liebliche von mir los, ſtreckte die gefalteten Hände weinend empor, ſank dann auf die Knie, und lag mit dem Geſicht auf dem Stuhl in der Stellung einer Betenden.

Endlich richtete ſie ſich wieder auf, und indem ſie mich mit unbeſchreiblich ſchönem Lächeln anſah, war ihre erſte Frage: „Iſt denn das Alles wahr? Es iſt mir wie Traum. Zeigen Sie mir doch die Briefe. Ich weiß kein Wort mehr von Allem, was darin ſteht.“

Verlobung und Abſchied.

„Es verſteht ſich von ſelbſt,“ ſagte ich, „den Boden meiner Pfarrei betrete ich nicht, ohne vermählt zu ſein. Wie könnte ich auch in den erſten Tagen meines Berufs die weltliche Sorge um Anordnung unſerer kleinen Wirthſchaft übernehmen? Wo iſt meine Studierſtube? wo unſer Wohnzimmer? Du, Friederike, mußt mir doch das Alles zeigen. Du mußt mir das fremde Haus zur freundlichen Heimath machen. Nur vergiß mir nicht, daß mein Arbeitsſtübchen ein Fenſter hinaus in deinen Blumengarten habe, damit ich dich im Frühjahr zuweilen ſehen kann, wenn ich ſtudiere, und du draußen pflanzeſt.“

Sie erröthete, lächelte verſchämt, und wollte davon nichts hören. Aber doch ſprach ſie von neuen Fenſterumhängen, und wie der Garten eingerichtet werden müſſe, und ob es nicht beſſer und

wohlfeiler sei, Alles, was man gebrauche, in Frankfurt einzukaufen? Dann auch von der alten Mama, die wir zu uns nehmen wollten, und von Küche und Keller.

Unter solchen Umständen blieb nun wohl nichts anderes übrig, als ernst ans Werk zu schreiten, die gnädige Herrschaft um Friederikens Entlassung anzugehen, mein Kandidatenstübchen und meine Lektionen aufzukündigen, uns, als Brautleute, von der Kanzel proklamiren zu lassen u. s. w.

Alles ging in löblicher Ordnung von Statten. Glückwünsche und kleine Geschenke träufelten mir von allen Seiten zu. Ich war bald reicher, als ich seit vielen Jahren gewesen. Einer meiner Berliner Freunde, dessen Kinder ich unterrichtet hatte, bot mir zu der bevorstehenden Reise nach Magdeburg seinen leichten Reisewagen an, den ich nicht ausschlug.

Ich versah mich mit den nöthigen Pässen. Es war stürmische Zeit; Krieg und Kriegsgeschrei rings umher. Unser König stand mit seinem Heer schon in Thüringen dem bisher unbezwungenen Napoleon gegenüber. Doch blieben wir ziemlich unbesorgt. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die Franzosen gleich in den ersten vierzehn Tagen über den Rhein zurückgejagt sein würden. Aus Spekulation hatte ich wirklich in meinem Dachstübchen schon fünfundzwanzig preußische Kriegs- und Siegeslieder gemacht, worin ich alle künftig zu liefernden Schlachten so genau beschrieb, daß nur der Name des Schlachtfeldes hinzuzusetzen übrig blieb. Ich hoffte damit von Buchhändlern in Berlin einen schönen Thaler Geld zu gewinnen. Aus Vorsicht steckte ich das Manuskript der Siegeslieder gleich zu mir, um nöthigen Falls schon in Magdeburg die ersten drucken zu lassen.

Am 14. Oktober, am Tage des Untergangs der alten preußischen Herrlichkeit bei Jena und Auerstädt, nahm ich von Friederiken Abschied. Seit neun Jahren die erste Trennung! Gleich

nach meiner Rückkehr von Magdeburg ſollte unſere Hochzeit in Berlin und die Abreiſe zum Pfarrhauſe ſein. So reizend auch die Fernſicht ſchimmerte, konnten wir uns doch beim Abſchiede damit nicht tröſten. Uns war, als würden wir auf ewig von einander geriſſen. Ich läugnete zwar, als Doktor der Philoſophie, herzhaft alles Ahnungsvermögen des Menſchen hinweg; aber als Bräutigam glaubte ich mit frommer Einfalt daran. — „Ferdinand! Ferdinand! Gott ſei mit dir! ſei glücklich! aber wir ſehen uns nie wieder!“ rief Friederike ſchluchzend.

Reiſe nach Magdeburg.

Am 15. Oktober fuhr ich vergnügt, wie ein Gott, zum Brandenburger Thor hinaus; meine Vokation und die Siegeslieder in der Taſche. In Potsdam mußte ich einiger Geſchäfte willen übernachten. Abends ging ich hinaus nach Sansſouci. — Im Garten auf der klaſſiſchen Stelle, wo einſt die ſiebenzehnjährige Friederike mir ewige Liebe ſchwor, erneuerte ich nach neun Jahren mein treues Gelübde. Dann ſchrieb ich der Theuren bis tief in die Nacht eine Iliade von meinen Hoffnungen und Träumen; ſchilderte die Seligkeit unſers künftigen häuslichen Lebens in der Pfarrwohnung, fern vom Getümmel der großen Welt.

„Du und ich, Friederike, was bedürfen wir mehr, um den ganzen Himmel auf die Erde niederzuziehen? Unſere Hütte, unſer Gärtchen wird für uns der ſchönſte Theil von Gottes Schöpfungen heißen. Unbeneidet von Andern, werden wir ſelbſt Engel nicht beneiden.“

Unter den Melodien des letzten Wunſches von Salis entſchlummerte ich — meine Träume waren nur buntere, glänzendere Fortſetzungen des Wachens. Früh ging's den andern Tag auf den Weg. Ich war mein eigener Kutſcher, und das Roß gar fromm

und brav. Unterwegs pflog ich vorübergehend im Geist Gespräche, die ich in Magdeburg mit dem Grafen halten wollte, um mich ihm von der glänzendsten Seite zu zeigen, — oder mit Friederiken, wenn ich sie im Pfarrhause herumführen würde, und sagen könnte: sieh', Engel, dies ist dein Königreich. Zur Abwechslung hielt ich im Geist auch wohl meine Antrittspredigt in der Kirche, vor allem versammelten Volk, das in mir seinen Seelenhirten ehrte, und vor der anwesenden hohen Herrschaft. Ich sprach sehr rührend; kein Auge in der Gemeinde blieb trocken. Man betete mich fast an. Meine Friederike fiel mir um den Hals, und gab mir den süßesten des Lohns, einen Kuß.

Zu Brandenburg war im Wirthshause alles sehr lebendig. Man sprach von großen Schlachten, die zwischen Napoleon und dem geliebten König vorgefallen sein sollten; Prinz Louis Ferdinands Heldentod bei Saalfeld sei furchtbar gerächt worden; in den Thüringer Wäldern hemmen die Leichname der erschlagenen Weltüberwinder den Lauf der Ströme. — „Und wie ist's dem Kaiser Napoleon ergangen?" fragte ich dazwischen. — Man vermißt ihn. — „Und der Marschall Lannes?" — Todt. — „Und Davoust?" — Todt! — „Und Ney?" — Todt! — alles todt! —

Da konnte ich mich nicht länger halten — ich griff nach meiner Tasche, um die Siegeshymnen herauszuziehen. Ein alter Mann hinter mir setzte seine Pfeife ab, und bückte sich, wie von ungefähr, und murmelte mir mit der tiefsten Baßstimme ins Ohr: „Wollte Gott, es wäre an dem! aber ich weiß, alles ist falsch. Es ist gewiß großes Unglück begegnet."

Die Hand ward mir bei diesen Worten in der Tasche lahm. Ich ließ die tyrtäischen Gesänge einstweilen an Ort und Stelle. „Großes Unglück? Und ich in Magdeburg? Konnte sich Napoleon mit seiner Armee nicht zwischen mich und Friederiken drängen?" Es ergriff mich, wie Fieberfrost.

Aber außer dem alten, unheilweissagenden Manne jubelte das Volk im Wirthszimmer so laut, so überzeugend; jeder beschrieb die Schlachten und Siege des Königs so umständlich mit allen Nebenereigniſſen, daß man dergleichen schlechterdings nur mit eigenen Augen gesehen oder nur von Augenzeugen erfahren haben konnte. Ich pflichtete, wie billig, der Stimmenmehrheit bei, und ging ruhig schlafen.

Böſe Ahnungen.

Am folgenden Tag begegneten mir unterwegs auf der Landstraße einzelne Kuriere, die von Magdeburg oder von der Armee zu kommen schienen, und nach Berlin eilten. Das feierliche Schweigen dieſer Eilboten war mir ſehr verdächtig; denn die Freude pflegt ſich ſonſt, auch unaufgefordert, mitzutheilen.

In einem Dorfe zwiſchen Ziesar und Burg war eine große Menge Volks zuſammengelaufen. Ich fuhr gegen den Haufen, aber er theilte ſich nicht. Nun erſt bemerkte ich vor einem großen Hauſe geſattelte Pferde, und im Hauſe an den Fenſtern preußiſche Huſaren.

„Was gibt's Neues?“ fragte ich die umſtehenden Leute, während ich mit dem Wagen hielt. — „Ach, du mein Herr und Gott!“ ſchrie ein altes Bauernweib: „der König hat ja Alles verloren, und die Franzoſen ſind ſchon unterwegs, und vielleicht ſchon in einer Stunde hier.“

Natürlich gab ich auf die Nachricht nicht viel. Aber doch wollte ich mich näher belehren, und lenkte gegen das große Gebäude, ſprang vom Wagen und ging hinein. Alle Stuben wimmelten von Menſchen. Huſaren, Bauern, Beamte ſtanden gedrängt durch einander, ſchmauchten ihre Pfeife, tranken, fluchten, erzählten. — Keiner machte ein frohes Geſicht. Bald war die Rede von der

Niederlage der Preußen, von der Nähe der Franzosen; bald von einem Herrn Oberstwachtmeister, der wegen seiner schweren Wunden nicht länger zu Pferde sein konnte, sondern gefahren werden müsse. Man sollte eine Chaise herbeischaffen; man hatte Boten in die Nachbarschaft ausgeschickt.

Ich war außer mir vor Schrecken, suchte ein Plätzchen an einem der Tische, und ließ mir von dem elenden Bier geben, um Gelegenheit zu haben, den Hergang der Dinge genauer zu erfahren und Maßregeln nehmen zu können. Nach zehn Minuten verloren sich die Husaren aus den Stuben; es hieß: sie sitzen auf! Ich drängte mich zum Fenster, um sie abreisen zu sehen, und sah sie wirklich im gleichen Augenblicke davon eilen, und zwischen ihnen — meinen Berliner Reisewagen im vollen Trab davon gehen.

Da hatte ich gut zum Fenster hinausrufen: „Halt, es ist mein Wagen!“ — In einer Minute war alles verschwunden. Ich arbeitete mich durch die Menge der Bauern hinaus ins Freie. Der Platz war leer; mein Wagen fort.

„Beruhigen Sie sich!“ sagte ein kleiner, hagerer Mann, welcher hier das Ansehen eines Beamten hatte: „der Herr Oberstwachtmeister schickt Ihnen den Wagen heute wieder zurück. Er will ihn nur bis zum nächsten Ort mitnehmen. Der gute Herr war an seinen Wunden sterbenskrank, und wählt den nächsten Weg zu seinen Gütern.“

„Wer ist denn aber dieser Herr Oberstwachtmeister?“ fragte ich. Keiner wußte es. — „Und wohin ist er mit dem Wagen?“ Keiner wußte es. — Ich lief durchs Dorf in der Richtung, wie der Wagen mit seiner Begleitung gegangen war. Vor dem Dorf spaltete sich der Weg in drei bis vier andere. Aber nirgends war eine deutliche Spur der Flüchtlinge zu bemerken; nirgends fand ich Leute, die mir Nachweisung geben konnten; alle waren vor dem großen Hause versammelt, zu dem ich traurig zurückkehrte. Nie-

mand bekümmerte ſich um meine Verlegenheit; jeder dachte an die Nähe ſeiner eigenen Noth, an die Nähe der Franzoſen.

„Schreiben Sie, protokolliren Sie das mir widerfahrene Unrecht!“ ſagte ich zu dem Beamten: „Das ganze Dorf, Sie ſelbſt ſind der Gewaltthat Zeuge. Schreiben Sie, daß ich auf Unkoſten des Herrn Oberſtwachtmeiſters hier im Dorfe liegen bleibe und zehre, bis er mir den Wagen zurückgeſchickt hat, und daß ich mir übrigens auf dem Wege Rechtens alle übrige Genugthuung vorbehalte.“

Der Schreiber ſchrieb; ich ließ mir Abſchrift des Protokolls geben, und legte ſie zu den Siegesliedern. Die Nacht verſtrich; der folgende Tag verſtrich. Meine Ungeduld ſtieg aufs Höchſte. Der Wagen kam nicht wieder.

Nun brach der neunzehnte Oktober an. O Himmel, und der Herr Reichsgraf erwartete mich in Magdeburg! Ich verlangte auf Unkoſten des Oberſtwachtmeiſters eine Fuhre, wenigſtens ein Pferd, um mich an meinen Beſtimmungsort begeben zu können. Allein der Oberſtwachtmeiſter hatte ſo wenig Kredit, daß man mir auf ſeinen Namen nichts, mir ſogar, ohne Zahlung meiner Schuld, keinen freien Abzug geſtatten wollte.

Zum Glück hatte ich meine Baarſchaft bei mir. Ranzioniren konnte ich mich wohl. Aber auch mit meiner Garderobe war der Oberſtwachtmeiſter durchgegangen. Wovon ſollte ich dem Berliner Freund für Roß und Wagen Erſatz geben; wovon mir neue Kleider und Wäſche kaufen, mit Friederiken die weite Reiſe zur Pfarre machen? — Wahrhaftig, eine ſchwere Prüfung des Glaubens für den deſignirten Pfarrer!

Ich ſchnitt mir einen Knotenſtock, und wanderte muthig zu Fuß den Weg nach Magdeburg. Der Herr Reichsgraf dort wird dir ſchon helfen! dachte ich und ſang, als ich ſo einſam durch Duft und Herbſtnebel hinwanderte, wohlgemuth mit Salis:

Wann, o Schickſal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunſch gewährt?
Nur ein Hüttchen ſtill und ländlich,
Und ein eigner, kleiner Herd!
Und ein Freund, bewährt und weiſe,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh' —
Ach! — und dieſes ſeufz' ich leiſe —
Zur Gefährtin ſie dazu?

Die Rückkehr.

Einzelne Haufen preußiſcher Soldaten von allerlei Regimentern, mit und ohne Gewehre, Marketender und Troßwägen kamen mir entgegen, und zogen ſtillſchweigend an mir vorüber. Ich hatte den Muth nicht, die Kriegshelden anzureden.

„Ei, ſieh' da, Herr Doktor!“ wohin?“ rief mich eine Stimme an, als ich zwiſchen den Gartenhägen des Städtchens Burg abermals auf einen Trupp Soldaten ſtieß. Es war ein Lieutenant, den ich in Berlin kennen gelernt hatte, weil er mit mir in einem Hauſe wohnte. Ich pflegte ihn immer ſcherzweiſe Karl den Großen zu nennen, weil er ſein adeliches Geſchlechtsregiſter bis zu dieſem Sachſenbekehrer hinaufführte.

„Nach Magdeburg, Herr Lieutenant.“

Sie kommen nicht mehr hinein, Herr Doktor; die Franzoſen belagern es ſchon mit 150,000 Mann. Kehren Sie mit mir um, wenn ich Ihnen rathen darf. Fort nach Berlin! der Feind folgt uns ſchon auf dem Fuße. Alles iſt verloren. Braunſchweig todt; Möllendorf gefangen; vom König weiß kein Menſch mehr. Die Reſerve unter Prinz Eugen vom Würtemberg iſt geſtern bei Halle aufgerieben.“

„Aber, Herr Lieutenant, ich muß — muß heute nach Magdeburg.“

„So rennen Sie in die Bajonnette der Franzosen. Glück auf die Reise, Herr Doktor!“ — Indem Karl der Große dies sagte, sprengten zwei Dragoner neben uns weg, und schrien: „Der Feind ist schon bei Wittenberg über die Elbe!“ — Da verdoppelte die Infanterie ihre Schritte, und ich — weil ich doch das Belagerungskorps vor Magdeburg nicht allein abtreiben konnte, leistete schnellfüßig dem Lieutenant Gesellschaft, und kehrte dem Reichsgrafen den Rücken zu. — Adieu Pfarrhaus, Paradiesgarten und Hochzeit!

Solchen Streich hatte mir das Schicksal noch nie gespielt, so alt ich auch geworden war. Die Schlacht von Jena zerstörte alle meine Hoffnungen, die nie blühender gewesen waren. Also wieder Doktor, Hagestolz, und arm wie eine Kirchenmaus! Ich wußte nicht, wer durch Napoleons Kriegsglück mehr verloren hatte, der König oder ich?

Aber nun fand mich mein unbarmherziges Fatum wieder auf dem alten, gewohnten Platz, wo ich ihm Stirn bieten konnte. So lange ich noch etwas zu verlieren hatte, war ich voller Furcht und Zittern. Jetzt, da mir auch nicht mehr das letzte Kleid auf dem Leibe gehörte, wenn der Berliner Freund Roß und Wagen bezahlt haben wollte, kehrte mein heiterer Geist zurück, der alles Unglücks spottete.

Beförderung zum Feldprediger.

„Frisch auf, ich folge der Fahne Karls des Großen!“ sagte ich lachend zum Lieutenant: „und flehe um seinen großmüthigen Schutz bis Berlin.“

„Wetter! Sie sollen dabei so übel nicht fahren. Ich habe noch eine halbe Kompagnie bei mir — alles tapfere Preußen, die den Teufel nicht scheuen. Hätte ich noch eine Kanone, ich würde vor zwei Regimentern Franzosen nicht weichen. Wetter! an des

Herzogs von Braunschweig Stelle wäre mir das bei Jena nicht geschehen. Kommen Sie, Doktor, ich mache Sie zum Feldprediger meiner halben Kompagnie."

So oft wir durch ein Dorf kamen, ließ der Lieutenant seine aus den Flüchtlingen verschiedener Regimenter zusammengesetzte Armee in Reihe und Glied aufmarschiren, und so zog er stolz, beim Wirbel der Trommel, an den Bauern vorüber, indem er kommandirte: „Gewehr in Arm!" Wer kein Gewehr hatte, zog demüthig bei der Bagage hintennach. Als Feldprediger war da mein natürlicher Platz. Ich machte nebenbei Bekanntschaft mit der Marketenderin, welcher der Wagen gehörte. Diese ehrenwerthe Dame ging rüstig zu Fuß neben ihrem magern Gaul her, und erzählte mir sehr umständlich die Geschichten von Saalfeld und Auerstädt, und tadelte Stellungen und Manövres der Preußen auf dem Schlachtfelde. Ich hatte nichts gegen ihre strategischen Beweise einzuwenden. Denn an der Spitze von zweimalhunderttausend Mann eine Schlacht zu verlieren, traue ich mir selbst Geschicklichkeit genug zu.

Elisabeth, so hieß die Kriegskünstlerin — und was noch mehr war, sie glich auch der Königin Elisabeth von England auf ein Haar, wie man sie noch auf Kupferstichen sieht — hatte auch eine hohe Schulter und behauptete, wie die Geliebte des Grafen Essex, ewige Jungfrau sein und bleiben zu wollen — Elisabeth also hatte eine muntere Laune, viel Witz, sogar viel Belesenheit in der neuesten Literatur von Spieß und Kramer, und sang beständig Berliner Opernarien mit helltönender Silberstimme. Weil ich ihren schlechten Branntwein mit baarem Gelde zahlte, — Karl der Große stellte für sich und seine Kriegsmacht nur Bons aus, — hatte ich ihre vorzüglichste Gunst erworben. Vermöge ihres Genies und Branntweinfasses hatte sie auf unsere Truppen, und durch diese auf den Heerführer, so viel Einfluß, daß sie ein wirkliches Mit-

glied des Kriegsrathes ward, und überall mitsprach, wo über Fortsetzung des Zuges gesprochen werden mußte.

Weil ihr altes Roß so marode war, als die Helden von Saalfeld und Auerstädt irgend sein konnten; weil das Branntweinfaß nur dem müden Gaul, die Kompagnie aber treu und fest dem Branntweinfaß, der Oberfeldherr aber der Kompagnie folgte, so dirigirte im Grunde unsere Königin Elisabeth den Zug, und wir machten den Tag nie mehr, als zwei bis drei Meilen. Auch ward es immer so eingerichtet, daß wir unser Nachtquartier nie in einer Stadt, sondern in irgend einem Dorfe nahmen, wo der Soldat freies Spiel, und die Königin für ihren Gaul unentgeldliche Rationen hatte. Einen Tag um den andern gab's Rasttag.

Zwar kamen wir auf diese Weise nicht weit, aber unser Heer vergrößerte sich von Tag zu Tag durch einzelne Haufen Soldaten, die sich ihm zugesellten, so daß wir bald gegen zweihundert Mann stark waren; dabei hatten wir zwei Mann Dragoner und vier Trompeter.

Nun Generaladjutant.

Karl der Große nahm mich am vierten Tage des Abends auf die Seite. Ich sah es ihm längst an, daß er über große Plane brütete. — „Herr Doktor", sagte er, „im Kriege macht man sein Glück. Ich bin seit acht Jahren Lieutenant; jetzt oder nie werde ich General. Ich kommandire gegenwärtig fast zweihundert Mann. Ehe wir die Oder erreichen, habe ich vielleicht zweitausend gesammelt, die ich unserm König zuführe. Ich führe sie ihm aber erst nach einigen Heldenthaten zu. Ich falle mit meinem Korps in Sachsen ein, und agire dem Feind im Rücken."

„Wie? Sie wollen nicht nach Berlin?" fragte ich, und dachte an die verlassene Friederike.

Herzogs von Braunschweig Stelle wäre mir d[illegible] geschehen. Kommen Sie, Doktor, ich mache [illegible] meiner halben Kompagnie."

So oft wir durch ein Dorf kamen [illegible] aus den Flüchtlingen verschiedener [illegible] Armee in Reihe und Glied aufw[illegible] beim Wirbel der Trommel, a[illegible] kommandirte: „Gewehr in [illegible] demüthig bei der Bagage [illegible] mein natürlicher Platz. [illegible] Marketenderin, wel[illegible] Dame ging rüstig [illegible] zählte mir sehr [illegible] städt, und ta[illegible] Schlachtfel[illegible] einzuwe[illegible] Man[illegible] [illegible]en," rief er, und spreizte beide Arme auseinander: „es ist beschlossen! Wir wollen durch unsere Thaten den Namen der Preußen wieder ruhmreich machen. Der Geist des großen Friedrichs umschwebt uns. Das zitternde, blutende Vaterland sieht auf uns — wie, Kameraden, sollen wir in schmähliche Knechtschaft fallen? Was haben wir zu wählen? Sieg und Ruhm von der Welt, oder eine ungeheure Reise in französische Knechtschaft. — Wer mir treu sein, wer mir für Gott, König und Vaterland folgen will, der rufe mit: Sieg oder Tod!"

Diese Rede entflammte das ganze Heer. Die meisten schrien: „Sieg oder Tod!" nur einige, denen noch nach den Fleischtöpfen Berlins gelüstete, riefen mit komischem Enthusiasmus dazwischen: „Sieg oder Brod!"

Die Königin Elisabeth war auch bei dem feierlichen Auftritt zugegen. Man sah es ihr an, wie empfindlich sie gekränkt sei,

wichtigste Maßregel ohne ihr Vorwissen ergriffen zu sehen. Eine nahm sie um die andere; bald schüttelte sie den Kopf hohnvoll; bald nickte sie für sich trotzig und drohend hin.

folgenden Morgen — wir waren unweit Brandenburg — Heer aus. Karl der Große mit imperatorischer Hoheit auf einem hartmäuligen Roß, welches das letzte Nachtdem Wege der Requisition hatte liefern müssen, neben ng die breite Landstraße nach Berlin, rechts der enge, des Ruhms und unsterblichen Namens nach — aube ich. — Wir, das heißt, der Imperator und hrhaftig mit blutendem Herzen — zögerten nicht m Scheidewege, sondern schlugen die Helden- — Die Armee folgte. Den Schluß des Zuges rin mit ihrem Wagen. Als sie am Scheide- nks ab, in die Straße nach Berlin.

... garderegarde das Branntweinfaß den breiten Weg ...ziehen, so schwenkte auch sie, und marschirte ihm, ohne ein Wort zu sagen, nach. Ein Nachbar steckte mit seinem Beispiel den zweiten an; einer nach dem andern drehte sich um, ließ die Unsterblichkeit des Namens im Stich, und folgte dem rumpelnden Wagen, bis der Imperator und ich noch allein beisammen ritten, er vertieft in Kriegsoperationsplanen, ich voller Wehmuth um die verlassene Braut.

Nun denke sich jeder den zügellosen Schmerz Karls des Großen, als er von ungefähr bemerkte, daß sein Heer hinter uns verschwunden war! Da marschirte es hin, dem geliebten Fasse nach, uns den Rücken kehrend, ach, und an der Spitze der Heerschaaren die Königin Elisabeth auf der Branntweintonne sitzend, wie auf einem Triumphwagen. Dabei sang sie mit hellgellender Kehle:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht.

und brav. Unterwegs pflog ich vorübergehend im Geist Gespräche, die ich in Magdeburg mit dem Grafen halten wollte, um mich ihm von der glänzendsten Seite zu zeigen, — oder mit Friederiken, wenn ich sie im Pfarrhause herumführen würde, und sagen könnte: sieh', Engel, dies ist dein Königreich. Zur Abwechslung hielt ich im Geist auch wohl meine Antrittspredigt in der Kirche, vor allem versammelten Volk, das in mir seinen Seelenhirten ehrte, und vor der anwesenden hohen Herrschaft. Ich sprach sehr rührend; kein Auge in der Gemeinde blieb trocken. Man betete mich fast an. Meine Friederike fiel mir um den Hals, und gab mir den süßesten des Lohns, einen Kuß.

Zu Brandenburg war im Wirthshause alles sehr lebendig. Man sprach von großen Schlachten, die zwischen Napoleon und dem geliebten König vorgefallen sein sollten; Prinz Louis Ferdinands Heldentod bei Saalfeld sei furchtbar gerächt worden; in den Thüringer Wäldern hemmen die Leichname der erschlagenen Weltüberwinder den Lauf der Ströme. — „Und wie ist's dem Kaiser Napoleon ergangen?“ fragte ich dazwischen. — Man vermißt ihn. — „Und der Marschall Lannes?“ — Todt. — „Und Davoust?“ — Todt! — „Und Ney?“ — Todt! — alles todt! —

Da konnte ich mich nicht länger halten — ich griff nach meiner Tasche, um die Siegeshymnen herauszuziehen. Ein alter Mann hinter mir setzte seine Pfeife ab, und bückte sich, wie von ungefähr, und murmelte mir mit der tiefsten Baßstimme ins Ohr: „Wollte Gott, es wäre an dem! aber ich weiß, alles ist falsch. Es ist gewiß großes Unglück begegnet.“

Die Hand ward mir bei diesen Worten in der Tasche lahm. Ich ließ die tyrtäischen Gesänge einstweilen an Ort und Stelle. „Großes Unglück? Und ich in Magdeburg? Konnte sich Napoleon mit seiner Armee nicht zwischen mich und Friederiken drängen?“ Es ergriff mich, wie Fieberfrost.

Aber außer dem alten, unheilweiſſagenden Manne jubelte das Volk im Wirthszimmer ſo laut, ſo überzeugend; jeder beſchrieb die Schlachten und Siege des Königs ſo umſtändlich mit allen Nebenereigniſſen, daß man dergleichen ſchlechterdings nur mit eigenen Augen geſehen oder nur von Augenzeugen erfahren haben konnte. Ich pflichtete, wie billig, der Stimmenmehrheit bei, und ging ruhig ſchlafen.

Böſe Ahnungen.

Am folgenden Tag begegneten mir unterwegs auf der Landſtraße einzelne Kuriere, die von Magdeburg oder von der Armee zu kommen ſchienen, und nach Berlin eilten. Das feierliche Schweigen dieſer Eilboten war mir ſehr verdächtig; denn die Freude pflegt ſich ſonſt, auch unaufgefordert, mitzutheilen.

In einem Dorfe zwiſchen Ziesar und Burg war eine große Menge Volks zuſammengelaufen. Ich fuhr gegen den Haufen, aber er theilte ſich nicht. Nun erſt bemerkte ich vor einem großen Hauſe geſattelte Pferde, und im Hauſe an den Fenſtern preußiſche Huſaren.

„Was gibt's Neues?“ fragte ich die umſtehenden Leute, während ich mit dem Wagen hielt. — „Ach, du mein Herr und Gott!“ ſchrie ein altes Bauernweib: „der König hat ja Alles verloren, und die Franzoſen ſind ſchon unterwegs, und vielleicht ſchon in einer Stunde hier.“

Natürlich gab ich auf die Nachricht nicht viel. Aber doch wollte ich mich näher belehren, und lenkte gegen das große Gebäude, ſprang vom Wagen und ging hinein. Alle Stuben wimmelten von Menſchen. Huſaren, Bauern, Beamte ſtanden gedrängt durch einander, ſchmauchten ihre Pfeife, tranken, fluchten, erzählten. — Keiner machte ein frohes Geſicht. Bald war die Rede von der

Niederlage der Preußen, von der Nähe der Franzosen; bald von einem Herrn Oberstwachtmeister, der wegen seiner schweren Wunden nicht länger zu Pferde sein konnte, sondern gefahren werden müsse. Man sollte eine Chaise herbeischaffen; man hatte Boten in die Nachbarschaft ausgeschickt.

Ich war außer mir vor Schrecken, suchte ein Plätzchen an einem der Tische, und ließ mir von dem elenden Bier geben, um Gelegenheit zu haben, den Hergang der Dinge genauer zu erfahren und Maßregeln nehmen zu können. Nach zehn Minuten verloren sich die Husaren aus den Stuben; es hieß: sie sitzen auf! Ich drängte mich zum Fenster, um sie abreisen zu sehen, und sah sie wirklich im gleichen Augenblicke davon eilen, und zwischen ihnen — meinen Berliner Reisewagen im vollen Trab davon gehen.

Da hatte ich gut zum Fenster hinausrufen: „Halt, es ist mein Wagen!“ — In einer Minute war alles verschwunden. Ich arbeitete mich durch die Menge der Bauern hinaus ins Freie. Der Platz war leer; mein Wagen fort.

„Beruhigen Sie sich!“ sagte ein kleiner, hagerer Mann, welcher hier das Ansehen eines Beamten hatte: „der Herr Oberstwachtmeister schickt Ihnen den Wagen heute wieder zurück. Er will ihn nur bis zum nächsten Ort mitnehmen. Der gute Herr war an seinen Wunden sterbenskrank, und wählt den nächsten Weg zu seinen Gütern.“

„Wer ist denn aber dieser Herr Oberstwachtmeister?“ fragte ich. Keiner wußte es. — „Und wohin ist er mit dem Wagen?“ Keiner wußte es. — Ich lief durchs Dorf in der Richtung, wie der Wagen mit seiner Begleitung gegangen war. Vor dem Dorf spaltete sich der Weg in drei bis vier andere. Aber nirgends war eine deutliche Spur der Flüchtlinge zu bemerken; nirgends fand ich Leute, die mir Nachweisung geben konnten; alle waren vor dem großen Hause versammelt, zu dem ich traurig zurückkehrte. Nie-

mand bekümmerte sich um meine Verlegenheit; jeder dachte an die Nähe seiner eigenen Noth, an die Nähe der Franzosen.

„Schreiben Sie, protokolliren Sie das mir widerfahrene Unrecht!“ sagte ich zu dem Beamten: „Das ganze Dorf, Sie selbst sind der Gewaltthat Zeuge. Schreiben Sie, daß ich auf Unkosten des Herrn Oberstwachtmeisters hier im Dorfe liegen bleibe und zehre, bis er mir den Wagen zurückgeschickt hat, und daß ich mir übrigens auf dem Wege Rechtens alle übrige Genugthuung vorbehalte.“

Der Schreiber schrieb; ich ließ mir Abschrift des Protokolls geben, und legte sie zu den Siegesliedern. Die Nacht verstrich; der folgende Tag verstrich. Meine Ungeduld stieg aufs Höchste. Der Wagen kam nicht wieder.

Nun brach der neunzehnte Oktober an. O Himmel, und der Herr Reichsgraf erwartete mich in Magdeburg! Ich verlangte auf Unkosten des Oberstwachtmeisters eine Fuhre, wenigstens ein Pferd, um mich an meinen Bestimmungsort begeben zu können. Allein der Oberstwachtmeister hatte so wenig Kredit, daß man mir auf seinen Namen nichts, mir sogar, ohne Zahlung meiner Schuld, keinen freien Abzug gestatten wollte.

Zum Glück hatte ich meine Baarschaft bei mir. Ranzioniren konnte ich mich wohl. Aber auch mit meiner Garderobe war der Oberstwachtmeister durchgegangen. Wovon sollte ich dem Berliner Freund für Roß und Wagen Ersatz geben; wovon mir neue Kleider und Wäsche kaufen, mit Friederiken die weite Reise zur Pfarre machen? — Wahrhaftig, eine schwere Prüfung des Glaubens für den designirten Pfarrer!

Ich schnitt mir einen Knotenstock, und wanderte muthig zu Fuß den Weg nach Magdeburg. Der Herr Reichsgraf dort wird dir schon helfen! dachte ich und sang, als ich so einsam durch Duft und Herbstnebel hinwanderte, wohlgemuth mit Salis:

Wann, o Schickſal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunſch gewährt?
Nur ein Hüttchen ſtill und ländlich,
Und ein eigner, kleiner Herd!
Und ein Freund, bewährt und weiſe,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh' —
Ach! — und dieſes ſeufz' ich leiſe —
Zur Gefährtin ſie dazu?

Die Rückkehr.

Einzelne Haufen preußiſcher Soldaten von allerlei Regimentern, mit und ohne Gewehre, Marketender und Troßwägen kamen mir entgegen, und zogen ſtillſchweigend an mir vorüber. Ich hatte den Muth nicht, die Kriegshelden anzureden.

„Ei, ſieh' da, Herr Doktor!“ wohin?“ rief mich eine Stimme an, als ich zwiſchen den Gartenhägen des Städtchens Burg abermals auf einen Trupp Soldaten ſtieß. Es war ein Lieutenant, den ich in Berlin kennen gelernt hatte, weil er mit mir in einem Hauſe wohnte. Ich pflegte ihn immer ſcherzweiſe Karl den Großen zu nennen, weil er ſein adeliches Geſchlechtsregiſter bis zu dieſem Sachſenbekehrer hinaufführte.

„Nach Magdeburg, Herr Lieutenant.“

Sie kommen nicht mehr hinein, Herr Doktor; die Franzoſen belagern es ſchon mit 150,000 Mann. Kehren Sie mit mir um, wenn ich Ihnen rathen darf. Fort nach Berlin! der Feind folgt uns ſchon auf dem Fuße. Alles iſt verloren. Braunſchweig todt; Möllendorf gefangen; vom König weiß kein Menſch mehr. Die Reſerve unter Prinz Eugen vom Würtemberg iſt geſtern bei Halle aufgerieben.“

„Aber, Herr Lieutenant, ich muß — muß heute nach Magdeburg.“

„So rennen Sie in die Bajonnette der Franzosen. Glück auf die Reise, Herr Doktor!“ — Indem Karl der Große dies sagte, sprengten zwei Dragoner neben uns weg, und schrien: „Der Feind ist schon bei Wittenberg über die Elbe!“ — Da verdoppelte die Infanterie ihre Schritte, und ich — weil ich doch das Belagerungskorps vor Magdeburg nicht allein abtreiben konnte, leistete schnellfüßig dem Lieutenant Gesellschaft, und kehrte dem Reichsgrafen den Rücken zu. — Adieu Pfarrhaus, Paradiesgarten und Hochzeit!

Solchen Streich hatte mir das Schicksal noch nie gespielt, so alt ich auch geworden war. Die Schlacht von Jena zerstörte alle meine Hoffnungen, die nie blühender gewesen waren. Also wieder Doktor, Hagestolz, und arm wie eine Kirchenmaus! Ich wußte nicht, wer durch Napoleons Kriegsglück mehr verloren hatte, der König oder ich?

Aber nun fand mich mein unbarmherziges Fatum wieder auf dem alten, gewohnten Platz, wo ich ihm Stirn bieten konnte. So lange ich noch etwas zu verlieren hatte, war ich voller Furcht und Zittern. Jetzt, da mir auch nicht mehr das letzte Kleid auf dem Leibe gehörte, wenn der Berliner Freund Roß und Wagen bezahlt haben wollte, kehrte mein heiterer Geist zurück, der alles Unglücks spottete.

Beförderung zum Feldprediger.

„Frisch auf, ich folge der Fahne Karls des Großen!“ sagte ich lachend zum Lieutenant: „und flehe um seinen großmüthigen Schutz bis Berlin.“

„Wetter! Sie sollen dabei so übel nicht fahren. Ich habe noch eine halbe Kompagnie bei mir — alles tapfere Preußen, die den Teufel nicht scheuen. Hätte ich noch eine Kanone, ich würde vor zwei Regimentern Franzosen nicht weichen. Wetter! an des

Herzogs von Braunschweig Stelle wäre mir das bei Jena nicht geschehen. Kommen Sie, Doktor, ich mache Sie zum Feldprediger meiner halben Kompagnie."

So oft wir durch ein Dorf kamen, ließ der Lieutenant seine aus den Flüchtlingen verschiedener Regimenter zusammengesetzte Armee in Reihe und Glied aufmarschiren, und so zog er stolz, beim Wirbel der Trommel, an den Bauern vorüber, indem er kommandirte: „Gewehr in Arm!" Wer kein Gewehr hatte, zog demüthig bei der Bagage hintennach. Als Feldprediger war da mein natürlicher Platz. Ich machte nebenbei Bekanntschaft mit der Marketenderin, welcher der Wagen gehörte. Diese ehrenwerthe Dame ging rüstig zu Fuß neben ihrem magern Gaul her, und erzählte mir sehr umständlich die Geschichten von Saalfeld und Auerstädt, und tadelte Stellungen und Manövres der Preußen auf dem Schlachtfelde. Ich hatte nichts gegen ihre strategischen Beweise einzuwenden. Denn an der Spitze von zweimalhunderttausend Mann eine Schlacht zu verlieren, traue ich mir selbst Geschicklichkeit genug zu.

Elisabeth, so hieß die Kriegskünstlerin — und was noch mehr war, sie glich auch der Königin Elisabeth von England auf ein Haar, wie man sie noch auf Kupferstichen sieht — hatte auch eine hohe Schulter und behauptete, wie die Geliebte des Grafen Essex, ewige Jungfrau sein und bleiben zu wollen — Elisabeth also hatte eine muntere Laune, viel Witz, sogar viel Belesenheit in der neuesten Literatur von Spieß und Kramer, und sang beständig Berliner Opernarien mit helltönender Silberstimme. Weil ich ihren schlechten Branntwein mit baarem Gelde zahlte, — Karl der Große stellte für sich und seine Kriegsmacht nur Bons aus, — hatte ich ihre vorzüglichste Gunst erworben. Vermöge ihres Genies und Branntweinfasses hatte sie auf unsere Truppen, und durch diese auf den Heerführer, so viel Einfluß, daß sie ein wirkliches Mit-

glied des Kriegsrathes ward, und überall mitsprach, wo über Fortsetzung des Zuges gesprochen werden mußte.

Weil ihr altes Roß so marode war, als die Helden von Saalfeld und Auerstädt irgend sein konnten; weil das Branntweinfaß nur dem müden Gaul, die Kompagnie aber treu und fest dem Branntweinfaß, der Oberfeldherr aber der Kompagnie folgte, so dirigirte im Grunde unsere Königin Elisabeth den Zug, und wir machten den Tag nie mehr, als zwei bis drei Meilen. Auch ward es immer so eingerichtet, daß wir unser Nachtquartier nie in einer Stadt, sondern in irgend einem Dorfe nahmen, wo der Soldat freies Spiel, und die Königin für ihren Gaul unentgeldliche Rationen hatte. Einen Tag um den andern gab's Rasttag.

Zwar kamen wir auf diese Weise nicht weit, aber unser Heer vergrößerte sich von Tag zu Tag durch einzelne Haufen Soldaten, die sich ihm zugesellten, so daß wir bald gegen zweihundert Mann stark waren; dabei hatten wir zwei Mann Dragoner und vier Trompeter.

Nun Generaladjutant.

Karl der Große nahm mich am vierten Tage des Abends auf die Seite. Ich sah es ihm längst an, daß er über große Plane brütete. — „Herr Doktor", sagte er, „im Kriege macht man sein Glück. Ich bin seit acht Jahren Lieutenant; jetzt oder nie werde ich General. Ich kommandire gegenwärtig fast zweihundert Mann. Ehe wir die Oder erreichen, habe ich vielleicht zweitausend gesammelt, die ich unserm König zuführe. Ich führe sie ihm aber erst nach einigen Heldenthaten zu. Ich falle mit meinem Korps in Sachsen ein, und agire dem Feind im Rücken."

„Wie? Sie wollen nicht nach Berlin?" fragte ich, und dachte an die verlassene Friederike.

„Nein, rechts ab, gegen Mittenwalde! Doktor, die Feldpredigerstelle taugt für Sie nicht. Ich dächte, Sie würden Soldat. Ich gebe Ihnen einen Militärhut, blauen Ueberrock, Degen und Pferd. — Sie sollen mein Generaladjutant werden. Ich weiß, Sie verstehen Mathematik, und zeichnen gut. Ich kann Sie beim Rekognosziren gebrauchen und zum Krokiren der Gegenden.“

Da half kein Opponiren. Ich nahm die Stelle des Generaladjutanten an, weil sie mir auf den Rücken eines Pferdes half, mit dem ich desto schneller Friederiken wieder zu sehen hoffte. Ich gelobte Karl dem Großen Treue, und vertauschte die designirte Pfarre mit dem Schwert Petri, doch gedachte ich Niemandem ein Ohr abzuhauen.

Der Feldherr zählte noch den gleichen Abend sein Heer, ernannte neue Kapitäne, Korporale und Lieutenante; stellte mich als seinen künftigen Adjutanten vor, und entwickelte den staunenden Preußen seine Riesenplane.

„Ja, Kameraden,“ rief er, und spreizte beide Arme auseinander: „es ist beschlossen! Wir wollen durch unsere Thaten den Namen der Preußen wieder ruhmreich machen. Der Geist des großen Friedrichs umschwebt uns. Das zitternde, blutende Vaterland sieht auf uns — wie, Kameraden, sollen wir in schmähliche Knechtschaft fallen? Was haben wir zu wählen? Sieg und Ruhm von der Welt, oder eine ungeheure Reise in französische Knechtschaft. — Wer mir treu sein, wer mir für Gott, König und Vaterland folgen will, der rufe mit: Sieg oder Tod!“

Diese Rede entflammte das ganze Heer. Die meisten schrien: „Sieg oder Tod!“ nur einige, denen noch nach den Fleischtöpfen Berlins gelüstete, riefen mit komischem Enthusiasmus dazwischen: „Sieg oder Brod!“

Die Königin Elisabeth war auch bei dem feierlichen Auftritt zugegen. Man sah es ihr an, wie empfindlich sie gekränkt sei,

die wichtigste Maßregel ohne ihr Vorwissen ergriffen zu sehen. Eine Prise nahm sie um die andere; bald schüttelte sie den Kopf hohnlächelnd; bald nickte sie für sich trotzig und drohend hin.

Den folgenden Morgen — wir waren unweit Brandenburg — rückte das Heer aus. Karl der Große mit imperatorischer Hoheit voran; ich auf einem hartmäuligen Roß, welches das letzte Nachtquartier auf dem Wege der Requisition hatte liefern müssen, neben ihm. Links ging die breite Landstraße nach Berlin, rechts der enge, kothige Karrweg des Ruhms und unsterblichen Namens nach — Mittenwalde, glaube ich. — Wir, das heißt, der Imperator und ich — ich aber wahrhaftig mit blutendem Herzen — zögerten nicht einen Augenblick am Scheidewege, sondern schlugen die Heldenbahn rechts ein. — Die Armee folgte. Den Schluß des Zuges machte die Marketenderin mit ihrem Wagen. Als sie am Scheidewege war, lenkte sie links ab, in die Straße nach Berlin.

Kaum sah die Arrieregarde das Branntweinfaß den breiten Weg dahinziehen, so schwenkte auch sie, und marschirte ihm, ohne ein Wort zu sagen, nach. Ein Nachbar steckte mit seinem Beispiel den zweiten an; einer nach dem andern drehte sich um, ließ die Unsterblichkeit des Namens im Stich, und folgte dem rumpelnden Wagen, bis der Imperator und ich noch allein beisammen ritten, er vertieft in Kriegsoperationsplanen, ich voller Wehmuth um die verlassene Braut.

Nun denke sich jeder den zügellosen Schmerz Karls des Großen, als er von ungefähr bemerkte, daß sein Heer hinter uns verschwunden war! Da marschirte es hin, dem geliebten Fasse nach, uns den Rücken kehrend, ach, und an der Spitze der Heerschaaren die Königin Elisabeth auf der Branntweintonne sitzend, wie auf einem Triumphwagen. Dabei sang sie mit hellgellender Kehle:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht.

Der Imperator schäumte vor Wuth. Wir ritten der bundesbrüchigen Kriegsschaar nach. Wir kommandirten: Halt! aber erst, als die stolze Königin ihren Wagen in seinem Siegeslaufe zu hemmen geruhte, gehorchten unsere zuchtlosen Helden.

Jetzt stimmte der heldenmüthige Lieutenant seine Philippica mit donnernder Stimme an — nicht Xenophons, nicht Plutarchs Helden sprachen mit größerer Kraft. Die Soldaten hörten der Rede mit vieler Andacht und Aufmerksamkeit zu; doch bemerkte ich, daß sie sich nicht enthalten konnten, von Zeit zu Zeit auf Elisabeths Zauberwagen hinzuschielen, damit er ihnen nicht entwische.

Ich weiß auch nicht, was trotz der Beredsamkeit unsers Oberfeldherrn aus allem zuletzt geworden wäre — denn Königin Elisabeth fing wieder ihr äußerst verdächtiges Wackeln mit dem Kopfe an — wenn nicht ein neuer Auftritt unsere ganze Neugier rege gemacht hätte.

Marsch mit der Armee Karls des Großen.

In vollem Galopp kam plötzlich ein Husarenlieutenant die Berliner Straße daher gegen uns angesprengt. Wie der grimmige Kaiser Chaumigrem in der asiatischen Banise die Geschichte des blutigen, jedoch muthigen Pegu mit einem Donnerwetter von Verwünschungen eröffnet, so kündigte sich uns dieser ohne weiteres Präludium mit einem fünf Minuten langen Fluch an. „Wohin wollt ihr in Teufels Namen? Die Franzosen sind in Berlin eingerückt! Wir sind abgeschnitten. Der König ist über Küstrin nach Westpreußen zurück! Wir müssen versuchen, uns nach der Oder, nach Schlesien zurückzuschleichen!“ —

„Wetter!“ brüllte ihm Karl der Große zu: „Wir sind Preußen, Herr, und schleichen nicht. Wir hauen uns durch!“

Dies Bonmot imponirte dem wüthenden Chaumigrem, der seinen schwarzen Knebelbart strich, und ganz ehrerbietig zu unserm Feldherrn herantritt.

„Wenn Sie sich an meine Truppen anschließen wollen, die ich gesammelt habe, um sie unserm König zu retten," sagte der Lieutenant mit großer Hoheit, „so sind Sie uns willkommen. Ich übergebe Ihnen in diesem Fall das Kommando über die gesammte Kavallerie, welche vorhanden ist (nämlich zwei Dragoner und vier Trompeter), und welche ich sonst noch erwarte; alles aber unter meinem Befehl. — Und jetzt — Bataillon, rechts um! mir nach. Der erste, der nach Berlin denkt, wird als Ausreißer behandelt; ich lasse ihn am ersten besten Baum aufhängen. Marsch!"

Und vorwärts ging's wieder die enge, schmutzige Ehrenbahn nach Mittenwalde. Keiner sah sich nach Berlin mehr um, zwar nicht aus Furcht vor den Galgen-Bäumen, sondern aus Furcht vor den Franzosen. Selbst Elisabeth folgte tief gedemüthigt der Armee; sie war auch bescheiden von ihrer Triumphtonne herabgestiegen. Im ganzen Heere aber herrschte unaussprechliche Bestürzung. Die Franzosen schon in Berlin? Wo kommen die Kerls alle her? Sie schneien doch nicht vom Himmel herab?

Auch ich ließ das Haupt hängen. So hatte Napoleon denn die Hälfte der preußischen Monarchie, die Hauptstadt des Reichs Friedrichs des Großen, und selbst meine Friederike in seiner Gewalt. O, sie hatte wohl Recht, als sie mit unglückahnendem Geiste beim Abschiede rief: „Ferdinand, wir sehen uns nie wieder!"

Welch ein schrecklicher Umschwung der Dinge in wenigen Tagen! Preußens einst vom ganzen Welttheil gefürchteten Heere zertreten; ein herrlich aufgeblühtes Königreich durch einen einzigen Schlag zertrümmert; meine Braut in der Gewalt des galantesten und tapfersten Volks der Welt; mein Patron und Reichsgraf in einer Stadt belagert, die schon Tilly einst verbrannt hatte; meine

Pfarrei, Gott weiß wo? und ich der friedliebende Doctor philosophiæ, Magister bonarum artium, designirter Pfarrer u. s. w., von allem nichts mehr, sondern — Generaladjutant Karls des Großen.

Ohne Scherz, wenn ich, mein Fatum erwägend, zuweilen neben meinem Lieutenant-General oder neben dem grimmigen Chaumigrem hinritt, in Phantasien verloren, mit Friederikens Bild, oder mit meinem Gelehrtenstübchen in Berlin beschäftigt, und dann plötzlich etwa durch einen Fehltritt meiner Rosinante erwachte — die unbekannten Gegenden der Mittelmark vor mir, die fremden Gesichter mit den Knebelbärten neben mir, das fortschreitende Heer hinter mir erblickte — ich mußte mich bei der Nase zupfen, in Arm zwicken, um mich zu überzeugen, daß ich wache.

Zuweilen verdroß es mich, statt kriegerische Abenteuer mitzumachen, nicht auf Flügeln der Liebe nach Berlin geflogen zu sein. Was hätten auch die Marschälle des Kaisers von Frankreich einem armen Magister bonarum artium zu Leide thun wollen, der seine berühmten Siegeslieder glücklicherweise noch nicht hatte drucken lassen? Aber dann versöhnte mich ein einziger Gedanke immer wieder mit meinem Verhängniß — nicht der Gedanke an Friederikens treue Liebe, oder an des Siegers Großmuth, sondern der Gedanke — an meinen Geldbeutel. Wovon sollte ich in Berlin leben? Meine Hauslektionen waren schon Andern übertragen; meine Siegeslieder vergebens gemacht. Als Generaladjutant hatte ich auf gut soldatisch wenigstens freie Zehrung, freies Quartier. Wer weiß, dachte ich, wie weit du es noch in der kriegerischen Laufbahn bringen kannst? War nicht Moreau ein bloßer Advokat, der nachher als Feldherr das Gegenstück zum Xenophontischen Rückzug lieferte? Wer steht dafür, daß nicht auch ein Doktor der Philosophie die Welt durch seine Rückzüge in Erstaunen setzt?

Durch allerlei bösen Wind von Franzosen, die auf der Seite

von Berlin umherſchwärmen ſollten, wurde unſer Heerhaufen immer mehr ſüdwärts verſchlagen. Wir ſprachen zwar, um uns als Männer zu Großthaten zu begeiſtern, viel vom Durchhauen; aber Chaumigrem hatte doch mit dem Durchſchleichen auch nicht ganz Unrecht gehabt. Denn wir marſchirten Kreuz und Quer die elendeſten Dorfwege, nicht anders, als gingen wir hauſiren. Unſer Eliſabethswagen hatte vielfachen Vorſpann; wir machten zwei Tage lang doppelte Märſche, und die braven Bauern gaben uns treulich Nachricht von allen Seiten, wo ſie Franzoſen geſehen hatten, und beſchenkten uns voll mitleidiger Freigebigkeit mit Nahrung und Trank. Aber Alle riefen: Schlagt euch nach Schleſien. Die Franzoſen ſind ſchon in Frankfurt an der Oder."

Ein ſiegreiches Treffen.

„In der That," ſagte der Lieutenant zum grimmigen Chaumigrem und mir, als wir am zweiten Abend nach dem Abmarſch von der Berliner Landſtraße unſer Hauptquartier in einer elenden Dorfſchenke genommen und die Poſten ringsum aufgeſtellt hatten: „in der That operire ich dem Kaiſer Napoleon ſchon im Rücken."

Er lächelte dabei mit wohlgefälliger Miene, die zu verſtehen gab, er denke ſich noch weit mehr dazu, als er ſagte.

„Mag ſein," ſagte Chaumigrem, „wenn er uns morgen nur nicht auf unſerm Rücken operirt!" — Es überlief mich eiskalt, denn ich dachte ganz natürlich auch an den lieben meinigen.

Chaumigrems barbariſcher Einfall gab uns Stoff zum Nachdenken. Wir ſchwiegen alle drei ſtill. Plötzlich fuhren wir von unſern Sitzen auf, und ſtanden ſteif und gerade, wie die Kerzen — denn im Dorfe fiel ein Gewehrſchuß um den andern, und unſere Soldaten ſchrien draußen: „Franzoſen! Feinde! Alles heraus!"

Die Trommel wirbelte; die vier Trompeten ſchmetterten um

die Wette. Chaumigrem war todtenblaß. Ich, um mein höllisches Entsetzen zu verbergen, wüthete in der Wirthsstube herum, und rief: „Halloh! drauf los, brave Preußen; drauf los!“ und suchte die Thür — war aber, der Himmel weiß es, wie mit Blindheit geschlagen. Ich fand keine Thür; ich sprengte in der Angst der alten Wirthin die Schränke auf, und rief dabei mit immer höher steigender Stimme: „Preußen heraus! brave Preußen, verlaßt mich nicht!“ — Die Wirthin lamentirte kläglich; die Kinder schrien Zeter; Hund und Katzen sprangen flüchtend über Tisch und Stühle bis zum heißen Kachelofen hinauf.

Die Verwirrung, dies Geschrei um mich her, vermehrte mein Grausen, denn ich glaubte nicht anders, als die Franzosen seien schon im Zimmer und spießten unbarmherziger Weise die Kinder. Wenn sich der Himmel nur dies einzige Mal meiner erbarmt, dachte ich, so will ich in meinem Leben nie wieder Generaladjutant sein.

Mein Toben und Lärmen, welches Karl der Große und sein versteinerter Chaumigrem, zum Glück für mich, ganz anders und sehr ehrenvoll für mich auslegten, flößte auch ihnen neuen Muth ein. Sie zogen die Degen, gingen zu den vor dem Hause versammelten Truppen hinaus, und ich folgte ihnen. — Ach wie wohl that mir's, da ich draußen in der Dunkelheit stand! nun sah mich Niemand. Ich konnte jetzt, wenn die Noth am größten werden sollte, ungestört einen Moreau'schen oder Xenophontischen Rückzug machen. Ich bin nicht furchtsam, aber diesmal hatte mich doch ein panischer Schrecken unterjocht. Ohnehin bin ich von Natur des Abends etwas ängstlicher, als am Tage.

„Adjutant vor, mit zwanzig Mann sogleich zum Kirchhof; dort ist unser Posten angegriffen! Wenn's nöthig ist, schicken Sie her; und wir rücken mit Sukkurs nach. Bis jetzt ist's nur Postengefecht.“ So befahl mir der Lieutenant; zwanzig Mann setzten sich

gegen den aus der grauen Dämmerung hervorschwebenden Kirchthurm in Bewegung, und ich unglückseliger Magister bonarum artium mußte mit dem bloßen Degen voran.

Plagt denn diesen Lieutenant da der Teufel? dachte ich, weiß er denn nicht mehr, daß ich zu Berlin im Dachstübchen wohnte?

Allein es war genug, mir Muth zuzutrauen, und das Ehrgefühl gab mir ihn. Als wir den Kirchhof erreicht hatten, ward mir's plötzlich schwarz vor den Augen, denn wir rückten geradezu gegen eine alte Mauer, auf welcher dürres Gesträuch wehete. Ich aber hielt die Mauer für französische Truppen, die Strauchäste für Bajonnette, sprang auf die Seite, und schrie mit Grausen, als sähe ich Gespenster: „Feuer! gebt Feuer!"

Erst beim Pulverblitz erkannten wir, daß wir einer ehrwürdigen Mauer unser Treffen lieferten.

„Pardon! Pardon!" riefen aber im gleichen Moment mehrere Stimmen. Und sieben Mann leichter französischer Infanterie krochen unter der Mauer, wo sie sich verborgen hatten, hervor, und — streckten vor dem Magister bonarum artium das Gewehr. Hätten die Narren geschwiegen, wir würden sie nicht bemerkt haben.

Die Gefangenen wurden entwaffnet, gezählt und ins Hauptquartier gebracht. Daß ich mit einigem Stolz vor Karl dem Großen beim Schimmer der Stalllaternen, Lampen und Kienspäne aufzog, läßt sich denken. Er umarmte mich vor der ganzen Armee und sagte: „Herr Adjutant, Ihr Muth, Ihre Klugheit macht Ihnen Ehre. Ich werde Ihr Betragen bei dieser Affaire Sr. Majestät dem König aufs vortheilhafteste vorzustellen wissen."

Von unsern Gefangenen erfuhren wir nun, was ich aber auch schon auf dem Kirchhof wußte, daß eine Kompagnie französischer leichter Infanterie bestimmt war, in das abgelegene Dorf einquartiert zu werden; daß sie sich jedoch auf der Stelle nach einigem Geplänkel zurückgezogen habe, da sie überrascht war, Preußen

zu finden, und (wie die Feinde glaubten) in großer Zahl (vermuthlich wegen der Menge unserer ausgestellten Wachen, und des Lärmens unserer Trommeln und vier braven Trompeter). Die sieben Gefangenen hatten sich zufällig zu weit vorgewagt.

Ich ließ vor Freuden meine Weltüberwinder aufs beste bewirthen, mit Allem, was man hatte. Es waren in meinem Leben die ersten Menschen, die ich gefangen, die ersten Kriegshelden Napoleons, die ich gesehen hatte. Die Kerls freuten sich dankbar meines Schutzes, und es war mir dabei eigentlich zu Muth, als müßte ich mich um den ihrigen bewerben. Denn als ich sie fragte, ob viel Franzosen in der Gegend herum wären? vernahm ich mit Schaudern, es sei ein ganzes Armeekorps unter Marschall Davouſt, von Sachsen aus, im Zuge nach Berlin.

Ich übersetzte diese Aussage meinen anwesenden Generalen.

Karl der Große, entzückt über den Erstlingssieg seines Heeres, rieb sich beständig die Hände, und sagte: „Wetter! also operire ich doch wirklich der französischen Armee im Rücken!“

Chaumigrem hingegen ward wieder bleich, und seine Augen wurden stier und kalt, wie Glasaugen.

Zweites Treffen, und dessen Folgen.

Was mich bei meiner denkwürdigen Waffenthat am meisten erquickte, war die Ueberzeugung, daß durch dieselbe keiner meiner Nächsten das Leben, nicht einmal einen Tropfen Bluts verloren hatte. Freilich war dies nicht mein Verdienst. Das Verdienst aber der Feldherren in den Schlachten, wie in kleinen Treffen, scheint mir überhaupt zweideutig zu sein. Geringscheinende, oft ganz übersehene Ereigniſſe, der glückliche Einfall eines Korporals, das Bonmot eines Trommelschlägers, die zufällige Stimmung des gemeinen Mannes, wirkt gewiß oft mehr, als das Genie des Be-

fehlshabers im großen Getümmel zum guten Ausgang. Ueberhaupt sind die Regimenter, Bataillone und Kompagnien auf dem Schlachtfelde bei weitem nicht so ganz Maschine, wie man gewöhnlich zu glauben beliebt. Ich wünschte die Schlachten bei Marathon, Pharsalia, Marengo und Jena einmal von einem Allwissenden psychologisch beschrieben zu lesen.

Als der Morgen graute, standen wir schon zum Aufbruch fertig. Es war sehr kalt; aber unser Imperator meinte, wir würden einen heißen Tag erleben. Die Bauern erzählten, daß ringsum alle Dörfer von feindlichen Truppen wimmelten. Im Kriegsrath ward beschlossen, auf Holzwegen durch die Wälder zu defiliren. An Wegweisern fehlte es uns nicht.

Kaum aber hatten wir das Dorf verlassen, so sahen wir vor uns in der Ebene von verschiedenen Seiten her französische Truppen in schnurgerader Richtung gegen uns anrücken, selbst vom Walde, der uns aufnehmen sollte.

Der Lieutenant-General ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit stoischer Ruhe stellte er sein Heer in Schlachtordnung.

Der linke Flügel lehnte sich an eine Pfütze, der rechte an einen alten Nußbaum.

„Kameraden," sprach er, „vergeßt heute nicht, daß ihr Preußen seid. Wir haben keine Fahne, aber seht auf den weißen Federbusch meines Hutes, er wird Euch überall auf dem Wege des Ruhms vorschweben."

Dieser Gedanke mahnte mich an Heinrich IV., der einmal unter minder mißlichen Umständen ein Aehnliches sagte.

„Können wir gegen die Uebermacht nicht siegen, so können wir Preußen doch auch nie besiegt werden!" fuhr er fort: „Das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist, daß wir heute mit Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen zu Nacht essen, statt in einem elenden märkischen Dorf."

Kräftiger hatte Leonidas nicht zu seinen dem Tode fürs Vaterland geweihten Spartanern bei den Thermopylen gesprochen, als hier mein Karl der Große, welcher den lacedämonischen König, vielleicht ohne zu wissen, sehr unglücklich parodierte.

Unsere Truppen schienen inzwischen den irdischen Speck, die Klöße und Rüben der Mark den Gastmählern im Elysium bescheiden vorzuziehen. Ach, eine Brodrinde aus Friederikens Hand wäre mir auch köstlicher gewesen, als Ambrosia in Gesellschaft aller Helden der Vorwelt.

Es war ein schauerliches Schauspiel, die einzelnen französischen Kolonnen langsam über die Stoppelfelder heranrücken zu sehen. Von Zeit zu Zeit hörte man das Getöse ihrer Trommeln von fern.

Ich saß sehr verlegen auf meinem Rosse unweit des Nußbaumes, am rechten Flügel der Armee; alle Glieder bebten mir vor Frost. Dem guten Chaumigrem, der auf dem linken Flügel an der Pfütze oder einem Weiher postirt war, wo seine vier Trompeter einen wahren Teufelslärm machten, mag auch nicht viel wärmer gewesen sein.

Zum letzten Male vor Eröffnung des Blutbades kam Karl der Große zu mir hergesprengt. „Herr General-Adjutant, heute ist der Tag, wo sich Ihr Genie auszeichnen wird!“ sagte er: „Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, überlassen Sie sich nicht dem Ungestüm Ihres Muthes allzusehr. Bleiben Sie immer besonnen. Falle ich im Treffen, so übernehmen Sie das Kommando. Der Feind ist zu stark. Werden wir geworfen, so ziehen wir ins Dorf hinter uns, und vertheidigen uns bis auf den letzten Mann auf dem Kirchhof.“

Damit sprengte er davon und überließ mich Unglückseligen dem Ungestüm meines Muthes.

Die Königin Elisabeth hatte unterdessen mit ihrem Wagen eine kühne Bewegung um die Pfütze gemacht, vermuthlich einen

dortigen Feldweg zu erreichen. Dies hinderte aber wahrscheinlich den grausamen Chaumigrem an allfälligen Kavallerie-Evolutionen; denn er fluchte mörderlich, und zwang die weinende Marketenderin, mit ihrem Fuhrwerk vor der Fronte des ersten Treffens hinweg ihre Richtung gegen meinen Nußbaum zu nehmen.

Dies zufällige Manöver entschied den betrübten Ausgang der Schlacht, noch ehe sie angefangen hatte.

Fortsetzung.

Denn in eben dem Augenblick, als unsere tapfere Schaar mit den Blicken der Sehnsucht und Liebe an den Schätzen des vorüberfahrenden Wagens hing, donnerte des Feindes erster Kanonenschuß gegen uns. Und, o Schrecken! die Kugel fuhr, wie aufs beste gezielt, mitten ins große Branntweinfaß, daß der Nektar in krystallener Klarheit herausfluthete, während die Rosse mit dem Wagen im Schrecken querfeldein sprengten.

Nun war's, als wäre mit dem Göttertrank der erschlagenen Tonne auch die Seele unsers Heeres entflohen. Das Vordertreffen wankte: die Arrieregarde machte eine retrograde Bewegung nach dem Dorfe zu. Karl der Große rief: vorwärts marsch — aber da war kein Leben mehr; nichts ging vorwärts. Er hatte in der Angst vergessen, daß sein weißer Federbusch auf dem Wege des Ruhms voranleuchten sollte — nun aber hielt er beständig hinter der Fronte, daher glaubten unsere Leute steif und fest, der Weg des Ruhms gehe dem Dorfe zu.

Jetzt fiel der zweite Kanonenschuß. Mein Roß hatte sich schon über den ersten arg verwundert; beim zweiten fing es an, die Unruhe seines Herrn zu theilen. Ich konnte mich nicht enthalten, gelegentlich den Kopf umzudrehen, um mich zu überzeugen, ob der Weg ins Dorf noch sichtbar sei.

Darauf begannen die Feinde ein kleines Gewehrfeuer. Einzelne Kavallerie sprengte gegen unsern Flügel an. Da schrie ich, gleich einem Besessenen: „Feuer! gebt Feuer! schießt!“ — drückte den Hut in die Augen, und dachte: helf' euch Gott! — fort wollte ich, ins Dorf. Aber ehe ich die hartmäulige Bestie unter mir umdrehen konnte, gaben neben mir meine gehorsamen Soldaten Feuer. Darüber erschrak mein Gaul nicht weniger als ich. Er flog mit mir unter dem Nußbaum erst hoch in die Luft, und dann hinaus ins Freie. Ein paar französische Chasseurs zu Pferde schossen auf mich. Da sie mich aber nicht fallen sahen, vielmehr sahen, wie ich mit geschwungenem Säbel (ich hatte zwar den Säbel in der Hand, hielt aber mit der gleichen Hand den Hut am Kopf fest, was mir ein martialisches Aussehen geben mochte), wie, sag' ich, mit Wetterschnelle auf sie losflog, drehten sie um, und jagten davon.

Mein Pegasus, umsonst waren Zaum und Gebiß, hatte den Kopf zwischen die Beine gelegt, und setzte, wie rasend, den Feinden nach. Ich fluchte, ich weinte, ich schrie: „Halt! Ver! halt!“ — Nichts! im Galopp, im gestreckten Galopp riß es mich fort. Die Chasseurs ereilten einen schmalen Fahrweg zwischen Zäunen; mein hölliſches Streitroß wählte die gleiche Straße. Die Feinde, die sich nun nicht mehr schwenken konnten, überfiel wahrscheinlich ein Grausen, da ich ihnen, wenn gleich wider meinen Willen, fast im Nacken war. Sie spornten ihre müden Gäule noch mehr, und meine verhexte Rosinante, die muthig mit mir durchging, verdoppelte ihre Sprünge.

Die flüchtigen Chasseurs hielten mich vermuthlich für einen Teufelskerl, der darauf geschworen hatte, ihnen das Blut abzuzapfen. Denn sie sahen sich von Zeit zu Zeit nach mir mit Geberden voller Entsetzen um. Ach, die guten Herren! hätten sie nur gewußt, wie mir bei diesem Siege zu Muthe war.

Und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im sausenden Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Als wir um die Ecke eines Kieferwaldes bogen, kamen wir auf eine geräumige Fläche, wo von französischer Seite ein Lager aufgeschlagen war. Hier verlor ich den Steigbügel von den Füßen — meine Flüchtlinge zerstreuten sich — einige Soldaten im Lager legten auf mich an und schossen. Meine Bestie that einen Satz seitwärts, und ich fiel, wie ein Sack, herab auf den Boden.

Adieu, Friederike! gute Nacht, falsche Welt! seufzte ich; denn ich so gut, als die Soldaten, glaubten, ich sei todt. Die Kerle sprangen lachend zu mir. Auch die Flüchtlinge kamen zu mir heran. Ich stand zitternd auf. Man forderte mir den Degen ab. Ich gab ihn. Die Infanteristen wollten mich plündern. Die Chasseurs aber nahmen mich in Schutz, und schworen, ich sei ein Mann von Ehre und Muth. Ein so unverdientes Lob vom Feinde selbst freute mich gar sehr, noch mehr aber, daß ich nirgends eine Wunde an mir fühlte.

Jetzt war ich Kriegsgefangener. Man führte mich zu einem einzelnen Bauernhaus; unterwegs büßte ich meine Uhr, meinen Geldbeutel und den goldenen Fingerring ein, den ich zum Andenken Friederikens trug.

Ein Oberst, der neben mehrern Offizieren in dem Bauernhause am Frühstück saß, fragte mich, nachdem man ihm die Geschichte meiner Gefangennahme, und wie ich die Chasseurs bis ins Lager verfolgt habe, erzählt hatte, nach meinem Rang. — Was sollte ich antworten? Designirter Pfarrer? Maître des arts? Docteur en philosophie? — Die Herren hätten mich für wahnsinnig gehalten.

Karl der Große hatte mich zu seinem Generaladjutanten erhoben. Also antwortete ich dem Frager ohne Bedenken: Adjutant-

général. — Kleider machen Leute; aber Titel auch. — Ich mußte mich sogleich mit zum Frühstück niedersetzen — kalten Braten, Malaga, Liqueur. Der humane Oberst sagte mir einige Worte des Trostes wegen meiner Gefangenschaft: „Das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Vor fünfzig Jahren hatten die Herren Preußen Friedrich den Großen, wir ein Roßbach; jetzt haben wir Napoleon den Großen, Sie ein Jena.“

Kriegsgefangenschaft.

Die Offiziere setzten sich zu Pferde. Ich ward der Wache im Lager übergeben. Den alten Fieberfrost hatte ich noch immer nicht verloren; darum befreundete ich mich mit der Gluth des Wachtfeuers.

Was mag aus dem Lieutenant Leonidas und seiner tapfern Schaar geworden sein? was aus der Königin mit ihrem gesprengten Fasse? seufzte ich. Und was wird aus mir werden? Man hatte mir schon vorläufig angekündigt, ich werde nach Frankfurt an der Oder gebracht, und von dort mit einem Transport Kriegsgefangener nach Frankreich geführt werden. Mein aus dem aufrichtigsten Gemüth dargebotenes Ehrenwort, nie wieder, wenn man mich frei ließe, gegen Se. Majestät den Kaiser der Franzosen die Waffen zu tragen, war vom Obersten nicht angenommen worden. Mein Schicksal, hieß es, müsse höhern Orts entschieden werden.

Also nach Frankreich, du armer Doktor! auf eine Festung. O wie plötzlich hat sich Alles umgestaltet! Säßest du noch auf deinem Dichterstübchen mit der stillen Aussicht auf eine lange Reihe von Dächern; läsest du deinen Plutarch von großen Männern, oder auch nur die Zeitung für die elegante Welt, und Coulissen-Anekdoten bei einer Pfeife Tabak! Was könnte deiner Seligkeit abgehen? Wenn du dein Tagewerk beendigt, deine Lehrstunden von

Haus zu Haus gegeben hätteſt, würdeſt du dich mit Friederiken von einer ſchönen Zukunft unterhalten, oder könnteſt du in deiner poetiſchen Einſamkeit neue Grenadierlieder in Vater Gleims Manier ſchreiben!

Hier fielen mir die preußiſchen Siegeslieder ein, die ich noch immer in der Taſche bei mir trug. Raſch fuhr ich mit der Hand zu den Manuſkripten, ſah mich um, ob ich beobachtet wäre, und ſchleuderte ſie ins Feuer. Denn Siegeslieder in feindlicher Gefangenſchaft — Lieder voller Hohn und Verachtung gegen Napoleon und ſein Heer — die konnten mir den Kopf koſten! — Ich ſah ſie nun mit eben dem Vergnügen in den Flammen ſterben, mit welchem ich ſie im Feuer der Begeiſterung einſt zur Welt gebracht hatte. Selbſt daß ich in der erſten Angſt zu tief gegriffen, und meine Vokation zum Pfarrer mit verbrannt hatte, konnte meine Freude nicht mindern.

Plötzlich ſtanden einige Soldaten vor mir — dieſelben, die mich vom Pferde geſchoſſen — und fragten: „Was haben Sie da heimlich verbrannt?“ Sie ließen einige Worte von Eſpionage fallen, und vom Füſſiliren. Ich war verlegen um eine Antwort: das verbeſſerte meine Sache nicht. Die Kerls, ich merkte es gar wohl, ſuchten Händel an mir. Sie erklärten mich verdächtig, führten mich in die Wachthütte, wo ich Ueberrock und Stiefel ausziehen und den Hut abgeben mußte. Sie nahmen das Alles mit ſich fort. Ich ſah weder die Kerls, noch meine Kleider wieder.

Den Tag über ward ich noch einige Male wegen der verbrannten Papiere in Frage genommen. Und da ich auf meinen Ausſagen beharrte, es ſeien Kleinigkeiten, Familienangelegenheiten, Privatbriefe geweſen, wurde ich von zwei Mann, die Angeſichts meiner ihre Gewehre luden, fortgeführt, wie es hieß, ins Quartier des Generals.

Ohne Rock, barhäuptig und barfüßig, im feuchtkalten Oktober-

weiter, mußte ich nun mit meinen Begleitern eine Spazierreiſe von drei Stunden Weges machen. Kothig und zerlumpt, rein ausgeplündert, war ich ärmer als ein Bettler; denn ſelbſt die Freiheit fehlte mir. Ja ſogar mein Leben war ein ſchlecht verſichertes Gut, weil die Franzoſen im Felde einen zu kurzen Prozeßgang lieben. Angeklagt wegen Eſpionage hängt man den armen Teufel auf, oder füſilirt ihn, und bekümmert ſich hintennach nicht weiter um ihn, ob er's übel nimmt.

Wiederfinden.

Mit Anbruch der Nacht dehnte ſich eine ganze Reihe flammender Wachtfeuer vor meinen Blicken aus. Dahin ging unſer Marſch. Hier war ein anſehnliches Lager. Ich ward in ein außer dem Dorf gelegenes, ſchönes Landhaus geführt. Alle Zimmer glänzten erleuchtet; Schildwachen zu Fuß und zu Pferd vor der Thür. Offiziere in glänzenden Uniformen von allen Waffen gingen aus und ein. Man führte mich vor ein Militärbüreau. Man las den Bericht über mich, fragte um meinen Namen und Grad, und rief dann: „Fort mit ihm zu den andern Gefangenen!“ — Einer der anweſenden Offiziere ſagte: „Es iſt eine Schande, wie man den ausgeplündert hat!“ — Ein anderer ſagte: „Gehen Sie, ich werde um Kleider für Sie ſorgen.“

Man führte mich ins Lager, und hier ward ich einem Offizier übergeben, der die Bewachung der Kriegsgefangenen unter ſich hatte. Dieſe lagen neben brennenden Scheiterhaufen umher, und genoſſen ihr kärgliches Abendbrod. Ich geſellte mich zu ihnen.

Siehe, da ſaß mit ſeinem blaſſen Antlitz und pechſchwarzen Knebelbart mein grimmiger Chaumigrem, neben ihm Karl der Große; beide aßen eine dampfende Suppe aus großer irdener

Schüssel, welche die Königin Elisabeth dienstgefällig, in Ermangelung eines Tisches, auf ihrem jungfräulichen Schoos hielt.

„Ei, sieh' da, mein Feldherr!“ rief ich entzückt beim Anblick dieser lieben, bekannten Gesichter: „Ist das die Mahlzeit, welche Sie im Elysium bei Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen versprochen hatten?“

Als der Lieutenant meine Stimme hörte, sprang er freudig auf, und schloß mich in seine Arme: „Wie, Herr Adjutant, Sie leben noch? Gottlob, so ist unserm König doch noch ein braver Mann erhalten! O wie viel haben wir Sie schon bedauert. Aber daß Sie auch Ihre verdammte Hitze nicht mäßigen konnten? Ich sah es wohl, wie Sie es mit den Chasseurs aufnahmen, wie Sie sie in die Flucht trieben. Ihr Beispiel begeisterte wieder meine schon etwas muthlosen Leute. Wir stürzten mit gefälltem Bajonnette gegen den Feind. — Verwundete gab es auf beiden Seiten. Wir schlugen uns eine halbe Stunde lang. Aber da waren wir umringt. Wir mußten das Gewehr strecken. Kommen Sie, Herzensadjutant, theilen Sie unsere Suppe mit uns.“

Noch einmal ums andere umarmte mich der wackere Lieutenant-General; auch der tapfere Chaumigrem war aufgesprungen, und hatte mich in seine Arme geschlossen. Die Königin bot mir ihren blechernen Löffel, und so vergaß ich mein Elend.

Nach einer halben Stunde kam der wachthabende Offizier mit einem Korporal. „Wer von Ihnen, meine Herren, ist der Generaladjutant?“ — Karl der Große lächelte selbstzufrieden, und zeigte mit dem Finger auf mich; denn der französischen Sprache war er nicht mächtig.

„Herr Adjutant,“ sagte der Offizier, „es thut mir leid, Sie sind schändlich mißhandelt worden. Hier schickt man Ihnen aus dem Hauptquartier einige Kleider, wenn Sie davon Gebrauch machen können, und ein paar Bouteillen Wein zur Erquickung.

Seien Sie überzeugt, daß Franzosen auch ihre Feinde, als Männer von Ehre, zu schätzen wissen, und daß Plünderer und Marodeurs nur Ausnahmen von der Regel sind.“

Ich sagte meinen edelmüthigen Feinden das Verbindlichste, was ich erfinnen konnte, und es that mir leid, daß ich für den Augenblick nicht eine schönere Phrase zu spenden hatte, als die, daß mich heut die Eroberer der Welt (les conquérans de l'univers, im Französischen tönt so etwas größer, als in dem gewissenhaften Deutschen) zweimal besiegt hätten. Wir Deutschen mögen uns nun dagegen sträuben, wie wir wollen, die Franzosen sind doch das geistreichste Volk des heutigen Europa's, und die Griechen unsers Weltalters. Selbst ihre gemeinsten Soldaten studieren im Aeußern auf Grazie und Würde, wie bei uns nur Schauspieler auf der Bühne; ein treffender Einfall bezaubert sie, ein guter Gedanke belohnt sie, und das Ehrgefühl erhebt sie alle. — Es ist in dem Volke doch etwas Geistiges, und nicht alles daran Kartoffel und Bier.

Selbstranzionirung.

Den folgenden Tag wurden die Kriegsgefangenen nach Frankfurt an der Oder geführt. Ich kannte die liebe Stadt recht gut, und auch ich hatte die Ehre, vielen wackern Leuten dort bekannt zu sein. Doch schien mir die Ehre gegenwärtig eins der überflüssigsten Güter meines Lebens, weil ich dadurch ums Leben selbst kommen konnte. Denn gesetzt, ein ehrlicher Frankfurter wäre aus der Hausthür hervorgesprungen, hätte den Generaladjutanten als seinen lieben Doktor begrüßt, hätte meinen Kriegs- und Siegesliedern nachgefragt — —

Als der Zug unters Thor kam — o wie schlug mir das Herz! — drückte ich mir den großen Offiziershut tief in die Augen, und

die Nase schob ich nach damaliger Stutzermode tief hinab ins dicke Halstuch. Ich schämte mich, in die wohlbekannte Stadt, wie ein Verbrecher, unter Gefangenen einzuziehen: und Verbrecher war ich doch wohl ein wenig, denn ich war ein wenig Betrüger und Anmaßer von militärischen Würden, die mir nicht gehörten.

Ein Troß von neugierigen Gaffern umschwärmte mich unaufhörlich — ach nein, ich will die guten Leute so hart nicht nennen. Sie kamen auch wohl aus Mitleiden, oder aus Begierde, irgend einen Freund, einen theuern Anverwandten unter uns zu finden. Obschon der Abend dämmerte, verbarg ich mich doch im tiefsten Haufen meiner zerlumpten Schicksalsgefährten, die alle mit offenem Antlitz stolz einherschritten, als wollten sie sagen: seht uns nur an, das leiden wir für König und Vaterland. Ich hätte es zwar mit gutem Gewissen auch sagen können: aber eine Tugend, zu der man wider Willen gekommen ist, steht der Sünde um ein Haar ähnlich. Endlich kamen wir von Pontius und Pilatus, von General- und Platzkommandant ins Nachtquartier; wir Offiziere in ein schlechtes Wirthshaus zusammengeschoben, mit Ehrenwache, ob wir gleich unser Ehrenwort mündlich und schriftlich gegeben hatten, uns nicht selbst zu ranzioniren.

Ich bekenne, mit diesem Ehrenwort hatte ich's gar nicht ehrlich gemeint. Denn als ich meinen Generaladjutanten-Titel niederschrieb, dachte ich: der Generaladjutant möge sein militärisches Ehrenwort halten, aber ohne Verbindlichkeit für den Herrn Doktor und Magister.

Sobald es dunkel ward, bat ich um Erlaubniß, noch Freunde in der Stadt besuchen zu dürfen; ich meinte irgend eine nachlässige Thorwache. Man schlug es mir höflich ab. Allein da mich Niemand an der Stubenthür aufhielt; da mich Niemand unter der Hausthür fragte: wohin wollen Sie? da mir Niemand auf der Straße den Weg verrannte; da mir es sogar Niemand übel nahm,

daß ich vors Thor ging, frische Luft zu schöpfen — die Schildwache hielt mich vermuthlich für einen französischen Offizier — so trug ich kein Bedenken, mein Glück weiter zu versuchen. Ich lief, auf gut Deutsch gesagt, davon, oder ich ranzionirte mich selbst, wie es edler in der Kriegssprache heißt; denn selbst in dieser hat man Worte erfunden, um Sünden und Schanden zu bedecken, deren sich sonst der Krieg nie schämt; retrograde Bewegungen statt Reißaus; Requisitionen statt Brandschatzungen u. s. w. Ein Beweis von der fortschreitenden Kultur selbst bei dem Stande, der sonst von Amtswegen alle Kultur zu zerstören pflegt, und dem man wenigstens Offenheit und Geradheit nachzurühmen pflegt.

Stallknecht und Kutscher.

Ich mochte eine Stunde gelaufen sein — denn der elenden, kothigen Straße zum Trotz lief ich mich außer Athem — fand ich's räthlich, gemächlicher einher zu schreiten. Unter meinen müden Füßen spürte ich einen milden Sand; rings um mich her säuselte im Abendlüftchen ein Kieferhain; über meinem Haupte wallte der berühmte Silbermond durch graue, gebrochene Wolken. Ich fand meine Lage sehr romantisch, sogar poetisch; hätte aber doch ein gutprosaisches Nachtessen nebst Strohbett nicht verschmäht.

Die Frage entstand: wohin wollen Sie, Herr Ergeneraladjutant? wovon gedenken Sie in Zukunft zu leben? — Ich wußte wahrhaftig weder das eine noch das andere. Und es ist gut, daß man in der Welt zuweilen solche kleinliche Nebendinge nicht weiß. Eben das reizt die Lust des Lebens, wenn man so auf Gerathewohl im Weltall fortschreitet, ohne zu wissen wohin. Neugier und Hoffnung trägen uns weiter. Ich habe einen reichen Mann gekannt, der vollauf zu leben hatte, und den Spleen dazu. Vielleicht war sein Ueberdruß und Ekel am Einerlei des Lebens gerade

eine Folge seines Reichthums. Er verachtete das Leben, das ihm nie eine Sorge machte. Er war nahe daran, Selbstmörder zu werden, vermuthlich um der langen Weile eines Daseins zu entgehen, mit dem er nichts zu machen wußte. Und was hielt ihn von einem Tage zum andern ab, den Faden seiner Stunden zu zerreißen? — Die Haude-Spenersche Zeitung. Er wollte nur noch immer vor seinem Tode wissen, was aus der Welt werden würde? — Und wenn er die Zeitungen gelesen hatte, dachte er: das wäre also nach meinem Tode geschehen, wenn ich mich gestern mit einer Kugel selbstranzionirt hätte. Es ist doch gut, daß ich dies noch vor meinem seligen Ende erfahren habe. Und so überlebte sich der herzbrave Mann von einem Zeitungstage zum andern, bis ein paar Kaufleute die Gefälligkeit hatten, ihm durch einen sehr höflichen Spitzbubenstreich, Bankerott genannt, einen großen Theil seines Vermögens abzunehmen. Nun hatte er Noth zu arbeiten; und die Noth heilte seinen Spleen. Der Hunger ist nie heftiger, als wenn man nicht weiß, womit ihn stillen; und das Leben nie reizender, als wenn man nicht weiß, wie es retten.

Das mochten unterwegs im obenerwähnten säuselnden Kieferhain auch meine Gedanken sein. Ich schleppte mich auf müden Füßen weiter, voller Neugierde, was aus mir noch werden, und wohin ich am Ende von meinem Schicksal verschlagen würde. Da bellten Hunde — da leuchteten ferne Fenster — ich kam also zu einem Dorfe.

Vor dem Wirthshause stand eine offene halbe Chaise mit zwei Rossen bespannt, und zwar in der gleichen Richtung des Wegs, den ich zu wählen hatte. Das Standbrett hinter dem Kasten der Chaise — ich rekognoszirte das Lokal — hatte zum Glück keine Eisenstacheln und Schutzwehren gegen blinde Passagiers, die sich gern auf fremde Kosten durch die Welt schleppen lassen. Also konnte ich — und das war kein geringer Trost — meinem matten

Leichnam ein Ruheplätzchen schaffen, und mit Bequemlichkeit flüchten. — Der Wagen war leer, also der Eigenthümer noch im Wirthshaus. Ich wühlte in meinen Taschen — kein rother Pfenning darin, und doch hätte ich gern ein Stück Brod gekauft. Betteln konnte ich nicht, als Offizier, aber wohl in Requisition setzen. Ich wollte mein Glück versuchen, ich trat ins Haus.

Da lag auf einem alten Futterkasten ein runder Hut, ein Bauernkittel und eine Peitsche. — Heil dem braven Mann, der in der Welt die Geistesgegenwart erfunden hat! — Wetterschnell flog mein militärischer Sturmhut auf den Boden, der grobe Filz auf meinen Kopf; der blaue lange Ueberrock des Offiziers auf den Kasten; mein schlanker Leib in den breitschultrigen Bauernkittel. Hätte ich noch ein Schlachtschwert gehabt, ich würde es gegen die Peitsche vertauscht haben, welche ich dennoch als Zugabe in die Hand nahm, um mich irgendwo einmal meiner Haut wehren zu können, wenn auch nur gegen unhöfliche Dorfhunde.

Daß ich nun, als qualifizirter Dieb, an ein Nachtessen im gleichen Hause nicht denken konnte, verstand sich von selbst. Das war schlimm genug. Aber doch hatte ich nun das Vergnügen, vor französischen Nachstellungen gesicherter, inkognito reisen zu können.

Ich stand noch in der Hausthür, mit dem Gesicht auf der Dorfstraße herumspähend, wo ich verborgen den Wagen beobachten konnte, um bei der Abfahrt mein Plätzchen hinten auf in Besitz zu nehmen. Da sprang jählings hinter mir eine Thüre auf — eine französische Stimme donnerte — ich bekam von zwei gottlosen Fäusten hinterrücks einen so gewaltigen Stoß vorwärts, daß ich, so lang ich war, vor mir hinstürzte in den Koth, so tief er war. Das geschah mit einander in wunderbarlicher Eilfertigkeit. Noch jetzt begreife ich nicht, wie man zu dem allem in so wenigen Augenblicken die nöthige Zeit fand.

„Allons bougre, allons!“ rief der Franzose einmal ums an-

dere, der mich für seinen Fuhrmann halten mochte. Ich war mit mir noch nicht im Reinen, ob ich mich todt stellen, oder als Dieb aufspringen und davon laufen müsse, ehe ich gehenkt würde. Der Franzose entschied für keins von beiden; packte mich mit wahren Teufelskrallen beim Kleid im Nacken, riß mich in die Höhe, pflanzte mich neben das Vorderrad zum Fuhrsitz, und schrie: „Sitzen dik auf!“ — sprang in den Wagen, und rief: „Allons, en avant!“

Mir gleichviel! dachte ich, setzte mich an Kutschers Platz, gab den Pferden einen derben Hieb und jagte zum Dorfe hinaus. Statt des bescheidenen Hintenauf hatte ich nun die Ehrenstelle vorauf. Der um seine Garderobe und Beamtung betrogene Kutscher, nämlich mein Vorfahr, konnte nun statt meiner Generaladjutantendienste thun, falls er nicht freiwillig die Kleider im Stich gelassen hatte, um dem Franzosen inkognito zu entwischen.

Wiederum Mord und Todtschlag.

Je schneller ich fuhr, je öfter wiederholte mein gestrenger Herr im Wagen sein „bon! bon!“ Er schien Eile, und wie ich aus seiner Unruhe und seinen zwischen den Zähnen von Zeit zu Zeit hervorgestoßenen Selbstgesprächen vermuthen konnte, kein helleres Gewissen zu haben, als ich. Zwischen Mondschatten und Mondschein glaubte ich bemerken zu können, er sei eine von den wichtigen Personen, die man bei der französischen Armee Employés zu nennen pflegt. Für einen Offizier war er zu bürgerlich, für einen Bürger zu militärisch gekleidet.

Unsere Gespräche waren sehr einsilbig; er sprach kein Deutsch, ich, meiner Rolle gemäß, kein Französisch. Fragte er mich: „Isset Polen weit, weit?“ antwortete ich regelmäßig: „Viel weit!“ — Fragte er: „Isset Preuß da?“ so erwiederte ich: „Viel Preußen!“ —

Dann schrie er wie besessen: „Immer zu! immer zu!“ und ich ließ die Pferde springen, so gut sie mochten.

Ich gab ihm endlich zu verstehen, er sollte mir zu essen geben, wenn er hätte. Er verstand mich nicht. Ich sprach von Barmherzigkeit, der Kommissär kannte keine; von Hunger, der Speckwanst verstand das Wort nicht. Brod; da hatte ich's getroffen. Er gab mir ein großes Stück.

Nun saß ich vergnügt auf meinem Bock, wie kein König auf dem Thron, und versöhnte mich mit meiner dienstbaren Stelle, die mir alles gewährte, was ich verlangen konnte. Ob Pfarrer, ob Stallknecht, ob Generaladjutant, ob Magister oder Feldprediger — was kommt zuletzt darauf an? Der Mensch ist in jedem Rock doch immer das Beste; schlimm genug, wenn der Rock das Beste vom Menschen ist. Ich fuhr die Straße nach Polen. Wer weiß, dachte ich, ob du in den Wechseln deiner Schicksale nicht dem Kommando eines Armeekorps an den Ufern der Weichsel entgegenkutschirst? Niemand verzweifle! Es gibt eine Vorsehung. So finster es oft wird, so hell klärt's sich auf. Ich war in der besten Stimmung, zum Zeitvertreib eine Predigt zum Behuf der mir designirten Pfarrei auszuarbeiten, als ich im Mondschein vor mir einige Gewehre blitzen sah. Mein Kommissär bemerkte sie im gleichen Augenblick, zog den Säbel und nahm eine Pistole zur Hand, deren Hahn er spannte. Das Knacken des Hahns hinter mir trieb mir den kalten Schweiß aus.

„Bougre, Bougre! zufahr, immer zu!“ schrie er.

„Halt! wer da? halt! qui vive?“ brüllten einige Soldaten, die mir die Bajonnette ihrer Gewehre fast allzunahe gegen die Rippen hielten.

Wem sollte ich gehorchen? Eine Nothlüge, hoffte ich, sollte mich aus der Verlegenheit ziehen. Da ich die Soldaten für Franzosen hielt, die ihrem Regimente nachzügelten, rief ich, um ihnen

etwas Ehrfurcht einzuflößen: „Messieurs, mein Herr General ist französisch General!“

„Halt! ergebt euch!“ schrien nun mehrere Stimmen.

„Foudre!“ rief der vorgebliche General, und sprang mit einem Satz aus dem Wagen, daß er zwei Kerls zu Boden stürzte.

Er schoß; Piff, Puff, Paff! fielen links und rechts Schüsse — die Kugeln pfiffen mir am Ohr vorbei — meine Pferde wurden noch scheuer, als ich. Im gestreckten Galopp jagten sie davon; meine Peitsche zerbläute ihre Rücken. — Ich hörte noch Säbelgeklirr und Flintenschüsse — und bald von Allem nichts mehr. Ich war gerettet; Dank sei es der Klugheit und Behendigkeit meiner Rosse.

„Verdammte Geschichte!“ brummte ich, und stellte eine chirurgische Untersuchung meines Leichnams vom Scheitel bis zur Sohle an: denn in der ersten Angst glaubte ich von dem Kugelhagel durchlöchert zu sein, wie ein Sieb. Aber kein Haar war mir verwundet.

Desto besser! Aber meine Herrschaft, was war aus ihr geworden? Sollte ich wieder umkehren, nachfragen, mich auch ein wenig zersäbeln und zerbajonnetten lassen? Nein, so weit ging meine Kutschertreue und zärtliche Anhänglichkeit nicht. Der Himmel weiß, was aus dem Commissaire de guerre oder Employé geworden sein mag. Ich habe es nachher nicht erfahren, da ich den gleichen Weg wieder zurückgekommen bin.

Ich fuhr nun langsamer, denn meine Rosse waren an Kräften erschöpft. — Vor mir lag wieder ein kleines Dorf. Jetzt überlegte ich: was beginnen? Dort übernachten, oder weiter eilen? Noch klang mir das Kugelgezisch in den Ohren, und meine Angst rief: „weiter!“ — — Ferner: wem gehören Wagen und Pferde? Antwort: vor der Hand Keinem, als dem gegenwärtigen Besitzer, der ihn weder erobert, noch gestohlen, noch in Requisition gesetzt hat. — Frage: was mit dem fremden Gut machen? verschenken,

verkaufen, behalten? Zum ersten hatte ich keine Lust, zum andern kein Recht, zum dritten kein Geld.

In dieser Verlegenheit kam ich zum Wirthshaus: es war noch nicht so spät, als ich glaubte. Der Stallknecht kam; ich spannte aus, verlangte ein Futter für die Pferde, für mich ein Warmbier, und setzte mich zum Ofen. Im Nothfall hoffte ich mit meinem runden Filzhut und Bauernkittel Bezahlung zu leisten; jener war mir ohnedies zu eng, und dieser zu weit.

Gefährliche Gesellschaft.

Die dicke Wirthin pflanzte sich vor meinen Tisch hin, setzte beide Arme in die Seite, und fragte: ob ich über Nacht zu bleiben gedächte? — Antwort: Nein. — Ob ich noch nach dem Städtchen wolle? — Antwort: Ja! Es war mir recht lieb, daß die Neugierige fragte, denn ich war noch viel neugieriger zu wissen, auf welcher Straße, in welcher Weltgegend ich sei und wohin ich führe. — Ob ich nicht ein junges Frauenzimmer mit dahin nehmen wolle, das zu Fuß angekommen wäre, und jetzt, wegen übergroßer Ermüdung, auf dem Bett läge? es könnte mir ein gutes Trinkgeld eintragen. — Antwort: Recht gern! und das ging mir von Herzen, besonders wegen des Trinkgeldes, dann auch wegen der Gesellschaft. — Ob ich nicht besser thäte, mit Tagesanbruch weiter zu reisen? denn die Nacht sei keines Menschen Freund, zumal bei Kriegszeiten. Es streife viel Franzosenvolk umher, und zerstreutes preußisches Militär, das sich zu retten suche. Es gehe kein Tag ohne Mord und Todtschlag und Plünderung vorüber. — Ich nickte schaudernd mit dem Kopf. — Man wolle mich und das Mamsellchen eine oder zwei Stunden vor Tag wecken; ich käme noch immer zu guter Zeit an Ort und Stelle; meine Herrschaft würde gewiß nicht schmälen. — Das glaubte ich selbst. — Also

blieb ich. Es that mir, den Roſſen und dem „Mamſellchen“ wohl. Doch beſchloß ich, früh aufzubrechen, denn ich berechnete pſychologiſch gut, des Morgens müſſe die Straße am ſicherſten ſein, weil die, welche gut finden, ſich des Nachts in Gefahr zu ſetzen, ſich aus Ermüdung oder Furcht vor Tagesanbruch verbergen; und die, welche am Tage wandern wollen, dazu nicht die Nacht zu wählen pflegen.

Mein Stallbett, auf dem ich nur bangen Schlummer hatte, feſſelte mich nicht lange. Als es in der Dorfkirche vier Uhr ſchlug, war ich bei meinen Pferden, herrlichen Kutſchgäulen. Ich machte Lärmen im Hauſe. Während der Knecht anſpannte, beleuchtete ich mit der trüben Laterne mein neues Eigenthum, die Chaiſe. Der Kaſten war von mehrern eingedrungenen Flintenkugeln durchlöchert. Im Wagen lag eine Säbelſcheide, ohne Säbel, in einer der Seitentaſchen befand ſich eine zierliche Tabakspfeife mit ſilberbeſchlagenem Meerſchaumkopf, dabei ein ſeidener Tabaksbeutel mit Stickerei, Vergißmeinnichtchen, und darum die zärtlichen Worte: Souvenir de l'amitié. Vermuthlich galante Eroberung meines ehemaligen Herrn, des Employé, von irgend einem deutſchen Mädchen. Der Kaſten des Wagenſitzes war feſt verſchloſſen; den Schlüſſel hatte der Employé unnützerweiſe behalten.

Die Wirthin kam und erzählte mir gähnend haarklein, was ich und meine Pferde alles gegeſſen und getrunken hätten. Ich fand das ſehr langweilig, weil ich es ohnedem wußte, und fertigte ſie mit dem Beſcheid ab: „Mamſellchen wird ſchon für mich bezahlen.“ Dann ſtieg ich in den Wagen, und ſetzte mich an die Stelle meiner geweſenen Herrſchaft; da ſaß ich bequemer und wärmer, auch rechnete ich auf angenehme Geſpräche mit Mamſellchen.

Es kam endlich; man hob es zu mir in den Wagen; ich rief Adieu, und fort ging's. Aus dem angenehmen Geſpräch aber ward nichts. Die Reiſegefährtin ſchob ſich in den Winkel des

Wagensitzes so weit als möglich von mir, antwortete einige Mal auf meine bescheidenen Bemerkungen, daß es sehr frisch, oder sehr finster, oder nicht gut fahren sei, ein schläfriges Ja und Nein, und überließ mich meinen ferneren Betrachtungen.

Diese Betrachtungen wurden immer wunderlicher, als meine schöne Gesellschafterin — zwar im Dunkeln ließ sich mehr Schönheit ahnen, als sehen — im Schlafe, wie der Wagen schaukelte, sich näher und näher gegen mich senkte. Aus bloßem Mitleiden mit dem guten Kinde, daß es nicht zu sehr umhergeworfen werde, rückte ich ihm drei bis vier Zoll näher. Nach einem Weilchen lehnte der Kopf der Schläferin an meiner Achsel — ein hartes Kissen. Ich legte mit schüchternem Erbarmen meinen linken Arm um ihren schlanken Leib, und hielt die Schlummernde an meiner Brust. Sie schlief sanft wie die Unschuld, und erwachte selbst von den unruhigen Schlägen meines Herzens nicht, während ich wie ein Verbrecher zitterte.

Zum ersten Male lag ein schlafendes Mädchen an meiner Brust — zum ersten Male hielt ich stundenlang ein weibliches Wesen mit dem Arm umschlungen — ach, vergib, Friederike, wenn ich dir in diesen Augenblicken — nein, untreu ward dir meine Seele auch da nicht, denn ich gedachte deiner. Oft bildete ich mir ein, daß ich dich so zur Gefährtin habe; der sanfte Druck, mit dem ich die Fremde an mich zog, galt dir; mein verstohlener Seufzer dir, und dir der gottlose Kuß, den ich leise auf — ihre Haube drückte. Aber zu einem Weibe, dessen Busen nach der Melodie des sanften Odems steigt und fällt, dessen Anschmiegen mit einer fremdartigen Gluth erfüllt, — zu solch einem Wesen setze man einen Mann von Schnee, aber keinen Hagestolz, ach! von neunundvreißig Jahren.

Schönes Morgenroth.

Sanft schlich der Wagen im Sande fort. Ich ließ den Pferden ihren beliebigen Schritt, hielt meine schlummernde Unschuld fest im Arm, schloß die müden Augenlieder, um bequemer von Friederiken, Pfarrei und allen Himmeln zu träumen, die mir das Wachen nicht gab, und so ward aus dem willkührlichen Geträum zuletzt wirklicher Schlummer.

Ich und meine Schlafgenossin erwachten fast zu gleicher Zeit, als der Wagen aus dem milden Sande plötzlich über einen holprigen Prügeldamm fuhr. Es war schon hell. Vor uns im Hintergrunde der Landschaft brannte ein prächtiges dunkelglühendes Morgenroth, welches blendend auf unsere Augen fiel.

Erst sah ich auf meine braven Pferde, dann auf meine Reisegesellschafterin. Sie rieb sich mit beiden Händen die Augen; ich rieb mir die meinigen. Dann sahen wir uns ganz trocken einander an. Sie rieb sich wieder die Augen; ich mußte desgleichen thun, denn das Morgenroth hatte mich, glaube ich, blind gemacht. Ich sah sie wieder an; sie mich. Und nun erst war ich überzeugt, daß ich noch schlafe und von Friederiken träume, denn sie saß, so kam es mir jetzt vor, neben mir.

„Aber, mein Gott, Herr Doktor, sind Sie es?“ fragte sie mit ihrer leisen, schönen Silberstimme, und betrachtete bald mein Angesicht und den werdenden Schnurrbart — Ueberrest meiner ehemaligen Generaladjutanten-Uniform — bald meinen beschmierten und zerrissenen Bauernkittel.

„Ach, Friederike!“ rief ich, „wie kommen Sie hieher? und zu mir?“

Jetzt fragten wir nicht mehr. Unsere Augen verdunkelten sich jetzt in den Thränen wehmüthiger Seligkeit — ich ließ das Leitseil fallen — wir schlossen Brust an Brust, Mund an Mund

und in langen Küssen tauschten wir Leben um Leben, Seele um Seele. — — O wir hatten uns wieder; nach der langen, ewigen Trennung, wieder! und wie unverhofft, wie wunderbar! Vergessen war aller Schmerz der Vergangenheit! Vergessen alles Elend des Lebens, meine Sorgen, ihre Thränen; vergessen jede Gewitterwolke der Zukunft. Wir athmeten in einer schönen Welt. Das Irdische fiel von uns — Alles war selige Verklärung.

Nur der verruchte Prügeldamm, auf dem der Wagen so unbarmherzig stieß, daß sich selbst unsere küssenden Lippen beständig von einander verloren und mühsam wieder suchen mußten — nur der Prügeldamm, bei dessen Anlage man vermuthlich solche rührende Scene nicht berechnet hatte — nur er trennte uns, da wir glaubten, der Tod könne uns nicht wieder scheiden. O wie gern wären wir Brust an Brust gestorben.

Ich nahm das Leitseil wieder zur Hand. Und nun ging's ans Fragen her und hin. Und ob wir uns gleich sahen, und ob wir einander gleich fest Hand in Hand hielten, als fürchteten wir, uns im eigenen Wagen von einander zu verlieren, wurden wir doch zweifelhaft, ob wir's auch wirklich wären. — Sie war schöner, als ich sie jemals gesehen; das Morgenroth umstrahlte sie mit einer Glorie. Ich mußte noch einmal das Leitseil fallen lassen.

Was ich von meinen kriegerischen Abenteuern Friederiken erzählte, wissen meine Leser; aber Friederike hörte sie aufmerksamer und begieriger an, als sie gelesen werden mögen. — Die Begebenheiten meiner Verlobten waren ungleich einfacher. Sie hatte von ihrer Herrschaft die Entlassung erhalten. Kurz vor dem Einrücken der Franzosen in die Hauptstadt flüchtete die Herrschaft nach Stettin, und der Himmel weiß, wohin. Friederike schwebte meinetwillen in Todesängsten; bekam endlich einen Brief von ihrer betagten Mutter, und den Befehl, Berlin zu verlassen und zu ihr zu kommen. Sie reisete also, eine gehorsame Tochter, ab, nachdem

sie meinetwillen alle nöthigen Anzeigen hinterlassen hatte; fuhr mit Gelegenheit bis Frankfurt, und machte sich von da, weil die Franzosen alle Pferde und Wagen in Beschlag genommen, oder weil in dem Augenblick Niemand dergleichen zu einer unsichern Reise hergeben mochte, ziemlich heroisch zu Fuß auf den Weg. Müde und matt kam sie gestern Abend in das Dorf, von wo an ich die Ehre hatte, ihr Leibkutscher zu werden.

Es wird Tag.

Unterwegs — auch Liebende wollen gefrühstückt haben, und zum Wohnort von Friederikens Mutter waren es noch einige Meilen — verschwand im ersten Wirthshaus unter scharfem Scheermesser der letzte Rest meiner Generaladjutantur von der Oberlippe. Friederike kaufte mir für ihr Geld — ich weiß nicht, wie sie den Trödel auskundschaftete — bei dem Amtmann oder Schreiber einen ehrbaren Ueberrock und Hut, so, daß ich doch, ohne Aufsehen zu erregen, bei einem hübschen, wohlgekleideten Mädchen im Wagen sitzen konnte.

So fuhren wir weiter. Es war Tag geworden; auch in unserm Gemüth ward es sonnenheller Tag. Verkündet waren wir von der Kanzel, also Hochzeit mußte gemacht werden. Darüber waren wir einig. Ich sollte unterdessen nach Frankfurt am Main schreiben, um meinen Gönner wegen des Ex-Reichsgrafen und der Pfarre zu befragen. Erwählter Pfarrer war ich doch einmal, trotz dem, daß ich im französischen Bivouac, nebst den Siegesliedern, die Volution verbrannt hatte. — Friederike hatte beinahe hundert Thaler erspart; davon ließ sich anfangs das Leben fristen. Und wenn alles Unglück zusammenschlug, konnte ich ja irgendwo noch eine Winkelschule anlegen. Mit Brod und Wasser, das fühlten

wir, konnten wir glücklich ſein: nur nicht von einander getrennt, auch bei allem Ueberfluß nicht.

Indem wir uns in unſerer bittern Armuth ſelig prieſen, ſie von wohlfeilen Suppen, ich von der Einnahme eines fleißigen Schulmeiſters ſprach, ging's kling! kling! auf dem Fußboden des Wagens. — Wir ſahen hinab. Es war ein blanker Louisd'or.

„Haſt du ihn verloren?“ fragte ich Friederiken.

„Ich habe kein Gold!“ ſagte ſie.

Wir nahmen die milde Gabe, als Nachlaß meines ſeligen Employé, für meinen Kutſcherlohn.

Nach einer Weile abermals kling! kling! — wieder ein Louisd'or. — „Wahrhaftig,“ ſagte ich, „wir haben einen guten Schutzgeiſt, oder eine gütige Fee, die unſer frommes Geſpräch gehört hat.“ Ich hob auch dieſen auf, und ſah fleißig umher, ob er noch Brüder habe. Alles war leer. Es that mir leid. Bald darauf erneuerte ſich das Hexenſpiel zum dritten Mal.

„Hier iſt's nicht richtig in der Chaiſe!“ ſagte ich, und hielt die Pferde an. Es blitzte mir aus dem Spalt des Kaſtens von unſerm Wagenſitz ein viertes Goldſtück entgegen. Da war die Goldquelle entdeckt. — Ich erbrach den verſchloſſenen Sitz mit Gewalt, und fand, was ich immer für das Geräuſch und Klirren einer Kette gehalten, einen durchgeriebenen Geldſack. Andere Geldſäckchen lagen, feſter gebunden, vertraulich neben einander. Wie mein Employé zu dieſem Schatz gekommen, wußte ich nicht: ob er ihm oder Andern gehörte, galt mir gleich. Aber Friederike und ich erkannten einhellig, dieſe Summe ſei für unſere beſcheidenen Wünſche zu groß — wir könnten ſie nicht behalten. Wir legten auch die drei Louisd'or zu den andern, verwahrten das Geld beſſer, und fuhren gelaſſen davon, als hätten wir nichts gefunden.

Die alte Mutter Friederikens, entzückt uns zu umarmen, empfing uns ſegnend. Unſer Schatz ward ihr in Verwahrung gegeben; aber

ungeachtet aller Nachfragen, die ich wegen Wagen, Pferd, verlornem Geld in die öffentlichen Blätter einrücken ließ, meldete sich nach mehreren Monaten kein Mensch dazu.

So endeten meine Abenteuer. Ich war reicher, als ich es je zu werden Hoffnung haben konnte, und die schöne Friederike mein Weibchen.

Dem Berliner Freund sandte ich Entschädigung für sein Fuhrwerk, um welches mich der Herr Oberwachtmeister geprellt hatte; der Pfarrei entsagte ich, und ein erträgliches Landgut, in einer der reizendsten Gegenden, eine von jungen Linden und Kastanienbäumen umschattete Wohnung, die Raum genug für Friederiken, ihre Mutter und mich hat, umschließt mein Paradies.

Die Bohne.

Ich war in Verzweiflung — erzählte in einer Abendgesellschaft der junge Banquier Walter — neun Wochen lang hatte ich mich in Wien herumgetrieben; in allen Gesellschaften, bei allen Anläſſen, in allen Polizeibüreaux hatte ich das Fräulein von Tarnau, die Tante, die Kammerjungfer beſchrieben! keine Seele konnte mir Auskunft geben, wohin ſie gekommen. An gutem Rath fehlte es freilich nicht, denn der iſt immer wohlfeil. Man wies mich nach allen Richtungen der Windroſe hinaus, um meine Göttin zu ſehen.

Aber in Wien war ſie nicht mehr. Ungeachtet mir das im Gaſthofe, wo ſie gewohnt hatte, ſehr deutlich geſagt wurde, ungeachtet ich daſſelbe Zimmer bewohnte, welches einſt das ihrige geweſen, ſuchte ich ſie doch noch immer. Ich war in allen Kirchen und Meſſen, auf den Redouten und Bällen, in allen Schauſpielen und Luſtorten. Genug, der Liebe Mühe blieb umſonſt. Meine Heilige war verſchwunden.

So verließ ich troſtlos die Kaiſerſtadt, und kehrte im böſeſten Winterwetter nach meiner Heimath zurück.

Um Ihnen aber das ganze Seltſame meines Schickſals klar zu machen, muß ich Ihnen erzählen, wie ich das Fräulein kennen

lernte. Sie werden in meiner Geschichte viel Wundersames finden; aber in der Liebe ist Alles Roman.

Vor drei Jahren machte ich eine Geschäftsreise nach Wien. Unserm Hause drohte damals großer Verlust durch Bankozettel. Es gelang mir, das Unglück abzuwenden, und nun wollte ich von der Gelegenheit Nutzen ziehen und Wiens gesammte Herrlichkeit genießen. „Wer weiß," dachte ich, „du kommst in deinem Leben nicht wieder nach Wien!"

Meine Bekannten zogen mich in alle ihre Gesellschaften; ich ward in manchen Familienzirkel eingeführt; die Mütter empfingen mich sehr gütig, die schönen Wienerinnen meiner Bekanntschaft nicht minder. Man wußte, ich sei unvermählt, und der Name unsers Hauses war den Vätern nicht fremd. Ich galt allenthalben als der reiche Banquier, und jeder machte mich zum Herrn von Walter.

Wegen der Eigenheiten und Launen meines guten alten Vaters, dachte ich noch an kein Heirathen. Desto ungebundener flatterte ich von einer Schönheit zur andern. Sie waren mir alle lieb, aber lieben konnte und wollte ich keine.

„Das Fräulein von Tarnau wird ebenfalls erwartet!" lispelte in einer Gesellschaft einst eine ältliche Dame in meiner Nähe ihrer jungen Nachbarin zu.

„Es ist ein gutes, liebes Kind," erwiederte die Nachbarin, „sie würde noch manchmal für schön gelten können, wenn sie nicht das häßliche Gebrechen hätte."

„Ah!" sprach die ältliche Dame: „Sie meinen das Muttermaal, das sie auf der Brust, gerade unterm Hals hat? Man sagt, es gleiche einer Maus!"

„Einer Maus? Pardon, gnädige Frau, wenn's weiter nichts

wäre, hätte sie eben nicht nöthig, sich so nonnenhaft bis ans Kinn zu vermummen. Nein, es sieht vollkommen einem Kameel mit zwei Höckern, vier Füßen und langem Halse ähnlich."

„Glauben Sie das nicht!" sprach eine Dritte, welche sich nun in das Gespräch mischte: „Ich weiß die Sache genau. Es ist ein Muttermaal von ganz eigener Art, von ungeheurer Größe. Der ganze Busen ist schwarzgrau, wie Kaffee! und hinauf bis zum Halse, denken Sie nur, ich bitte Sie um Gottes willen, hinauf bis zum Halse mit dünnen, weißen Haaren bewachsen!"

„Ei, das ist entsetzlich!" rief die alte Dame.

„Ja, wenn mir solch ein Unglück zugewachsen wäre," sagte eine der beiden Jüngern, und schlug die Augen sittsam zu ihrem Busen nieder, um welchen, wie ein Nebel um Schnee, eine zarte Gaze spielte: „Ich glaube wahrhaftig, ich lebte nicht mehr."

Jetzt mengten sich auch Andere in das Gespräch; Jeder bestätigte die Geschichte; aber Alle bedauerten das Fräulein von Tarnau wegen dieses Uebels.

Die Thür öffnete sich. Das Fräulein von Tarnau und ihre Tante traten herein.

Das Fräulein, wäre es mir nicht auch schon durch jene Unterhaltung merkwürdig geworden, hätte mich durch seine Schönheit und Grazie überraschen müssen. Ein Ideal, wie wir es zuweilen in den Bildern von Angelika Kaufmann bewundern, ein — nein, lächeln Sie nicht; ich war damals noch nicht verliebt; jetzt bin ich vermählt; also ist Wahrheit in meinem Munde.

Genug, die schöne Tarnau eroberte Blicke und Herzen aller Männer; alle nahten sich ihr mit einer durch süßes Mitleiden erhöhten Theilnahme. Aber ihre Brust war undurchdringlich verschleiert bis unter den Hals. Eben das erinnerte unaufhörlich diesen an die Maus, jenen ans Kameel. „Ach!" dachte Jeder im Stillen: „warum war das Schicksal so grausam, und entstellte das

reizendste Geschöpf unter der Sonne auf so empfindliche Art!" — Und, ich läugne es nicht, ich dachte es auch.

Ich bin von Natur nicht neugierig, aber den Abend plagte mich diese Sünde, wie noch nie. Auch der schönste Busen war mir gleichgültig; aber der häßlichste des liebenswürdigsten Mädchens zog meine Blicke an. Unaufhörlich schwärmten meine Augen um die Falten des dichten Schleiers; ich wiederholte die Entdeckungsreise von Viertelstunde zu Viertelstunde; ich fand immer Gelegenheit, der holden Unglücklichen am nächsten zu stehen. Umsonst!

Man tanzte. Schon standen mehrere Paare bereit; die schöne Tarnau blieb unaufgefordert. — Was doch die Einbildung thut! — Ich forderte sie auf; sie gab mir die Hand. Nun blieb ich den ganzen Abend ihr Tänzer.

Sie schwebte so leicht um mich her, wie eine von Titania's Elfen, und in allen ihren Bewegungen, ihrem Lächeln, ihren Blicken, ihren Worten voll so unaussprechlicher Anmuth — ach, Schade um das Meisterstück der Natur, die ihr herrlichstes Werk in unbarmherziger Laune verdarb!

Man schied spät aus einander. Die schöne Unglückliche hatte mich entzückt. Sie war so harmlos und selig und unbefangen — ach, sie wußte zum Glück nicht, was ich schon wußte, und was Alle wußten! Desto besser für sie. Ich war nicht Phantast genug, um mich auf der Stelle zu verlieben, wiewohl sie es werth gewesen wäre. Allein, das gestehe ich gern, noch nie hatte mich ein weibliches Wesen in solchem Grade für sich eingenommen. Ein inniges Mitleiden bewegte mein Herz. Und solch ein Engel verdiente doch wohl ein wenig Mitleiden!

Vermuthlich hätte ich sie schon den ersten Tag vergessen — vergessen? nein, das möchte ich doch nicht sagen; denn an eines der bizarrsten Spiele der Natur, wo der Zauber des Schönen mit dem Häßlichsten alles Häßlichen vermischt war, denkt man wohl

noch. Aber als ich von einem Gang zurückkam, und die Treppen meines Gasthofs hinaufging, kam mir die Tante mit dem Fräulein sehr unvermuthet von oben herab entgegen.

Natürlich, man blieb stehen. Man fragte sich gegenseitig um das Befinden seit gestern. Wir wunderten uns, mit einander unter gleichem Dache gewohnt zu haben, ohne es zu wissen. Ich äußerte darüber mein Vergnügen, und bat um die Erlaubniß, die Damen in gelegenen Stunden auf ihrem Zimmer sehen zu dürfen. Bei diesem Worte *sehen* sah ich wirklich — denn meine Neugier regte sich wieder — nach den Gegenden des häßlichen Muttermaals. Aber ein dicker Shawl, sorgfältig unterm Kinn mit einer Nadel zusammengeheftet, umschlang des Fräuleins Brust und Schultern; d'rum blickte ich lieber in das himmlisch schöne Gesicht hinauf.

Sie gingen die Treppen hinab, ich schnell in mein Zimmer, um noch zum Fenster hinaus die schlanke Gestalt zu sehen. Sie stiegen in einen Wagen und fuhren davon. „Ach," seufzte ich: „Jammerschade, daß solch ein Engel so widerlich verunstaltet sein muß!"

Was mir erlaubt war, unterließ ich auch nicht. Ich machte von Zeit zu Zeit den Damen einen Besuch. Sie waren fremd in Wien, wie ich, und nur durch ein Augsburger Haus, von dem sie Wechsel hatten, an meinen Bekannten empfohlen, bei dem ich sie vorigen Abend kennen gelernt hatte.

Ich führte die Hausgenossinnen in den Prater, ins Schauspiel, und wo es etwas zu sehen gab. Die schöne *Josephine* — ich will das Fräulein nennen, wie die Tante sie nannte — entfaltete der schönen Eigenschaften des Herzens und Geistes immer mehr, je bekannter sie mit mir ward. Aber das entging mir nicht! je länger unsere Bekanntschaft dauerte, je vorsichtiger verhüllte sie die traurig verunstaltete Brust. Josephine war das vollkommenste weibliche Wesen, das ich in meinem Leben gesehen; aber ganz vollkommen darf doch unterm Monde nichts sein!

Weil wir uns täglich sahen, wurden wir täglich vertrauter. Es war zuletzt, als gehörte ich ganz zu ihnen. Die Tante behandelte mich mit jener Vertrautheit, die man auf Reisen so leicht zu einander gewinnt. In Josephinens Aeußerungen schien ich milde Spuren der Freundschaft zu finden. War ich einmal durch Geschäfte verhindert, bei den Damen zur bestimmten Zeit zu erscheinen, so mußte ich sogar kleine Vorwürfe hören, und wenn mich dann Josephine starr und schweigend eine Zeit lang ansah, als wollte sie mein ganzes Wesen durchschauen und fragen: wer bist du? — ach, ich weiß nicht, wie mir ward!

Und zuletzt hinderten mich keine Geschäfte mehr. Ich erschien mit dem Glockenschlag.

Allein der Himmel dauerte nicht lange. Ich erhielt einen Brief von Hause. Meinen guten Vater hatte der Schlag gerührt; er sehnte sich nach mir. Ich sollte eilen, wenn ich ihn in dieser Welt noch einmal umarmen wollte.

Der Brief kam des Morgens. In einer halben Stunde war gepackt; die Post vor dem Gasthof. Ich war vor Schrecken wie von Sinnen. Mein Bedienter meldete, Alles sei berichtigt; ich könne einsteigen. Ich ging wie ein Träumender zur Straße hinab, dachte an keinen Abschied von den Hausgenossinnen, und eben wollte man mich in den Wagen heben, als eine Stimme von oben herab rief: „Wo wollen Sie hin?“

Das war Josephinens süße Stimme. Ich blickte hinauf; sie lag am Fenster, und wiederholte die Frage. Meine Besinnung kehrte zurück. Ich flog wieder in den Gasthof, die Treppen hinauf, um wenigstens zu thun, was Höflichkeit und Freundschaft befahl.

Ich klopfte an. Die Thür sprang auf. Josephine, noch im einfachen Morgenkleide, trat mir zuerst entgegen, und dann mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schreckens einen Schritt zurück.

„Mein Gott!“ rief sie, „was fehlt Ihnen? was ist Ihnen begegnet? Wie sind Sie so bleich und entstellt!“

Indem sie das mit heftiger Bewegung sprach, und ihre Hand ausstreckte, die meinige zu ergreifen, fiel ihr Kaschmirshawl, den sie nur leicht umgeworfen hatte, vorn auseinander. Und — mögen mir's die Manen meines guten Vaters verzeihen — aber die Neugier ist eine der zudringlichsten Sünden! — Ich vergaß Reise, Schlagfluß und Extrapost, und hatte nur Augen für das geoffenbarte Geheimniß von Josephinens Brust.

Denken Sie sich mein Erstaunen! — Ich sah eine Brust hell und weiß wie Elfenbein, und zwei Zoll tief unter dem Grübchen des alabasternen Halses, das berüchtigte Muttermaal. Aber es war keine Maus, kein Kameel, sondern ein dunkelbrauner Fleck der Haut von der Größe und selbst von der Gestalt einer Bohne. Man hätte schwören mögen, es liege da eine Schminkbohne von bräunlicher Farbe auf dem blendenden Schnee.

Zwar zog Josephine, erröthend und schnell genug, den Shawl wieder zusammen — aber sprechen konnte ich nun doch nicht. War es der Schlagfluß, war es die Bohne, genug, ich stand betäubt da, wie eine Bildsäule.

„Um des Himmels willen!“ rief die Tante: „sagen Sie doch, was ist Ihnen geschehen? Haben Sie ein Unglück gehabt?“

„Meinen Vater hat der Schlag gerührt — er ringt mit dem Tode — ich muß Sie verlassen.“

Das war Alles, was ich endlich hervorbringen konnte. Ich küßte den Damen die Hände, und nahm Abschied. Bei diesem Abschied hielt Josephine einen Augenblick lang — aber es war auch nur einen Augenblick! — meine Hand krampfhaft in der ihrigen geschlossen. Ihr Gesicht schien mir blässer und ihr Auge naß. Aber vielleicht war dem auch nicht so; denn ich sah fast nichts; es dämmerte Alles schattenhaft vor meinen Blicken.

Im Wagen war Alles vergessen, nur nicht meines guten Vaters Todeskampf. Ich fuhr Tag und Nacht; ich lebte, wie im Fieber. Die Tage meiner Reise waren die fürchterlichsten meines Lebens. Nur in den verworrenen Träumen, die mich umgaukelten, hatte ich dann und wann noch einen frohen Augenblick; nur dann und wann zeigte mir Morpheus oder das Fieber auch die dunkle Bohne im Schnee.

Als der Wagen endlich vor dem väterlichen Hause still hielt, traten mir einige meiner Verwandten entgegen, alle in schwarzen Trauerkleidern. Es war geschehen. Mein Vater hatte die Welt verlassen; seine Asche ruhte im Grabe.

Ich will hier nicht sagen, wie gewaltig mein Schmerz war. Ich liebte meinen Vater, auch bei allen seinen Launen, mit der dankbarsten, kindlichsten Zärtlichkeit. Schrecken, Kummer und die Anstrengungen der Reise warfen meine Gesundheit nieder. Ich fiel in ein hitziges Fieber, und das war mir Wohlthat; denn ich vergaß Alles. Ein Vierteljahr lang verließ ich das Krankenlager nicht. Und da ich genas, und die Welt und die Vergangenheit wieder, wie aus zerfließenden Nebeln, vor mein Bewußtsein trat, war ich so gelassen, so kalt, als wäre nichts vorgegangen, als hätte ich meine Gefühle alle eingebüßt.

Durch des Vaters plötzlichen Hintritt und durch die lange Dauer der Krankheit waren die Geschäfte meines Hauses in einige Verwirrung gerathen. Ein Glück für mich! Da gab es der Arbeit vollauf und Zerstreuung genug!

Doch binnen Jahr und Tag war Alles geordnet; ich der Herr meines Hauses. Und wie der schwarze Krepp von Arm und Hut verschwand, nahten sich Vettern, Tanten und Basen mit Hochzeitsplanen. Solche Ausbrüche vetterlicher und häslicher Fürsorge sind so unvermeidliche Wirkungen der Nothwendigkeit, als Geburt und Tod. Ich ließ den Projektmachern ihren Lauf, und bekümmerte

mich nicht viel um ihre Rathen und Thaten. Kein Vetter, keine Tante, Hymens allzeitfertige Diener, vermögen so viel, als ein einziges, artiges Mädchen allein und zur rechten Stunde. Aber in unserer ganzen Stadt und Nachbarschaft war kein artiges Mädchen — nein, das wäre Verleumdung, allein die magische Stunde fehlte!

Jedessen brachte mich doch das beständige Fragen und Antworten zum Nachdenken. Ich bemerkte wirklich, daß ich allein war; daß mir etwas fehlte. Mein Haus war, seit des Vaters Tode, eine wahre Einöde geworden. Und doch kannte ich unter den zehntausend Jungfrauen, die ich je gesehen, keine, mit der ich mein Leben und meine Wüste hätte theilen mögen.

Da fiel mir, ich weiß nicht wie? — denn das war eine längst vergessene Geschichte — mein Aufenthalt in Wien und die schöne Tarnau ein. Zum Glück war ich auf meinem Zimmer einzig, denn ich glaube, daß ich bei der Erinnerung feuerroth geworden bin; wenigstens sprang ich plötzlich vom Sofa auf, streckte in heftiger Gemüthsbewegung die Arme weit durch die Luft aus, als wollte ich das Götterbild damit umfangen, und seufzte — ich rief mit Entzücken, mit Schmerz, mit Sehnsucht und Verzagen: „Josephine! Josephine!“

Das, glaube ich, war die magische Stunde. — — Mein Unheil zu vergrößern, ließ mich in der folgenden Nacht der Gott der Träume die Bohne im Schnee sehen. Josephine war schön genug für mich; aber die kupplerische Einbildung verklärte sie nun mit überirdischer Herrlichkeit. — Lache Keiner! Ich hatte mich nüchtern zu Bette gelegt, und stand, von der gewaltigen Leidenschaft berauscht, am andern Morgen auf.

Nun erst war mein Haus öde und wüst, wie das alte Chaos der Schöpfung gewesen sein mag. Ich suchte Josephinen überall, ich sah sie überall. Ich dachte sie mir als mein Weib, bald dort

mit kleiner häuslicher Arbeit am hohen Fensterſitz, bald dort am Klavier, und mich hinter ihr horchend; bald neben mir im Sofa am kleinen runden Tiſch beim Frühſtück. Alle ihre unbeſchreibliche Anmuth, ihr Lächeln, ihr Blick, ihr Nachtigallenton wirkte in dieſen Verblendungen noch unendlich ſchöner. Ich blieb meiner nicht mächtig, ich war in einem Strom von Empfindungen aller Art aufgelöst; bald hätte ich im Uebermaß der Seligkeit, die ich mir träumte, jauchzen, bald vor Schmerz weinen mögen, wenn ich mir Joſephinen dachte, wie ſie mich vielleicht verwerfen könnte. Ich mag aber auch mitunter wirklich gejauchzt und geweint haben, denn ich glich einem wahnſinnigen Träumer, der nur unter ſeinen Idealen daheim, und für die Außenwelt taub und blind iſt.

Der Zuſtand war mir ſelbſt unerträglich. Ich richtete meine Geſchäfte ein, ließ die Poſtpferde beſtellen, und flog in meinem Wagen nach Wien.

Freilich kamen mir unterwegs dann und wann ſehr nüchterne Ueberlegungen. Was kann ſich nicht in ſechszehn Monaten alles geändert haben! dachte ich. Vielleicht liebt ſie einen Andern. Vielleicht iſt ſie ſchon vermählt. Sie hat nicht über ſich allein zu verfügen, ſie iſt jung, hat Aeltern, Verwandte, und dieſe haben Rückſichten, auf die unſereins nicht immer ſieht; ſie iſt vom Adelſtande.

Ich beſann mich dann wohl noch auf das ehemalige freundſchaftliche Verhältniß, tröſtete mich durch die Erinnerung an ihr blaſſes Geſicht, an ihr bethräntes Auge, an ihren innigen, unwillkürlichen Händedruck beim Abſchiede. Aus Allem leitete ich Beweiſe von Joſephinens Empfindungen für mich, ſogar Beweiſe von Liebe, ungeachtet ſich jene Erſcheinungen auch wohl anders erklären ließen. Aber um nicht zu verzweifeln, mußte ich mich überreden, ich ſei dem Fräulein von Tarnau nicht gleichgültig geweſen. Lieber kein Leben, als ein Leben ohne ſie; lieber Wahnſinn und glücklich, als Wahrheit und elend!

Unter ſolchen Empfindungen und Ueberlegungen kam ich wieder in Wien an. Erſt als ich in der Ferne die Thürme vor mir ſah, fiel mir ein, daß ich, der alle Möglichkeiten berechnet hatte, doch die einzige nicht in Erwägung genommen: Joſephine ſei vor einem Jahre eine Fremde geweſen, wie ich, und ſchwerlich noch da.

Wie mir's in Wien ging, habe ich gleich anfangs erzählt. Das Fräulein von Tarnau war verſchwunden. Der Gaſthof hatte einen neuen Herrn bekommen; da konnte mir kein Menſch rathen. Alle meine Bekannten wußten ſo wenig von ihr, und wohin ſie gereiſet, als ich. Man ſchrieb, mir zu Gefallen, nach Augsburg, von wo ſie oder ihre Tante Wechſel und Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte. Aber der Augsburger Korreſpondent war in der Zeit geſtorben, und ſeine Erben konnten von keinem Fräulein von Tarnau Auskunft geben.

Genug, ich war in Verzweiflung. Am unbarmherzigſten zürnte ich gegen mich ſelbſt. Denn war's nicht meine Schuld, daß ich bei meinem erſten Aufenthalt in Wien ſo unverzeihlich nachläſſig geweſen, und mich um nichts bekümmert hatte, was ſie, ihre Familie, ihren Wohnort betraf? Freilich, damals dachte ich auch noch nicht daran, daß ich mich fünf Vierteljahre nachher in ſie verlieben würde.

Was mich in meinen Schmerzen am meiſten erquickte, meine Leidenſchaft aber nur gewaltiger anfachte, waren ihre Zimmer. Dieſe bewohnte ich nun. Ich fand da noch die gleichen Möbeln: den gleichen Stuhl, auf dem ſie geſeſſen; den gleichen Tiſch, an dem ſie geſchrieben hatte. Alles Vergangene lebte ſo hell, ſo gegenwärtig um mich, daß ich zuweilen erſchrocken von meinem Sitze auffuhr, wenn etwas an der Stubenthür vorüberrauſchte, und ich meinte, ſie werde es ſein, und mit der Tante hereintreten.

Im Zimmer selbst blieb nichts ununtersucht, denn ich hoffte noch irgend eine Spur von ihr zu entdecken. Zwanzigmal musterte ich die Wände vom Boden zur Decke, um unter den Inschriften vieler Reisenden vielleicht auch ihren Namen, eine Anzeige ihres Vaterlandes zu finden. Alles umsonst.

Seltsam — aber unbedeutend genug, gleich den ersten Tag, da ich das Zimmer bezog, fand ich in einem Ziehkästchen des Schreibtisches — lache nur Niemand! — eine schöne, glänzende braune Bohne. Man weiß, welch' ein heiliges Symbol mir diese Frucht geworden war. Und nun gar ein Fund in Josephinens Zimmer! — Ich hob die Bohne sorgfältig auf. Und als ich nun die beste Hoffnung aufgab, die Liebenswürdige je wieder unterm Monde zu finden, nahm ich die Bohne, trug sie zu einem Juwelier, ließ sie in Gold fassen, um sie beständig an seidener Schnur auf meiner Brust zu tragen, als Andenken an die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, als ewige Erinnerung an meinen — tragischen Roman.

So schied ich aus Wien. Ich war sehr unglücklich, sehr trostlos. Ich schwor, mich nie zu vermählen. Ach, man schwört in der Uebereilung mancherlei!

Ich kam mir in meinem Vaterstädtchen wie ein Wittwer vor; alle Mädchen schienen mir unerträglich, fade und alltäglich; ich vergrub mich in Geschäften; zerstreute mich mit gewagten Unternehmungen; sah keine Gesellschaften; mied allen Umgang. Nur Josephinens Bild schwebte beständig, wie ein Engel, um mich her, und die Bohne auf meiner Brust war mir ein so liebes Eigenthum, als hätte ich das Kleinod von ihrer eigenen Hand empfangen. Man gönne doch dem Unglücklichen seine Träume! Ich bildete mir zuletzt selber ein, die schöne Tarnau habe die Bohne eigenhändig in das Ziehkästchen des Schreibtisches gelegt. Ein beseligender

Wahnſinn iſt am Ende ſo gut, wie alle Philoſophie, durch welche man ſich ſelig machen möchte.

Mein Aeußeres muß freilich nicht ſo viel Seligkeit haben vermuthen laſſen; denn Alle hielten mich für melancholiſch, krank und dem Untergange nahe. Vettern und Baſen beſtürmten mich mit Bitten, Einladungen, Zerſtreuungen; ſogar Doktoren wurden mir ins Haus geſchickt. Ich mochte von Allem nichts.

Um aber die Quäler los zu werden, und zu zeigen, daß ich noch ſei, wie ein anderer Menſch, ließ ich mir's gefallen, dann und wann in der Woche eine der Abendgeſellſchaften meiner Freunde zu beſuchen.

So nahm ich einſt auch die Einladung des Juſtizraths Hildebrand an. Nun werden Sie die wunderbare Kataſtrophe meines Lebens hören.

Ich fuhr etwas ſpät zum Juſtizrath; Geſchäfte hatten mich aufgehalten. Schon war die Geſellſchaft mir bekannt, mit Ausnahme eines Einzigen, der mir als Oberſtlieutenant in ruſſiſchen Dienſten, und ſeit Kurzem Beſitzer des Prieſtiſchen Gutes, anderthalb Stunden von unſerer Stadt gelegen, vorgeſtellt ward. Ich hörte wenig auf das; machte mein ſtummes Kompliment, legte den Hut ab und ſetzte mich. Man war geſprächig, mir deſto lieber, denn ich hatte keine ſonderliche Luſt zu plaudern.

Der ruſſiſche Oberſtlieutenant, ein großer, ſtarker Mann, von angenehmer, Ehrfurcht erregender Bildung, ſchon über die Sechszig hinaus, aber noch voller Feuer, beſchäftigte meine Aufmerkſamkeit am meiſten. Er trug einen Orden im Knopfloch; auf Stirn und Wange ein paar Narben. Seine Stimme war ſehr laut und gebieteriſch; man merkte ihm den kommandirenden Offizier an. Die Rede war bald von Perſien, bald von der Moldau. Der Oberſt-

Lieutenant hatte da Feldzüge mitgemacht; man ließ ſich gern von ihm erzählen, und er erzählte gut.

Nach dem Nachteſſen ließ der Juſtizrath Punſch herumgehen bei Tiſch: Die Unterhaltung war indeſſen lebhafter geworden. Der alte Offizier ſprach von einer Schlacht, und wie er, an einer Bruſtwunde verblutet, vom Pferde geſunken und von den Türken gefangen genommen worden wäre. In der Lebhaftigkeit ſeines Vortrages riß er die Weſte von einander, ſeine Bruſtwunde zu zeigen; da bemerkte man, daß er an ſeidener Schnur eine kleine goldene Kapſel auf der Bruſt trug. Er ſelbſt nahm die Schnur hervor und rief: „Alles raubten mir die Janitſcharen, nur dies Juwel, das Köſtlichſte meiner Beſitzungen, rettete ich!“

Natürlich, Jeder glaubte, es ſei ein Diamant von ſeltener Größe, oder eine Perle von ungeheuerm Werth darin; eine Beute aus dem Orient.

„Ach, nicht doch!“ rief der Oberſtlieutenant: „es iſt nur eine Bohne!“

„Eine Bohne?“ ſchrien Alle.

Ich ward feuerroth, glaube ich, oder todtenblaß, oder abwechſelnd eins um das andere; denn ich wußte mich vor Schrecken kaum zu faſſen. „Wie kommt der Mann zu einer Bohne, die er, als ein Heiligthum, in Gold gefaßt, an ſeidener Schnur auf ſeiner Bruſt trägt, gerade wie ich? — Denke ſich Jeder in meine Lage, und wie mir zu Muthe ſein mußte. Gern hätte ich erfahren, warum er die Bohne trüge, aber ich war wie gelähmt. Ich konnte keine Silbe hervorbringen. Ich ſtürzte ein Glas Punſch hinunter, um mir Muth zu der Frage zu machen. Ehe ich ſie aber that, war ſie ſchon von allen Anweſenden gethan.

„Das will ich Ihnen wohl ſagen!“ ſprach der alte Offizier, und ſtopfte ſeine Pfeife: „Aber ich fürchte, die Geſchichte iſt Ihnen nicht intereſſant genug. Laden Sie Ihre Pfeifen, meine Herren.“

Jeder gehorchte, sogar ich, der sonst nicht raucht. Doch nahm ich die kalte Pfeife an die Lippen, aus bloßer Furcht, der Oberstlieutenant möchte nicht erzählen, wenn er mich ohne das beliebte Instrument sähe.

Meine Herren, ich war im fünfzehnten Jahre Kadet, im zwanzigsten Lieutenant, sagte der alte Herr. — Aber im fünfundzwanzigsten Jahr ist man noch weit mehr, als nur Lieutenant. Man ist ein Gott, nota bene! wenn man verliebt ist. Und das war ich.

Unser Oberst hatte eine Tochter, das schönste, geistvollste Mädchen im ganzen Königreich, und ich hatte, nebst zwei gesunden Augen, ein extragesundes Herz. Daraus erklär' ich Alles. Die junge Gräfin von Oberndorf — ich aber nannte sie in der Stille lieber bei ihrem Taufnamen Sophie, denn ich war, nota bene! kein Graf — also Sophie war sechszehn Jahre alt, und, wie gesagt, ich fünfundzwanzig. Sie werden ohne Mühe begreifen, was daraus für Unheil entstehen mußte. Es war ganz unvermeidlich, sage ich Ihnen. Jeder von Ihnen sieht das gewiß ein; aber der Herr Oberst, der sonst in Regimentssachen einen Sperberblick hatte, sah das gar nicht; doch, nota bene! meine Liebe war halter auch nicht Regimentssache.

Uebrigens galt ich viel bei ihm; er hatte mich lieb, wie einen Sohn; er hatte meine Aeltern gekannt, die nun todt waren. Er vertrat bei mir Vaterstelle, und ich wäre um Alles in der Welt gern sein Sohn gewesen. Aber daran durfte nicht gedacht werden. Er war Oberst, ich Lieutenant; er Graf, ich nicht; er reich, wie ein Crösus, ich blutarm. Nun wissen Sie Alles. Der Abstand unter uns war zu groß.

Die Gräfin Sophie nahm es mit Titel, Armuth und Lieutenantsstelle nicht halb so genau, als der alte Kriegsheld; allein sie war auch in vielen Stücken klüger, als er.

Ich bemerkte zwar, daß sie gegen mich freundlicher, als gegen jeden andern Offizier war; daß sie sich mit mir am liebsten unterhielt; mit mir am liebsten tanzte; im Sommer mit mir am liebsten im Garten ging, und sich im Winter von mir am liebsten im Schlitten fahren ließ — daraus konnte ich indessen noch nicht schließen, ob sie mich liebe. Aber daß ich sie liebte, anbetete, vergötterte, das wußte ich nur zu wohl.

Tausendmal wollte ich ihr Alles bekennen, war ich im Begriff zu ihren Füßen hinzusinken — aber, lieber Gott, ich bin seitdem, weiß nicht wie oft, mit leichterm Herzen nebst meinem Bataillon gegen Batterien Sturm gelaufen, als damals der herrlichen Sophie nur einen Schritt näher. Es ging nicht, sage ich.

Doch, ich will Sie mit meinen Liebes- und Leidensgeschichten nicht lange aufhalten, sondern gleich die Hauptsache erzählen.

Ich mußte eines Abends dem Herrn Obersten Rapport bringen. Er war nicht zu Hause; das war halter kein großes Unglück; denn Gräfin Sophie saß allein im Zimmer, und erlaubte mir, den Vater bei ihr zu erwarten.

Gar wunderlich ging es uns. Trafen wir in größern Gesellschaften zusammen, so konnten wir des Plauderns nie ein Ende finden; waren wir hingegen allein, was man nennt, unter vier Augen, so wußten wir nichts zu sagen. Ach, wir wußten es wohl, aber, nota bene! wir konnten es nur nicht sagen! — Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Ihnen in Ihren jüngern Jahren je so fatal gegangen ist.

Vor der jungen Gräfin lag auf dem Tische, zwischen den brennenden Kerzen, ein umgelegtes Damenbrett. Man nannte das Ding ein Mühlenspiel; dabei lagen eben so viele weiße, als bunte Bohnen, mit denen man auf dem Spielbrett Plätze zu bezeichnen hat.

Nach einer langen Pause in unserm Gespräch — doch dergleichen

Pausen waren, nota bene! nichts weniger als langweilig — invitirte mich die Gräfin zum Spiel. Sie gab mir die bunten Bohnen und behielt die weißen. Sie gebührten ihr schon der Unschuldsfarbe wegen. Wir spielten. Ihre Mühle war jeden Augenblick voll. Das konnte nicht fehlen, es müßte unter uns Zank geben; und ich zankte gern mit ihr, denn im Zank konnte ich ihr so manches sagen, was ich bei ruhigem Blute ihr nie zu sagen den Muth gehabt hätte.

Nun war's, als wären wir in großer Gesellschaft, das heißt, wir plauderten um die Wette. Gräfin Sophie hatte Geist und Witz; sie lachte, neckte mich, und trieb mich mit ihren Einfällen so in die Enge, daß ich in der Verzweiflung nicht wußte, was antworten? Ich nahm in der Erbitterung eine meiner braunen Bohnen, und um die schöne Spötterin zu strafen, die mich so schelmisch triumphirend anlächelte, warf ich ihr die Bohne zu. Die Bohne flog im Bogenwurf und bedrohte das feine Näschen meiner Gegnerin; aber wie sie den schönen Kopf zurückbog, um der leichten Bombe auszuweichen — ach! fiel mein Geschoß durch die Falten ihres Halstuchs hinab zum Busen. Zum Glück war's kein Pfeil.

Und doch erschrak ich, und Alles glühte in mir vor Angst. Sophie ward roth und senkte ihre Augen schamhaft nieder. Nun waren Scherz und Spiel und Zank vorbei. Ich konnte nicht reden, und sie war stumm. Ich mußte fürchten, durch meine Unart ihren Zorn verdient zu haben. Ich blickte schüchtern zu ihr hinüber; sie sah auf und gab mir einen etwas düstern Blick. — Das konnte ich nicht ertragen. Ich stand auf; ich bog meine Knie vor der Angebeteten, drückte ihre Hand an meine Lippen, und flehte Verzeihung. Sie antwortete keine Silbe, aber doch entzog sie mir die Hand nicht.

„O Gräfin, o theure Sophie! zürnen Sie mir nicht. Ich würde sterben," rief ich, „wenn Sie mir böse wären. Denn nur für

Sie, nur durch Sie lebe ich. Ohne Sie ist mein Dasein nichts werth. Sie sind meine Seele, mein Himmel, mein Alles."

Genug, ein Wort gab das andere. Ich erzählte ihr mit Thränen im Auge so viel, und sie, mit Thränen im Auge, hörte so viel! Ich bat um Antwort und ließ ihr doch keine Zeit zur Antwort, und nota bene! der Herr Oberst stand drei Schritte vor uns im Zimmer, ohne daß Sophie, noch ich, ihn gehört oder gesehen hatten, wie er hereintrat. Ich glaube, der muß wie ein Gespenst geschlichen sein. Gott habe ihn selig! er ist jetzt im Paradiese.

Sehr überraschend kam uns daher das Donnerwetter seiner fürchterlichen Stimme, mit der er uns Unglücklichen eine ganze Reihe alter und neuer Regimentsflüche zuschnob. Ich sprang auf, ihm entgegen. Sophie, ohne die Besinnung zu verlieren, desgleichen. Wir wollten uns entschuldigen, wenn da was zu entschuldigen war. Er aber ließ uns nicht zur Sprache kommen.

„Schweigt!" rief er mit einer Gewalt, als hätte er, statt mit zwei Sündern, mit zwei Regimentern Kavallerie zu verhandeln: „Du, Sophie, verreisest morgen. — Sie, Herr Lieutenant, fordern Ihren Abschied, oder verlassen die Provinz, oder sind des Todes."

Damit drehte sich der Oberst um, und verließ hastig das Zimmer. Ich gestehe, des Mannes Klugheit mitten in seinem Ungestüm verdient Bewunderung. Denn ich halte es für sehr klug, daß er uns allein ließ, wir hatten uns noch viel zu sagen.

Gräfin Sophie stand mitten im Zimmer da, das schöne Haupt auf die Brust niedergesenkt, die Hände schlaff vor sich hingefaltet, wie eine Bildsäule.

„O Sophie!" sagte ich, und stürzte zu ihr, umschlang sie mit meinen Armen und drückte sie mit Inbrunst an mein Herz: „Sophie, nun verliere ich Sie auf ewig!"

„Nein," erwiederte sie fest: „nicht auf ewig. So lange ich

athme, bleibt Ihr Andenken in meinem Herzen.“ Und dies sagte sie mit einem Tone – o! mit einer Stimme, die mir tief durch alle Nerven bebte.

„Bin ich Ihnen etwas werth, Sophie?“ fragte ich leise, und drückte meine glühende Lippe auf ihren Rosenmund. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, aber erwiederte meinen Kuß, und ich verlor die Erde unter den Füßen; meine Seele hatte keinen Leib mehr; ich berührte die Sterne; ich wußte nun von der Seligkeit der Seraffim.

Sie weinte. Ihr Schluchzen erweckte mich.

„O Sophie,“ rief ich, sank zu ihren Füßen und umarmte ihre Knie: „Ich schwöre es dir: Dir gehöre ich allein, so lange ich athme, und wohin mich auch mein Schicksal verschlagen mag!“

Nun entstand Todtenstille — unsere Seelen schworen zusammen. Plötzlich fiel etwas auf den Boden nieder. Es war die unglückselige Bohne, welche an allen unsern Leiden schuld gewesen. Ich nahm sie, stand auf, und hielt sie Sophien mit den Worten vor: „Dies ist das Werk der Vorsehung! Ich behalte sie zum Andenken dieses Abends.“

Die Gräfin schloß mich mit Heftigkeit in die Arme; ihre Augen glänzten schöner. „Ja, es ist eine Vorsehung!“ lispelte sie, wandte sich ab und ging in ein Nebenzimmer.

Am folgenden Morgen, oder vielmehr schon in der Nacht war sie verreiset. Der Oberst behandelte mich auf der Parade mit verächtlicher Kälte. Ich kam um Entlassung ein, erhielt sie, und nun reisete ich ab. Wohin? war mir gleichgültig. Freunde gaben mir Empfehlungen nach Petersburg und versorgten mich mit Reisegeld.

„Es ist halter eine Vorsehung!“ dachte ich, und reisete dem rauhen Norden zu. Sophie war mir auf immer verloren; nichts hatte ich mehr von ihr, als die schmerzliche Erinnerung, und — die verhängnißvolle Bohne. Diese ließ ich zu Königsberg in

Gold fassen, und so trage ich sie nun seit zweiundvierzig Jahren getreu auf meiner Brust.

Die erhaltenen Empfehlungen gewannen mir bald eine Oberlieutenantsstelle. Das Leben war mir ziemlich gleichgültig, darum war ich ziemlich tapfer. Ich schlug mich in Asien und Europa herum; bekam Beute, Ehre, Orden, und was sich der Soldat sonst wünscht. Nach etlichen und zwanzig Jahren hatte ich's endlich bis zum Oberstlieutenant gebracht. Ich war dabei alt geworden, meine Jünglingshistorien waren halter vergessen, nota bene! aber die Bohne blieb mir nicht minder lieb.

Als ich in der Schlacht bei Kiburn im Liman Anno achtundachtzig von den Janitscharen gefangen ward — es war ein heißer Tag, der Prinz von Nassau machte seine Sache gut! — da plünderten mich die Janitscharen rein aus; aber die heilige Bohne fanden sie doch nicht. Sie war auch vom Blut meiner Brustwunde ganz gebadet. Da dachte ich zu sterben. Ich ward von den Ungläubigen zwei Tage lang herumgeschleppt, aber immer von unserer Reiterei verfolgt, ließen sie mich zuletzt halbtodt auf freiem Felde liegen. Da fanden mich unsere Leute. Sie erbarmten sich mein. Ich kam ins Lazareth, und mußte, um mich wieder ganz herzustellen, an der Spitze eines Transports nach Moskau zurück.

Die Ruhe gefiel mir wohl. Ich hatte zu leben, und darum ward mir auch das Leben lieb. Nach zwanzig Jahren Dienst und sieben ehrenvollen Wunden konnte ich auf ehrenvolle Entlassung hoffen. Ich empfing sie, mit Pension. Das war mir recht, nota bene! aber nicht lange. Moskau ist eine behagliche Stadt, aber Unsereinem, der kein Kaufmann ist, doch langweilig. Petersburg ist eine schöne Stadt, aber all' ihre Pracht war doch nicht reizend genug, um mich des Städtchens vergessen zu lassen, wo ich mit dem Obersten von Oberndorf, und, nota bene! mit Sophien vor zwanzig Jahren in Garnison gewesen war.

Zu versäumen hatte ich nichts. „Willst doch das Städtchen einmal wieder sehen, und, wenn's sein kann, auch die Geliebte deiner Jugend, die nun entweder Großmama oder — todt ist. Lieber Gott, es wird sich indessen Vieles geändert haben!“ dachte ich.

Die Pässe kamen an, und ich reisete ab, sah mich fein um in allen Städten, denn ich hatte nichts zu eilen, und also gelangte ich auch zu unserm ehemaligen Garnisonsstädtchen.

Lieber Gott, als ich nun den schwarzen spitzigen Kirchthurm mit vergoldetem Knopf hinter den vielen Gärten und Obstbäumen hervorsteigen sah, wie klopfte mir da das Herz! aber, nota bene! nicht des Kirchthurms wegen, sondern ich dachte an Sophien, und daß wohl ihr Grab nicht weit vom Kirchthurm sein möchte.

Es kannte mich Niemand mehr in der Stadt. Es ist wohl wahr, ein Vierteljahrhundert ist lange Zeit! Das Regiment, bei dem ich ehemals gestanden, war nicht mehr hier; statt dessen lagen hier Dragoner. Der Oberst von Oberndorf war gestorben vor vielen Jahren, und seine Tochter auf ihren Gütern in Mähren, hieß es, unweit Brünn. Ob sie noch lebe, wußte Niemand.

„Willst auch noch hin!“ dachte ich: „Und wenn die Edle im Grabe liegt, so besuchst du ihr Grab, nimmst davon etwas Erde, lässest sie in Gold fassen und trägst sie statt der Bohne!“

In Brünn erfuhr ich mit freudigem Schrecken, sie lebe, wohne fünf Stunden von der Stadt auf einem schönen Gute und heiße noch immer Gräfin von Oberndorf.

Geschwind ich auf und dahin!“ Man zeigte mir einen schönen Landsitz, umgeben von geschmackvollen Gartenanlagen. „Da wohnt sie!“ — Ich bebte wieder, wie damals, da ich Lieutenant war, und hatte doch vor den Türken nicht gebebt.

Ich stieg aus dem Wagen. Schon sah ich die Holde, wie sie voll himmlischer Anmuth und Verwirrung mich erkennen würde.

„Ach, Weiberherzen! ob ſie mich nur noch lieben mag?“ dachte ich, und ging mit ungewiſſen Schritten durch den Garten.

Unter einer Laube von rothblühenden Akazien vor der Thür des Landhauſes ſaßen zwei ältliche Damen und zwei jüngere Frauenzimmer. Sie laſen. Aber Sophien ſah ich nicht.

Ich entſchuldigte die Störung, welche ich verurſachte; denn ſie ſchienen alle durch mein plötzliches Erſcheinen überraſcht zu ſein.

„Wen ſuchen Sie?“ fragte mich eine der ältern Damen.

„Kann ich die Ehre haben, der Gräfin Sophie von Oberndorf meine Aufwartung zu machen?“ ſagte ich.

„Das bin ich ſelbſt!“ erwiederte zu meinem Erſtaunen die beinahe Vierzigjährige. Es war mir als hätt' ich einen Anfall vom Schwindel.

„Erlauben Sie, daß ich mich ſetze, mir iſt nicht wohl!“ ſeufzte ich, und ſetzte mich, ohne eine Antwort abzuwarten. Lieber Gott, welche Verwandlung! Wohin war die blühendſte aller Schönheiten geflohen! — Ich kam aus meinen Täuſchungen zurück; ich beſann mich auf das Vierteljahrhundert. Es war Sophie, ja, ſie war's! aber die verblühte Sophie.

„Mit wem habe ich die Ehre mich zu unterhalten?“ fragte ſie mich. Ach, alſo ſie kannte mich nicht mehr!

Ich wollte eine Szene vor den andern Damen vermeiden, und bat nur um einen Augenblick unter vier Augen. — Die Gräfin führte mich ins Haus, dann links in ein großes Zimmer. Das Erſte, was mir in die Augen fiel, war das große in Oel gemalte Bildniß ihres Vaters. — Ich konnte lange keine Worte finden, mein Herz war ſo beklemmt. Ich ſtarrte das Bild des Oberſten an, bis mir die Augen von einer Thräne verdunkelt wurden. — „Ja, Alter,“ ſtammelte ich leiſe und mit einer Stimme, die nicht ſehr feſt war: „ſiehe nur deine Sophie an! — O, du haſt an uns nicht wohl gethan!“

Die Gräfin ſtand verlegen neben mir, und ſchien ſich vor meinen Deklamationen zu fürchten. Ich wollte ſie aus der peinlichen Lage befreien, und konnte doch nicht mehr ſprechen. Die Wehmuth hatte ſich meiner zu ſehr bemächtigt.

„Ihnen iſt nicht wohl, mein Herr!“ ſagte die Gräfin und ſah ſich ängſtlich nach der Thür um.

„O ſehr!“ ſeufzte ich: „Kennen Sie mich nicht!“

Sie faßte mich jetzt ſchärfer ins Auge, und ſchüttelte leiſe das Haupt. — Nun riß ich die Schnur mit der Bohne aus meinem Buſen hervor, kniete vor ihr nieder, und ſagte: „Ach, Sophie, kennen Sie dieſe Bohne noch, die uns vor fünfundzwanzig Jahren trennte? Ich habe ſie treu bewahrt. — Sophie, damals ſagten Sie, es gibt eine Vorſehung. Ja, es gibt eine.“

„Mein Gott!“ lallte ſie mit matter Stimme, und ging an mir hinweg, warf ſich aufs Sofa und wollte ſich das bleich gewordene Geſicht verhüllen, hatte aber die Kraft nicht mehr. Sie hatte mich erkannt. Sie liebte mich noch.

Ich rief die Frauenzimmer zur Hilfe, die mit Entſetzen ihre Freundin erblaßt, und einen fremden Offizier in Thränen vor ihr hinknien ſahen. Noch ehe ſie Waſſer und Riechfläſchchen gebracht hatten, war die Gräfin ſchon wieder zu ſich ſelber gekommen. Sie rieb ſich die Augen, wie eine Träumende. Dann brach ein heftiger Thränenſtrom hervor; ſie ſchluchzte wie untröſtlich, umſchlang meinen Nacken mit ihren Armen und rief nur meinen Namen.

Genug, meine Herren, das war ein Augenblick, Engel hätten über uns weinen müſſen. — Nun dachte ich nicht mehr ans Abſchiednehmen. Die Gräfin behielt mich als Gaſt. O, wie viel hatten wir uns zu erzählen, wie treu hatte ſie mich geliebt! — Was der alte Oberſt einſt verhindert hatte, das verhinderte nun weder er, noch ſeine Familie mehr. Sophie ward meine Gemahlin;

wohl etwas ſpät und doch nicht zu ſpät. Unſere Seelen liebten noch mit jugendlicher Gluth.

Meine Geſchichte, oder die Geſchichte dieſer Bohne, iſt damit zu Ende, nota bene! noch nicht ganz. Denn ich muß doch ſagen, daß das Kind, welches mir meine Sophie gebar, gerade auf der Bruſt ein Muttermaal mit auf die Welt brachte, wie eine Bohne geſtaltet. Seltſames Spiel der Natur! Aber das Mädchen iſt mir darum nur um ſo lieber.

So erzählte der Oberſtlieutenant, aber ich hörte nichts mehr. Alles drehte ſich mit mir im Kreiſe herum; vor meinen Ohren war's ein Brauſen und Sauſen, wie vom Meere. Nur zwiſchendurch ertönte mir noch der Name Joſephine.

Indem ward gemeldet, der Wagen des Oberſtlieutenants ſei vorgefahren. „Schlechterdings nicht," rief der Juſtizrath, „ich laſſe Sie nicht zurück in der Nacht."

„Ha," ſprach der Oberſtlieutenant, „es iſt eine liebliche Nacht, und herrlicher Mondſchein dazu."

Man meldete meinen Wagen. Ich ſtand auf, ging zum Oberſtlieutenant, nahm ihn bei der Hand, und ſagte: „Sie heißen von Tarnau?"

Er verbeugte ſich bejahend.

„Ich bitte Sie, bringen Sie dieſe Nacht bei mir zu," ſagte ich, „es liegt viel daran. Sie dürfen nicht fort. Ich habe mit Ihnen Wichtiges zu reden." Ich ſagte das ſo ernſt, ich möchte ſagen bewußtlos hin, und dabei zitterte ich ſo heftig fieberiſch, daß der Alte nicht wußte, was er aus mir machen ſollte. — Trotz dem blieb er ſtandhaft. Er wollte zurück. Es brachte mich ſeine Halsſtarrigkeit faſt zum Verzweifeln.

„Kommen Sie!" ſagte ich, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn gewaltſam auf die Seite, wo ich die Schnur aus der Bruſt

zog und ihm die Bohne vorhielt: „Sehen Sie — nicht bloß Spiele der Natur — Spiele des Verhängnisses — auch ich trage die Bohne.“

Der alte Herr riß die Augen weit auf, betrachtete mein Kleinod, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Mit solchem Talisman kann man nach meinem Tode noch meinen Geist beschwören. Ich bleibe und fahre mit Ihnen, wohin Sie wollen.“

Er ging mit dem Justizrath, seinen Wagen abzubestellen. Weil ich ihm aber doch etwas verdächtig vorgekommen sein mochte, zog er Erkundigungen über mich ein. Der Justizrath war artig genug, ihm von mir alles Liebe und Schöne zu sagen. Ich bemerkte das, als sie wieder ins Zimmer hereintraten. Der alte Herr war so freundlich und wohlgelaunt, wie vorher. Er reichte mir ein Glas Punsch, und rief: „Also die Bohnen sollen leben! Nota bene, und worauf sie deuten.“ Wir stießen an. Das Leben kehrte wieder in mich zurück.

„Also, Sie sind der Herr von Walter?“ hob er wieder nach einer Weile an.

„Nur Walter schlechtweg.“

„Und waren vor etwa einem Jahr in Wien?“

„Da war ich!“ antwortete ich, und mir ward, als verwandelte sich mein Wesen in eine Feuerflamme.

„So, so!“ sagte er: „Meine Schwägerin hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie wohnten mit ihr im gleichen Gasthof. Sie haben viel Aufmerksamkeit für die gute Dame gehabt — dafür wird sie Ihnen noch mündlich danken.“

Jetzt ward das Gespräch wieder allgemeiner, bis Alles zum Abschied aufbrach. Der Oberstlieutenant fuhr mit mir nach Hause. Ich brachte ihn sogleich in das für ihn bestimmte Zimmer.

„Und nun?“ fragte er: „Ich bin Ihnen bisher gehorsam gewesen. Was haben Sie Wichtiges mit mir?“

Ich fing von Wien an, von der Tante, von Josephinen.

„Das weiß ich Alles!“ rief er: „Aber zum Teufel, wie hängt das mit der Bohne zusammen, die Sie mir zeigten?“

Ich legte nun Generalbeichte ab. Er erfuhr Alles.

„Das weiß ich Alles!“ rief er wieder: „Aber die Bohne, die Bohne!“

Nun erzählte ich ihm die zweite Reise nach Wien.

Er lachte laut auf, und schloß mich freundlich in die Arme. — „Nun nichts mehr! Morgen sprechen wir mehr. Denn Sie begreifen wohl, ich habe dabei nichts zu sagen. Was wollen Sie von mir? — Morgen fahren Sie mit mir hinaus aufs Gut. Da werden Sie Josephinen sehen; da werden Sie meine Sophie kennen lernen. Das ist klar, man muß sich einander kennen lernen.“

Wir schieden; ich ging zu Bette, aber schlafen konnte ich nicht, als in fieberischem Geträume.

„Herr Walter, jetzt rund heraus mit der Wahrheit!“ sagte der Herr von Tarnau am folgenden Morgen beim Frühstück: „Ich weiß, Sie sind ein reicher Mann; ich sehe, Sie sind ein junger Mann, vor dem die Mädchen eben nicht aus Entsetzen ins Kloster laufen; ich höre, Sie sind ein Biedermann, welchen alle Welt schätzt; ich erfahre nun von Ihnen, Sie sind ein verliebter Mann. Aber das zusammengenommen, Herr, wiegt noch nicht schwer genug, um . . .“

„Mir fehlt das Adelsdiplom!“ fiel ich ihm ins Wort.

„Nein, Herr, wo Geist und Herz Gottesadel haben, da ist Menschenadel zuletzt entbehrlich. Ich war auch nur gemeiner Edelmann, und Gräfin Sophie liebte mich doch.“

„Was fehlt mir?“ fragte ich.

„Das sage ich Ihnen jetzt, nota bene, weil es Morgen ist.

Des Abends, wenn der Menſch durch des ganzen Tages Laſt und Mühe erdrückt, und der ſtärkſte Mann ſchwächer, der größte etwas kleiner geworden iſt, des Abends ſoll man keinem einen Strohhalm auf die Schulter legen. Alſo rund heraus: mit Ihrer Bohne da iſt's ein anderes, als es mit der meinigen war. Die meinige war das Werk der Vorſehung; erſt ein Stein des Aergerniſſes; dann ein Eckſtein und Grundpfeiler treuer Liebe; endlich eine Welt, die ſich zwiſchen vereint geweſene Herzen warf, und zuletzt die Bouſſole, welche uns wieder zuſammenführte. Ihre Liebe iſt großes Spiel der Phantaſie. Ich lebte für Sophien ſeit dem Augenblicke, da ich ſie ſah; Sie aber kamen erſt ein gutes Jahr hintennach auf den Einfall, Joſephinen zu lieben. Sie begreifen, dagegen läßt ſich nichts einwenden. Sie werden von Ihrem Traum erwachen, wenn Sie meine Tochter wiederſehen, und ſich die Himmliſche Ihrer Einbildungen in ein ganz natürliches, irdiſches Mädchen verwandelt. Endlich, und nota bene! greifen wir ohne anders in der Fronte an: Joſephine liebt Sie nicht."

„Das iſt hart!" ſeufzte ich: „aber ſind Sie deſſen gewiß?"

„Wir fahren heute auf mein Gut, da werden Sie ſich überzeugen. Was ich von Ihnen und Ihrem Aufenthalt in Wien weiß, habe ich von meiner Schwägerin, nicht von meiner Tochter, die ſich kaum erinnern mag, wie Sie heißen. — Noch mehr, wir haben einen gefährlichen Nachbar, den jungen Grafen von Holten. Er beſucht uns oft; Joſephine ſieht ihn gern. Ich ertappte ſie oft, wenn ihre Blicke minutenlang mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, und wenn ſie mein Belauſchen bemerkte, ward ſie feuerroth und hüpfte lachend und ſingend davon."

„Wenn's ſo iſt, Herr Oberſtlieutenant," — ſagte ich nach einer langen Pauſe, in der ich mich zu ſammeln ſuchte: „wenn's ſo iſt, fahre ich nicht mit Ihnen. Mir iſt beſſer, Ihre Tochter nie wieder zu ſehen."

„Sie irren ſich. Ihre Ruhe iſt mir lieb. Sie müſſen ſie ſehen, um Ihre Einbildung zu berichtigen und vollkommen zu geneſen.“

Nach langem Für und Wider ſetzte ich mich zu ihm in den Wagen. In der That ſpürte ich wohl, die Phantaſie möchte mir einen Streich geſpielt haben. So lange ich in meinen Liebesträumen allein lebte, ward ich meinem Ideal ſo innig vertraut, ſchmückte ich Joſephinen mit ſo verklärenden Reizen aus, dichtete ich ihr — denn es that meiner Schwärmerei wohl! — ſo ſtille, zarte, treue, ſtumme Gegenliebe an, daß ich erſt jetzt, da ich das erſte Mal mit einer dritten Perſon über meine Herzensangelegenheit Worte wechſelte, bemerkte, die Hälfte meiner Geſchichte ſei von mir ſelbſt erfunden. So lange ein Gedanke oder eine Empfindung nicht ausgeſprochen iſt, kennen wir deren Geſtalt nicht. Erſt die Hülle des Gedankens, das Wort, gibt den Vorſtellungen Beſtimmtheit und Weſen, ſcheidet den Traum von Wahrheit, und ſetzt den Geiſt ins Verhältniß, über ſie, wie von ihm geſonderte, fremde Weſen zu urtheilen.

Es war ein ſchöner Juniusmorgen, als wir nach dem Tarnauſchen Gute hinausfuhren, und — worüber ich ſelbſt erſtaunte — mein Gemüth blieb ſo hell und ruhig, wie es ſeit einem Jahre nicht geweſen war. Meine einfachen, höflichen Verhältniſſe zu Joſephinen und ihrer Tante während des erſten Aufenthalts zu Wien ſtanden ſo klar vor meiner Erinnerung da, daß ich ſelbſt nicht begreifen konnte, wie ich noch geſtern, und ſeit Monaten und Tagen daraus einen Fieberrauſch geſchaffen hatte. Ja, das Aergſte war, ich erkannte jetzt, daß ich Joſephinen in Wien gar nicht geliebt hatte; daß ich ſie auch jetzt nicht liebte, wiewohl ich ſie ſehr liebenswürdig finden konnte.

Der Wagen hielt vor einer einfachen Villa ſtill. Die Bedienten ſprangen herbei. Der Oberſtlieutenant führte mich in ein Zimmer, wo uns ein paar betagte Damen freundlich entgegen traten.

Er nannte ihnen meinen Namen; dann, indem er die älteste der Frauen in seinen Arm nahm, sagte er: „Und dies ist meine Sophie!“

Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll vor der sechszigjährigen Matrone, die mir durch die Erzählung vom gestrigen Abend so interessant geworden. „Ach!“ seufzte ich still im Herzen: „was sind Jugend und Schönheit!“

Beinahe hätte ich glauben sollen, der welterfahrene Veteran habe den Inhalt des Seufzers mir aus den Augen gelesen. Er drückte die Hand seiner Gemahlin küssend an den Mund, und sagte lächelnd: „Nicht so, Freund? Wenn man die alten Herren und Frauen sieht, man kann sich fast nicht überreden, daß sie auch einmal jung gewesen sein sollen; und sieht man die Jungfrau in aller Frische ihres schönen Blühens, man würde wetten wollen, sie könne nie Runzeln und graues Haar bekommen.“

Die Tante Josephinens erkannte mich so gut, als ich sie. Sie sagte mir viel Verbindliches; wir setzten uns um den Tisch; wir frühstückten, den Damen zur Gesellschaft, zum andernmale.

„Und wo steckt Josephine?“ fragte der Alte: „Sie wird sich freuen, ihre Wiener Bekanntschaft zu erneuern.“

„Sie ist mit Graf Holten hinaus in den Garten. Da sind noch Aurikeln zu begießen, ehe die Sonne zu hoch tritt!“ entgegnete die Tante; und ich bekam ein kleines Fröstеln. Alle meine alten Einbildungen waren dahin. — Doch faßte ich mich schnell. Ich hatte hier niemals Ansprüche gehabt; ich hatte keine zu verlieren. Ich fing beinahe an, mich der Thorheiten meines Herzens und der Genieſprünge meiner Phantaſie zu schämen. Ich ward munter, stimmte in den unbefangenen fröhlichen Ton der Gesellschaft, und erzählte der Tante sogar, wie ich sie bei meinem zweiten Aufenthalt in Wien so peinlich vermißt hätte.

Während des Gespräches trat ein junger Mann, von edler,

äußerer Bildung, ins Zimmer. Sein Geſicht war blaß, ſein Auge todt und düſter; in ſeinem Weſen lag etwas Unnatürliches, Verſtörtes.

„Gnädige Frauen,“ ſagte er haſtig und eintönig, als hätte er die Anrede einſtudirt, „erlauben Sie, daß ich mich bei Ihnen beurlaube. Ich verreiſe heute nach der Reſidenz — ich habe — ich bin — ich werde vielleicht einige Zeit abweſend ſein. Es iſt eine weite Reiſe vielleicht.“

Der Oberſtlieutenant hatte den Kopf nach ihm umgedreht, und ſah ihn unbeweglich an.

„Was ſieht Sie an, Graf Holten?“ rief er: „Sie ſehen aus wie einer, der einen Mord begangen hat.“

„Nein,“ erwiederte mit gewaltſamem Lächeln der junge Mann, „wie einer, an dem ein Mord begangen worden iſt.“

Darauf küßte er den Damen die Hände, umarmte den Oberſtlieutenant und flog wieder zur Thür hinaus, ohne ein Wort weiter zu ſagen. Der Oberſtlieutenant ihm raſch nach. Die Frauenzimmer waren in bitterer Verlegenheit. Ich erfuhr, dieſer junge Mann ſei der Graf Holten aus der Nachbarſchaft; geſtern Abend, wie oft geſchehen, zum Beſuch angekommen; noch vor einer Stunde ſehr vergnügt geweſen, und nun ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich.

„Was iſt ihm begegnet?“ fragten die Damen den Oberſtlieutenant, als er nach geraumer Zeit wieder zurückkam.

Der Alte ward ernſthaft, ſchüttelte den Kopf, und lächelte endlich zu ſeiner Sophie hinüber und ſagte: „Frage doch Joſephinen.“

„Hätte Sie ihn beleidigt?“ forſchte die Tante betroffen.

„Wie man's nimmt!“ erwiederte er: „Es iſt eine lange Geſchichte, der Graf aber gab ſie mir mit zwei, drei Worten: „Ich liebte, und ward nicht wieder geliebt.“

Indem öffnete ſich die Thür, und das Fräulein von Tar-

nau trat herein. Sie war's! und liebenswürdiger, schöner, als ich sie in Wien, anmuthiger, als ich sie in meinen Träumen gesehen. Ich stand auf, wollte ihr entgegen — — aber meine Knie wankten, ich war festgebannt — ich stammelte unzusammenhängende Worte — war der glücklichste und elendeste aller Sterblichen.

Hoch erröthend stand Josephine unter der Thür, starrte mich an, wie eine Geistererscheinung, und trat dann, bald von ihrer Ueberraschung genesen, lächelnd zum Tische vor. Nun, nach den ersten umgewechselten Begrüßungen, ward das Räthsel unsers unvermutheten Zusammentreffens gelöset, ich erzählte, daß ich erst gestern von ihrem Hiersein erfahren; sie, daß ihr Vater die mährischen Güter unangenehmer Familienverhältnisse willen verkauft, und sich hier in der reizendsten Landschaft von der Welt angesiedelt habe.

„Ach, Tante, liebe Tante!“ rief sie, indem sie die Hand der Tante in ihre beiden schloß, und an ihre Brust drückte, und mich mit Blicken musterte, aus denen die Freude unzweideutig schimmerte: „Habe ich's Ihnen nicht gesagt? habe ich nicht Recht gehabt?“

Die alte Tante warf lächelnd einen Schweigen fordernden Blick auf Josephinen. — Die Mutter schlug die Augen nieder, um eine gewisse Verwirrung zu verbergen. Der alte Vater beobachtete mit forschendem Blick Einen um den Andern, stand auf, und raunte mir mit lauter Stimme in die Ohren: „Herr Walter, es will mich bedünken, Sie haben die Bohne dennoch am rechten Ort gefunden. — Aber du, Josephine, was hast du mit dem Grafen gehabt, daß er, nota bene! im Sturm davongegangen?“

Josephine antwortete ausweichend. — Alle erhoben sich. Man ging in den Garten. Der Oberstlieutenant zeigte mir seine Gebäude, Wiesen, Aecker, Ställe, Scheunen, während die Frauenzimmer im Pavillon des Gartens in lebhafter Unterredung waren.

Nach einer langweiligen halben Stunde kamen wir von der ökonomischen Reise zu ihnen zurück. Nun ward der alte Herr auf die Seite genommen, und Josephine mir zur Begleitung gegeben.

Ich nahm mir vor, gegen Josephinen sehr zurückhaltend zu sein, — ich fürchtete das Schicksal des Grafen Holten. Wir sprachen von unserer Bekanntschaft in Wien, von unsern damaligen Unterhaltungen, Spazierfahrten und kleinen Schicksalen. „Ach!“ rief Josephine, „und wenn Sie wüßten, was ich Ihretwegen gelitten, da Sie so plötzlich von uns gerissen wurden. Gewiß, seitdem ist kein — — ja, wir haben noch oft von Ihnen gesprochen.“

Nun — wie hätte ich anders können? — nun erzählte auch ich meine Schicksale, meine zweite Reise nach Wien, mein Wohnen in ihren Zimmern — und immer leiser, immer schüchterner — den Fund der Bohne — meine Heimkehr in die Vaterstadt — die Geschichte des gestrigen Abends. Dann schwieg ich. Aufzusehen wagte ich nicht. Ich wühlte mit dem Fuß im Sande. Josephinens Schweigen dauerte lange.

Endlich war mir's, als hörte ich schluchzen. Ich sah auf. Sie hatte ihr Gesicht ins Schnupftuch verhüllt. – Mit zitternder Stimme fragte ich: „Um Gotteswillen, Fräulein, war Ihnen meine Aufrichtigkeit unangenehm?“

Sie ließ das Schnupftuch fallen, und sah mich mit verweinten Augen lächelnd an. „Ist das Alles Wahrheit?“ fragte sie nach einer Pause. Ich riß die Schnur mit der Bohne von meinem Halse, und hielt sie ihr dar mit den Worten: „Die zeugt für mich.“

Sie nahm die Schnur wie aus Neugier, um die goldene Einfassung zu betrachten. Sie weinte heftiger. Da lehnte sie sich auf meinen Arm, legte ihre Stirn auf meine Achseln und sagte: „Ich glaube an eine Vorsehung, Walter!“

Da schloß ich meine Arme um das himmlische Geschöpf, und rief: „O könnte ich jetzt sterben!“ — Sie sah erschrocken zu mir auf.

Die Stimmen der Kommenden zwischen den Gebüschen der kleinen englischen Anlagen mahnten uns, ihnen entgegenzugehen. Josephine hatte noch die Schnur mit der Bohne in der Hand, als wir vor ihren Aeltern standen. Der Oberstlieutenant sah es, und lachte laut auf. — Josephine verbarg ihr schönes Antlitz an der Brust der zärtlichen Mutter — doch wozu noch die Worte alle? Sie wissen ja, daß Josephinen meine Gattin ist; ich wollte Ihnen nur den Roman meiner Liebe erzählen.

Die Nacht in Brczwezmeisl.

Fahrt nach Brczwezmeisl.

Ich zweifle gar nicht, das Jahr 1796 mag wohl manche schreckliche Nacht gehabt haben, zumal für die Italiener und Deutschen. Es war das erste Siegesjahr Napoleon Bonaparte's und die Zeit von Moreau's Rückzug. Damals hatte ich in meiner Vaterstadt auf der Universität die akademischen Studien beendigt; war Doktor beider Rechte, und hätte mich wohl unterstanden, den Prozeß sämmtlicher europäischer Kaiser und Könige mit der damaligen französischen Republik zu schlichten, wenn man nur Grotius, Pussendorf und mich zum Schiedsrichter verlangt hätte.

Ich war inzwischen bloß zum Justizkommissär einer kleinen Stadt des neuen Ostpreußens ausersehen. Viel Ehre für mich. Mit dem einen Fuß schon im Amte, während mit dem andern noch im akademischen Hörsaale, heißt seltenes Glück. Das dankte ich der Eroberung oder Schöpfung eines neuen Ostpreußens und dem Falle Kosziusko's. Man macht es zwar dem höchstseligen König — wir andere Christen sterben nur schlechtweg selig, und die Bettler vermuthlich nur tiefstselig; man sagt, im Tode sind wir einander alle gleich, ich beweise im Vorbeigehen das Gegentheil! — Also man macht ihm zwar zum Vorwurf, an einer schreienden Ungerechtigkeit Theil genommen zu haben, da er ein selbstständiges Volk verschlingen half; aber ohne diese kleine Un-

gerechtigkeit, ich möchte sie gar nicht schreiend nennen, wären tausend preußische Musensöhne ohne Anstellung geblieben. In der Natur wird Eines Tod das Leben des Andern; der Häring ist für den Magen des Wallfisches, und das gesammte Thier- und Pflanzenreich, auch das Steinreich, wenn es nicht zuweilen unverdaulich wäre, für den Magen des Menschen da. Uebrigens läßt sich sehr gut beweisen, daß ein Mädchen, welches seine Ehre, und ein Volk, welches seine Selbstständigkeit überlebt, ihres eigenen Unglückes schuldig sind. Denn wer sterben kann, ist unbezwingbar, und eben der Tod ist der feste Stützpunkt eines großen, ruhmreichen Lebens.

Meine Mutter gab mir ihren besten Segen, nebst Wäsche und Reisegeld, und so reisete ich meiner glänzenden Bestimmung nach Neu-Ostpreußen entgegen, von dem die heutigen Geographen nichts mehr wissen, ungeachtet es doch kein Zauber- und Feenland war, das auf den Wink eines Oberon entsteht und verschwindet. Ich will meine Leser mit keiner langen Reisebeschreibung ermüden. Flaches Land, flache Menschen, grobe Postwagen, grobe Postbeamte, elende Straßen, elender Verkehr, und nebenbei Jedermann auf seinen Misthaufen stolz, wie ein Perser-Schach auf seinen Thron. Es ist einer der vortrefflichsten Gedanken der Natur, daß sie jedem ihrer Wesen ein eigenes Element anwies, worin es sich mit Behaglichkeit bewegen kann. Der Fisch verschmachtet in der Luft, der polnische Jude in der Eleganz eines Boudoirs.

Also kurz und gut, ich kam eines Abends vor Sonnenuntergang nach, ich glaube es hieß Brczwezmcisl, einem freundlichen Städtchen; freundlich, obgleich die Häuser rußig, schwarz, die Straßen ungepflastert, kothig, die Menschen nicht säuberlich waren. Aber ein Kohlenbrenner kann in seiner Art so freundlich aussehen, wie eine Operntänzerin, deren Fußtriller von Kennern beklatscht werden.

Ich hatte mir das Brczwezmcisl, meinen Berufsort, viel schreck-

licher vorgestellt; vermuthlich fand ich's gerade deswegen freundlicher. Der Name des Orts, als ich ihn zum ersten Mal aussprechen wollte, hat mir fast einen Kinnbackenkrampf zugezogen. Daher mochte meine heimliche Furcht vor der Stadt selbst stammen. Der Name hat immer bedeutenden Einfluß auf unsere Vorstellung von den Dingen. Und weil das Gute und Böse in der Welt weniger in den Dingen selbst, als in unserer Vorstellung von ihnen wohnt, ist Veredlung der Namen eine wahre Verschönerung des Lebens.

Zur Vergrößerung meiner Furcht vor der neuostpreußischen Bühne meiner Rechtskunst mochte auch nicht wenig der Umstand beigetragen haben, daß ich bisher im Leben noch nicht weiter von meinem Geburtsort gekommen war, als man etwa dessen Thurmspitze sehen konnte. Ungeachtet ich wohl aus den Lehrbüchern der Erdbeschreibung wußte, daß die Menschenfresser ziemlich entfernt wohnten, erregte es doch zuweilen mein billiges Erstaunen, daß man mich nicht unterwegs ein paarmal todt schlug, wo Ort und Zeit dazu gelegen waren, und nicht Hund und Hahn um mein plötzliches Verschwinden vom Erdball gekräht haben würden. Wahrhaftig, man gewinnt erst Vertrauen auf die Menschheit, wenn man sich ihr, als Fremdling und Gast, auf Gnade und Ungnade überläßt. Menschenfeinde sind die vollendetsten, engherzigsten Selbstsüchtlinge; Selbstsucht ist eine Seelenkrankheit, die aus der Stetigkeit des Aufenthalts entspringt. Wer Egoisten heilen will, muß sie auf Reisen schicken. Luftänderung thut dem Gemüth so wohl, als dem Leibe.

Als ich mein Brczwezmcisl vom Postwagen hinab zum ersten Male erblickte — es schien aus der Ferne ein aus der Ebene steigender Kothhaufen zu sein; aber Berlin und Paris stellen sich mit ihren Palästen dem, der in den Wolken schifft, wohl auch nicht prächtiger dar — klopfte mir das Herz gewaltig. Dort also war

das Ziel meiner Reise, der Anfang meiner öffentlichen Laufbahn, vielleicht auch das Ende derselben, wenn mich etwa die in Neuostpreußen verwandelten Polaken, als Söldner ihrer Unterdrücker, bei einem Aufruhr niederzumachen Lust bekommen haben würden. Ich kannte dort keine Seele, als einen ehemaligen Universitätsfreund, Namens Burkhardt, der zu Brezwezmeisl als Obersteuereinnehmer, aber auch erst seit Kurzem, angestellt war. Er wußte von meiner Ankunft; er hatte mir vorläufig eine Wohnung gemiethet und das Nöthige zu meinem Empfang angeordnet, weil ich ihn darum gebeten. Dieser Burkhardt, der mir vorzeiten ein sehr gleichgültiger Mensch gewesen, mit dem ich auf der Universität wenigen Umgang gehabt, den ich sogar auf Anrathen meiner Mutter gemieden hatte, weil er unter den Studenten als Säufer, Spieler und Raufer berüchtigt war, gewann in meiner Hochachtung und Freundschaft, je näher ich an Brezwezmeisl kam. Ich schwor ihm unterwegs Liebe und Treue bis in den Tod. Er war ja der einzige von meinen Bekannten in der wildfremden polnischen Stadt; gleichsam der Mitschiffbrüchige, welcher sich, auf demselben Brette, aus den Wellen an die wüste Insel gerettet hatte.

Ich bin eigentlich gar nicht abergläubig; aber doch kann ich mich nicht enthalten, dann und wann auf Vorbedeutungen zu halten. Wenn keine erscheinen wollen, mache ich mir sie. Ich glaube, man thut dergleichen im Müßiggang des Geistes; es ist ein Spiel, das für den Augenblick unterhaltend sein kann. So nahm ich mir vor, auf die erste Person Acht zu haben, die mir aus dem Thore der Stadt entgegenkommen würde. Ich setzte fest, ein junges Mädchen sollte mir zum glücklichen, ein Mann zum übeln Vorzeichen dienen. Ich war noch nicht mit der Anordnung der verschiedenen möglichen Zeichen fertig, als ich schon das Thor vor mir sah, aus welchem eine, wie es schien, sehr wohl gebaute, junge Brezwezmeislerin hervortrat. Vortrefflich! Ich hätte mit meinen von dem

preußischen Postwagen pflichtmäßig zerstoßenen und zermalmten Gliedern hinabfliegen und die polnische Grazie anbeten mögen. Ich faßte sie scharf ins Auge, mir ihre Züge tief einzuprägen, und wischte meine Lorgnette — denn ich bin etwas kurzsichtig — vom letzten Sonnenstäubchen rein.

Wie wir aber einander näher waren, bemerkte ich bald, die Venus von Brczwezmcisl sei etwas häßlicher Natur, zwar schlank, aber schlank wie eine Schwindsüchtige, dürr, eingebogen, mit platter Brust. Auch das Gesicht war platt, nämlich ohne Nase, die durch irgend einen traurigen Unfall verloren gegangen sein mochte. Ich hätte geschworen, es wäre ein Todtenkopf, wenn nicht seltsamer Weise zwischen den Zähnen ein Stück Fleisch hervorgehangen wäre. Ich traute meinen Augen kaum. Wie ich's jedoch näher durch die Brille betrachtete, merkte ich wohl, die patriotische Polin streckte vor mir zum Zeichen des Abscheu's die Zunge heraus. Ich zog geschwind den Hut ab, und dankte höflich für das Kompliment. Das meinige war der Polin vermuthlich so unerwartet, als mir das ihrige. Sie nahm die Zunge zurück und lachte so unmäßig, daß sie fast am Husten erstickte.

Unter diesen scherzhaften Umständen kam ich in die Stadt. Der Wagen hielt vor dem Posthause. Der preußische Adler über der Thür, ganz neu gemalt, war, vermuthlich von patriotischen Gassenbuben, mit frischen Kothflecken beworfen. Die Klauen des königlichen Vogels lagen ganz unter Unflath begraben, entweder weil das vielgepriesene Raubthier mit den Klauen eben so viel, als mit dem Schnabel zu sündigen pflegt; oder weil die Polen zu verstehen geben wollten, Preußen habe am Neuostpreußischen so viel erwischt, als der gemalte Adler zwischen den Pfoten trage.

Die alte Staroſtei.

Ich fragte den Herrn Poſtmeiſter ſehr höflich nach der Wohnung des Herrn Oberſteuereinnehmers Burkhardt. Der Mann ſchien nicht wohl zu hören, denn er gab keine Antwort. Da er ſich aber bald darauf doch mit einem Briefträger unterhielt, ſchloß ich aus ſeiner Stummheit, er wolle mich durch die weltbekannte Poſtgrobheit überzeugen, daß ich in der That nirgendwo anders, als an einem der wohleingerichteteſten Poſtbüreau ſei. Nach der ſechsten Anfrage fuhr er mich heftig an, was ich wolle? Ich fragte zum ſiebenten Mal daſſelbe, und zwar mit der verbindlichſten Berliner oder Leipziger Artigkeit.

„In der alten Staroſtei!“ ſchnauzte er mich an.

„Um Vergebung, wenn ich fragen darf, wollen Sie mir nicht gefälligſt ſagen, wo ich die alte Staroſtei finde?“

„Ich habe keine Zeit. Peter, führe ihn hin.“

Peter führte mich. Der Poſtmeiſter, der zum Antworten keine Zeit hatte, ſah, die Pfeife rauchend, zum Fenſter hinaus, auf der Straße mir nach. Vermuthlich Neugier. Bei aller mir angebornen Höflichkeit war ich doch im Herzen ergrimmt über die unanſtändige Behandlung. Ich ballte in meiner Rocktaſche drohend die Fauſt und dachte: „Nur Geduld, Herr Poſtmeiſter, fällt Er einmal der Juſtiz in die Klauen, deren wohlbeſtellter königlicher Kommiſſär ich zu ſein die Ehre habe, werde ich Ihm Seine Flegelhaftigkeit auf die allerzierlichſte Weiſe einpfeffern. Der Herr Poſtmeiſter ſollen zeitlebens meiner Rechtskniffe gedenken.“

Peter, ein zerlumpter Polak, der mich führte, verſtand und ſprach das Deutſche nur höchſt mühſam. Mein Geſpräch mit ihm war daher ſo verworren und ſchauderhaft, daß ich es in meinem Leben nicht vergeſſen werde. Der Kerl ſah dazu abſcheulich drein mit ſeinem gelben, ſpitznaſigen Geſicht und dem ſchwarzen ſtrup-

pigen Haar, ungefähr wie es unsere nord- und süddeutschen Zierbengel zu tragen pflegten, wenn sie schön thun wollten. Statt des Tituskopfes zeigten sie uns gewöhnlich die Nachbildung eines struppigen Weichselzopfes.

„Lieber Freund," sprach ich, während wir langsam im tiefen Kothe wateten, „will Er mir doch wohl sagen, ob Er den Herrn Burkhardt kennt?"

— Die alte Starostei! antwortete Peter.

„Ganz recht, bester Freund. Er weiß doch, daß ich zum Herrn Obereinnehmer will?"

— Die alte Starostei.

„Gut. Was soll ich aber in seiner alten Starostei?"

— Sterben!

„Das hole der Teufel! Das kommt mir nicht in den Sinn."

— Mausetodt! sterben!

„Warum? Was habe ich verbrochen?"

— Preuße! Kein Polak!

„Ich bin ein Preuße."

— Weiß gut.

„Warum denn sterben? Wie meint Er's?"

— So und so und so! — Der Kerl stieß, als hätte er einen Dolch in der Faust. Dann zeigte er auf sein Herz, ächzte und verdrehte gräßlich die Augen. Mir ward bei der Unterredung ganz übel. Denn verrückt konnte Peter nicht sein, er sah mir ziemlich verständig aus, und Wahnsinnige hat man doch nicht leicht zu Handlangern auf der Post.

„Wir verstehen uns vielleicht nicht vollkommen, scharmanter Freund!" fing ich endlich wieder an. „Was will Er mit dem Sterben sagen?"

— Todt machen. Dabei sah er mich wild von der Seite an.

„Was? Todt?"

— Wenn Nacht ist!

„Nacht? Die nächste Nacht? Er ist nicht wohl bei Trost!“

— Gar wohl Polak, aber Preuße nicht.

Ich schüttelte den Kopf und schwieg. Offenbar verstanden wir beide einander nicht. Und doch lag in den Reden des trotzigen Kerls etwas Fürchterliches. Denn der Haß der Polen gegen die Deutschen, oder was dasselbe sagen wollte, gegen die Preußen, war mir bekannt. Es hatte schon hin und wieder Unglück gegeben. Wie, wenn der Kerl mich warnen wollte? Oder wenn der dumme Tölpel durch seinen Uebermuth eine allen Preußen bevorstehende Mordnacht verrathen hätte? — Ich ward nachdenkend und beschloß, meinem Freund und Landsmann Burkhardt das Gespräch mitzutheilen; als wir vor der sogenannten alten Starostei ankamen. Es war ein altes, hohes, steinernes Haus in einer stillen, abgelegenen Straße. Schon ehe wir dazu kamen, bemerkte ich, daß die, welche vor dem Hause vorüber gingen, scheue, verstohlene Blicke auf das grauschwarze Gebäude warfen. Eben so that mein Führer. Der sagte nun kein Wort mehr, sondern zeigte mit dem Finger auf die Hausthür, und schob sich ohne Gruß und Lebewohl davon.

Allerdings war mein Eintritt und Empfang in Brezwezmciel nicht gar anmuthig und einladend gewesen. Die ersten Personen, welche mich hier begrüßten, die unhöfliche Dame unter dem Thor, der grobe, neuostpreußische Postmeister und der kauderwelsche verpreußete Polak hatten mir Lust und Liebe sowohl zu meinem neuen Aufenthaltsort, als zu meinem Justizkommissariat verbittert. Ich pries mich glücklich, endlich zu einem Menschen zu gelangen, der wenigstens mit mir schon einmal die gleiche Luft geathmet. Zwar Herr Burkhardt hatte nicht des besten Rufes genossen bei uns zu Lande; allein was ändert sich nicht im Menschen mit dem Wechsel der Umstände? Ist die Gemüthsart etwas anderes, als das Werk

der Umgebungen? Der Schwache wird in der Angst zum Riesen; der Feige in der Schlachtgefahr zum Helden; Herkules unter Weibern zum Flachsspinner. Und gesetzt, mein Obereinnehmer hätte bisher für seinen König Alles, nur für sich selbst keine bessern Grundsätze eingenommen gehabt: noch besser immer ein gutmüthiger Zecher, als das schwindsüchtige nasenlose Gerippe mit der Zunge; besser ein leichtsinniger Spieler, als ein raffinirt grober Postmeister; besser ein tapferer Raufer und Schläger zur Gesellschaft, als ein mißvergnügter Polake. Vielmehr Burkhardts letztgenannte Untugend gereichte ihm in meinen Augen zum größten Verdienst; denn — unter uns gesagt — mein sanfter, bescheidener, schüchterner Charakter, den Mama oft hochgepriesen, konnte mir unter den Polen beim ersten Aufstand zum schmählichsten Verderben gereichen. Es gibt Tugenden, die an ihrem Ort zur Sünde, und Sünden, die zur Tugend werden können. Es ist nicht Alles zu allen Zeiten das Gleiche, ungeachtet es das Gleiche geblieben.

Wie ich durch die hohe Pforte in die sogenannte alte Starostei eintrat, gerieth ich in Verlegenheit, wo meinen alten lieben Freund Burkhardt finden? Das Haus war groß. Das Kreischen der verrosteten Thürangeln hallte im ganzen Gebäude wieder: doch nahm das Niemand für ein Zeichen, nachzusehen, wer da sei? Ich stieg die breiten Steintreppen muthig hinauf.

Weil ich links eine Stubenthür bemerkte, pochte ich fein höflich an. Kein Mensch entgegnete mit freundlichem „Herein!“ Ich pochte stärker. Alles stumm. Mein Klopfen weckte den Wiederhall im zweiten und dritten Stock des Hauses. Ich ward ungeduldig. Ich sehnte mich, endlich dem lieben Seelenfreund Burkhardt ans Herz zu sinken, ihn in meine Arme zu schließen. Ich öffnete die Stubenthür, trat hinein und sah mitten im Zimmer einen Sarg. Der Todte, der darin lag, konnte mir freilich kein freundliches Herein rufen.

Ich bin von Natur gegen die Lebendigen sehr höflich; noch weit mehr gegen die Todten. So leise, als möglich, wollte ich mich zurückziehen, als ich gleichen Augenblicks bemerkte, der Schläfer im Sarg sei kein anderer, denn der Oberſteuereinnehmer Burkhardt, von welchem nun selbst der Tod die letzte Steuer eingezogen. Da lag er, unbekümmert um Weinglas und Karten, so ernſt und feierlich, daß ich mich kaum unterſtand, an seine Lieblingsfreuden zu denken. In seiner Miene war eine Fremdheit gegen das menſchliche Leben, als hätte er nie mit demſelben zu ſchaffen gehabt. Ich glaube wohl, wenn eine unbekannte allmächtige Hand den Schleier des Jenſeits lüpft, das äußere Auge bricht und das innere hellſehend wird, da mag das irdiſche Leben winzig genug erſcheinen, und alle Aufmerkſamkeit nur dorthin ſtreben.

Betroffen ſchlich ich aus der Todtenſtube weg, in den finſtern einſamen Hausgang. Jetzt erſt überfiel mich das Grauſen des Lebens vor dem Todten, daß ich kaum begreifen konnte, woher ich Muth genommen, dem Leichnam ſo lange ins Antlitz zu ſchauen. Zu gleicher Zeit erſchrak ich vor meiner eigenen Verlaſſenheit, in der ich nun lebte. Denn da ſtand ich hundert Meilen weit von meiner theuern Vaterſtadt, vom mütterlichen Hauſe, in einer Stadt, deren Namen ich nie gehört hatte, bis ich ihr Juſtizkommiſſär ſein ſollte, um ſie zu entpolaken. Mein einziger Bekannter und erſt kaum von mir adoptirter Herzensfreund hatte ſich im vollen Sinne des Worts aus dem Staube gemacht, ſelbſt aus dem Staube ſeiner Hülle, und mich ohne Rath und Troſt mir ſelbſt überlaſſen. Die Frage war: wohin ſoll ich mein Haupt legen? wo hat mir der Todte die Wohnung beſtellt?

Indem ſchrien die roſtigen Thürangeln der Hauspforte ſo durchdringend, daß mir der Klang faſt alle Nerven zerriß. Ein windiger, flüchtiger Kerl in Bedientenlivree ſprang die Treppe herauf, gaffte mich verwundert an, und wendete mir endlich das Wort

zu. Mir zitterten die Knie. Ich ließ den Kerl nach Herzenslust reden; aber der Schreck hatte mir die ersten Minuten zum Antworten die Sprache genommen. Ohnehin hatte ich auch die Sprache schon vorher nicht gehabt, die dieser Bursche redete, denn es war die polnische.

Als er mich ohne Zeichen der Erwiederung vor sich stehen sah, und sich nun ins Deutsche übersetzte, welches er so geläufig, wie ein Berliner, sprach, gewann ich Kraft, nannte meinen Namen, Stand, Beruf und alle Abenteuer seit meinem Einzug in die verwünschte Stadt, an deren Namen ich noch immer erstickte. Plötzlich ward er freundlich, zog den Hut ab, und erzählte mir mit vielen Umständen, was hiernach in löblicher Kürze folgt:

Nämlich er, der Erzähler, heiße Lebrecht; sei des seligen Herrn Obersteuereinnehmers Dolmetsch und treuester Diener gewesen bis gestern Nachts, da es dem Himmel gefallen, den vortrefflichen Herrn Obersteuereinnehmer aus dieser Zeitlichkeit in ein besseres Sein zu befördern. Die Beförderung wäre freilich ganz gegen die Neigung des Seligen gewesen, der lieber bei seinem Einnehmerposten geblieben wäre. Allein da er sich gestern mit einigen polnischen Edelleuten ins Spiel eingelassen, und beim Glase Wein in ihm der preußische Stolz und in den Polen der sarmatische Patriotismus wach geworden, hätte es anfangs einen lebhaften Wort-, dann Ohrfeigenwechsel gesetzt, worauf einer der Sarmaten dem seligen Herrn drei bis vier Messerstiche ins Herz gegeben, ungeachtet schon einer derselben zum Tod hinreichend gewesen wäre. Um allen Verdrießlichkeiten mit der neuostpreußischen Justiz auszuweichen, hätten die Sieger noch in der gleichen Nacht sich, man wisse nicht wohin, entfernt. Der Wohlselige habe noch kurz vor seinem Hintritt in die bessere Welt für den erwarteten Justizkommissär, nämlich für mich, einige Zimmer gemiethet, eingerichtet, Hausrath aller Art gekauft, sogar eine wohlerfahrene

deutsche Köchin gedungen, die jeden Augenblick in Dienst eintreten könne, so daß ich wohl versorgt sei. Vorläufig bemerkte der Erzähler Lebrecht, daß die Polen geschworne Feinde der Preußen wären, und ich daher mich an Kleinigkeiten gewöhnen müsse, wie diejenige gewesen, welche mir die stumme Beredsamkeit der Dame unterm Thor ausgedrückt habe. Er erklärte zwar den Peter für einen albernen Tropf, der mir ohne Zweifel nur den Tod des Herrn Obersteuereinnehmers habe anzeigen wollen, wofür ihm ein hinlänglicher Vorrath an Worten gefehlt. Daher möge ein beiderseitiges Mißverständniß entstanden sein. Doch wolle er, der Erzähler, mir nichtsdestoweniger gerathen haben, vorsichtig zu sein, weil die Polen in einer wahrhaft stillen Wuth wären. Er selber, der Lebrecht, sei fest entschlossen, sich sogleich nach Beerdigung seines unglücklichen Herrn aus der Stadt zu entfernen.

Nach diesem Berichte führte er mich die breite steinerne Treppe hinab, um mir meine neue Wohnung anzuweisen. Durch eine Reihe großer, hoher, öder Zimmer brachte er mich in einen geräumigen Saal; darin stand ein aufgeschlagenes Bett, von gelben damastenen alten Umhängen beschattet; ein alter Tisch mit halbvergoldeten Füßen; ein halbes Dutzend staubiger Sessel. Ein ungeheurer, mit goldenem Schnörkelwerk umzogener, blinder Spiegel hing an der Wand, deren gewirkte, bunte Tapeten, auf welchen die schönsten Geschichten des alten Testaments prangten, halbvermodert, an manchen Stellen nur noch fetzenweise daschwebten. König Salomon auf dem Thron, um zu richten, hatte den Kopf verloren, und dem lüsternen Greise in Susannens Bade waren die verbrecherischen Hände abgefault.

Es schien mir durchaus in dieser Einöde nicht heimisch. Ich hätte lieber ein Wirthshaus zum Aufenthalt gewählt, und — hätte ich's nur gethan! Aber theils aus Schüchternheit, theils um zu zeigen, daß ich mich vor der Nähe des Todten nicht fürchtete,

schwieg ich. Denn ich zweifelte nicht daran, daß Lebrecht und wahrscheinlich auch die wohlerfahrene Köchin mir die Nacht Gesellschaft leisten würden. Lebrecht zündete behend zwei Kerzen an, die auf dem goldfüßigen Tisch bereit standen; schon fing es an zu dunkeln. Dann empfahl er sich, um mir kalte Küche zum Nachtessen, Wein und andere Bedürfnisse herbeizuschaffen, meinen Koffer vom Posthause holen zu lassen und der wohlerfahrenen Köchin von meiner Ankunft und ihren Pflichten Anzeige zu geben. Der Koffer kam, das Nachtessen desgleichen. Lebrecht aber, sobald er sein ausgelegtes Geld von mir empfangen, wünschte mir gute Nacht und ging.

Ich verstand ihn erst, als er verschwunden war, so schnell machte sich der Kerl, nach eingestrichener Zahlung, davon. Ich sprang erschrocken auf, ihm nachzugehen, ihn zu bitten, mich nie zu verlassen. Aber Scham hielt mich wieder zurück. Sollte ich den elenden Menschen zum Zeugen meiner Furchtsamkeit machen? Ich zweifelte nicht, er werde droben in irgend einem Zimmer seines ermordeten Herrn übernachten. Aber da hörte ich die Angeln der Hausspforte kreischen. Es drang mir durch Mark und Bein. Ich eilte ans Fenster, und sah den Burschen über die Gasse fliegen, als verfolgte ihn der Tod. Bald war er im Finstern verschwunden; ich mit dem Leichnam in der alten Starostei allein.

Die Schildwacht.

Ich glaube an keine Gespenster; des Nachts aber fürchte ich sie. Sehr natürlich. Wer wollte auch alles Mögliche glauben? Aber man hofft und fürchtet leicht alles Mögliche.

Die Todtenstille, die alten zerlumpten Tapeten in dem großen Saal, das Unheimliche und Fremde, der Todte über meinem Haupt — der Nationalhaß der Polaken — alles trug dazu bei, mich zu verstimmen. Ich mochte nicht essen, ungeachtet mich hun-

gerte, ich mochte nicht schlafen, so ermüdet ich auch war. Ich ging ans Fenster, um zu versuchen, ob ich im Nothfall auf diesem Wege die Straße gewinnen könne; denn ich fürchtete, mich in dem gewaltigen Hause und in dem Labyrinth von Gängen und Zimmern zu verlieren, ehe ich die Hausflur erreichte. Allein starke Eisenstäbe verrammelten den Ausweg.

In dem Augenblicke ward Alles in der Starostei lebendig; ich hörte Thüren auf- und zugehen, Tritte nahe und ferne schallen, Stimmen dumpf ertönen. Ich begriff nicht, woher plötzlich dies rege Weben und Leben? Aber eben das Unbegreifliche versteht man immer am schnellsten. Eine innere Stimme warnte mich und sprach: „Es gilt dir! Der dumme Peter hatte die Mordanschläge der Polaken verrathen — rette dich!“ Ein kalter Fieberschauer ergoß sich durch meine Nerven. Ich sah die Blutdürstigen, wie sie unter einander die Art meines Todes verabredeten. Ich hörte sie näher und näher kommen. Ich hörte sie schon in den Vorzimmern, die zu meinem Saale führten. Ihre Stimmen flüsterten leiser. Ich sprang auf, verriegelte die Thür, und in demselben Augenblicke versuchte man die Thür von außen zu öffnen. Ich wagte kaum zu athmen, um mich nicht durch das Geräusch meines Athemzugs zu verrathen. An der Sprache der Flüsternden vernahm ich, das es Polen waren. Zum Unglück hatte ich gleich nach Empfang meines Berufs zum Justizkommissariat so viel polnische Worte gelernt, daß ich ungefähr auch verstand, man spreche von Blut, Tod und Preußen. Meine Kniee bebten; kalter Schweiß rann mir von der Stirn. Noch einmal ward von außen der Versuch gemacht, die Thür meines Saals zu öffnen, aber es schien, als fürchte man Geräusch zu machen. Ich hörte die Menschen sich wieder entfernen, oder vielmehr davon schleichen.

Sei es, daß die Polaken es auf mein Leben, oder nur auf mein Geld abgesehen hatten; sei es, daß sie ihre Anschläge ohne Lärmen

ausführen, oder den Verſuch auf andere Weiſe erneuern wollten: ich beſchloß ſogleich mein Licht zu löſchen, damit ſie es nicht von der Straße erblicken und mich daran erkennen möchten. Wer ſtand mir gut dafür, daß nicht einer der Kerls, wenn er mich wahrnahm, durchs Fenſter ſchoß?

Die Nacht iſt keines Menſchen Freundin; darum iſt der Menſch ein eingeborner Feind der Finſterniß, und ſelbſt Kinder, die noch nie von Geiſtererſcheinungen und Geſpenſtern gehört haben, ſcheuen ſich im Dunkeln vor etwas, das ſie nicht kennen. Kaum ſaß ich im Finſtern da, die fernern Schickſale dieſer Nacht einſam erwartend, ſo ſtiegen vor meiner erſchrockenen Einbildung die abſcheulichſten Möglichkeiten auf. Ein Feind oder ein Unglück, das man ſehen kann, ſind nicht halb ſo entſetzlich, als ſolche, denen man ſich blindlings hinliefern muß, ohne ſie zu kennen. Umſonſt ſuchte ich mich zu zerſtreuen; umſonſt beſchloß ich, mich auf das Bett zu werfen und den Schlaf zu ſuchen. Ich konnte nirgends dauern. Das Bett hatte den widerlichen Geruch von Leichenmoder; und ſaß ich im Zimmer, erſchreckte mich von Zeit zu Zeit ein Kniſtern, wie von einem lebendigen Weſen in meiner Nähe. Am meiſten ſpielte vor mir die Geſtalt des ermordeten Obereinnehmers. Seine kalten, ſteifen Geſichtszüge wurden mir ſo grauſenhaft beredt, daß ich endlich alle meine fahrende Habe darum gegeben hätte, wäre ich nur im Freien geweſen, oder bei guten, freundlichen Leuten.

Die Geiſterſtunde ſchlug. Jeder Schlag der Thurmuhr erſchütterte mich durch das Innerſte. Zwar ſchalt ich mich ſelbſt einen abergläubigen Narren, einen furchtſamen Haſen, aber mein Schelten beſſerte mich nicht. Endlich, ſei es aus Verzweiflung oder Heroismus, denn dieſen qualvollen Zuſtand konnte ich nicht länger ertragen, ſprang ich auf, tappte durch die Finſterniß den Saal entlang zur Thür, riegelte ſie auf, und war entſchloſſen, ſollte es auch mein Leben koſten, ins Freie zu gelangen.

Wie die Thür aber aufging — Himmel, welch ein Anblick! Ich taumelte erschrocken zurück, denn solche Schildwacht hatte ich da nicht erwartet.

Die Todesangst.

Beim dunkeln Schein einer alten Lampe, die seitwärts auf einem Tischlein stand, sah ich mitten im Vorzimmer den ermordeten Obersteuereinnehmer im Sarge, wie ich ihn den Abend vorher oben gesehen hatte; und diesmal noch dazu deutlich mit den schwarzen Blutflecken des Hemdes, die das erste Mal von einem Bahrtuche verdeckt gewesen waren. Ich suchte mich zu fassen; mir einzureden, diese Erscheinung sei Gaukelei meiner Fantasie; ich trat näher. Aber wie mein Fuß an den Sarg am Boden stieß, daß es dumpf tönte, und es schien, als rege sich die Leiche, als versuche sie die Augen aufzuschlagen, da verschwand mir fast alles Bewußtsein. Ich floh mit Entsetzen in meinen Saal zurück, und stürzte rücklings auf das Bett nieder.

Indem entstand am Sarge ein lautes Gepolter. Ich mußte beinahe glauben, der Obersteuereinnehmer sei vom Tode erwacht; denn es war ein Geräusch eines sich mühsam Erhebenden. Ich vernahm ein dumpfes Stöhnen. Ich sah bald darauf im Dunkeln die Gestalt des Ermordeten unter der Thür meines Saales stehen, sich an den Pfosten haltend, langsam in den Saal hineinschwanken oder taumeln, und im Dunkeln verschwinden. Während mein Unglaube noch einmal versuchte, alles zu läugnen, was ich gehört und gesehen hatte, widerlegte ihn das Gespenst, oder der Todte, oder Lebendiggewordene schauderhaft genug. Denn dieser, so lang und bleiernschwer er war, lagerte sich auf mein Bett, und zwar über meinen Leib, mit seinem kalten Rücken über mein Gesicht, so daß mir kaum Luft genug zum Athmen blieb.

Ich begreife noch zur Stunde nicht, wie ich mit dem Leben davon kam. Denn mein Schreck war wohl ein tödtlicher zu nennen. Auch muß ich in einer langen Ohnmacht gelegen haben. Denn als ich unter meiner fürchterlichen Last wieder die Glocke schlagen hörte, und meinte, es werde ein Uhr sein, das erwünschte Ende der Geisterstunde, der Augenblick meiner Erlösung, war es zwei Uhr.

Jeder denke sich meine gräßliche Lage. Rings um mich Moderduft, und der Leichnam auf mir athmend, erwärmt, röchelnd, wie zu einem zweiten Sterben; — ich selbst halb erstarrt theils vor Schrecken und Entkräftung, theils unter der zentnerschweren Last. Alles Elend in Dante's Hölle ist Kleinigkeit gegen einen Zustand, wie dieser. Ich hatte nicht die Kraft, mich unter dem Kadaver hervorzuarbeiten, der zum andern Mal auf mir sterben wollte; und hätte ich die Kraft gehabt, vielleicht hätte mir der Muth gefehlt, es zu thun, denn ich spürte deutlich, der Unglückselige, welcher nach erster Verblutung seiner Wunden vermuthlich nur in eine schwere Ohnmacht gefallen, dann für todt gehalten und auf gut polnisch in einen Sarg geworfen war, rang erst jetzt mit dem wahren Tode. Er schien sich nicht ermannen, nicht leben, nicht sterben zu können. Und das mußte ich auf mir selbst geschehen lassen; ich mußte das Sterbekissen des Steuereinnehmers sein!

Manchmal hatte ich gute Lust, alles seit meiner Ankunft in Brezwezmcisl Vorgefallene für einen Teufelstraum zu halten, wenn ich mir meiner Noth in ihrer großen Mannigfaltigkeit nicht allzudeutlich bewußt gewesen wäre. Und doch würde ich mich zuletzt überredet haben, die ganze Schreckensnacht mit ihren Erscheinungen sei Traum und nichts als Traum, wenn nicht ein neues Ereigniß, ein empfindlicheres, als jedes der vorhergehenden, mich von der Wahrheit meines vollen Wachens überzeugt hätte.

Tageslicht.

Es war nämlich schon Tag — ich konnte es zwar nicht sehen, denn der sterbende Freund verdeckte mir mit seinen Schulterblättern fest die Augen — aber ich konnte es am Geräusche der Gehenden und Fahrenden auf der Straße errathen — da hörte ich Menschentritte und Menschenstimmen in dem Zimmer. Ich verstand nicht, was man redete; denn es war polnisch. Aber ich bemerkte wohl, daß man sich mit dem Sarge beschäftigte. „Ohne Zweifel," dachte ich, „werden sie den Todten suchen und mich erlösen." — So geschah es auch, aber auf eine Weise, die ich nicht vermuthen konnte.

Einer der Suchenden schlug mit einem schwankenden spanischen Rohr so unbarmherzig auf den Verstorbenen oder Sterbenden, daß derselbe plötzlich aufsprang, und auf geraden Beinen vor dem Bette stand. Auch auf meine Wenigkeit waren vom Uebermaß des spanischen Rohrs so viele Hiebe abgefallen, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzuschreien und schnurgerade hinter dem Todten zu stehen. Diese altpolnische und neuostpreußische Methode, Leute vom Tode zu retten, war zwar probat — dagegen ließ sich nichts einwenden, denn die Erfahrung sprach laut dafür; allein auch so derb, daß man fast das Sterben dem Leben vorgezogen hätte.

Wie ich mich aber beim Tageslicht recht umsah, bemerkte ich, daß das Zimmer voller Menschen war, meistens Polen. Die Hiebe hatte ein Polizeikommissär ausgetheilt, der beauftragt war, die Leiche des Fremdlings beerdigen zu lassen. Der Steuereinnehmer lag noch immer todt im Sarge, und zwar im Vorzimmer, wohin ihn die besoffenen Polaken gestellt hatten, weil es ihnen befohlen war, den Sarg herabzutragen in das ehemalige Pförtnerstübchen. Sie hatten aber mein Vorzimmer statt des Pförtnerstübchens gewählt, und einen ihrer bezechten Kameraden, als Wacht, beim Leichnam gelassen, der vermuthlich eingeschlafen, von meinem Ge-

räuſch in der Nacht erweckt, inſtinktmäßig zu meinem Bett gekommen war und da ſeinen Branteweinrauſch verſchlafen hatte.

Mich hatte die gottloſe Geſchichte ſo arg mitgenommen, daß ich in ein hitziges Fieber verfiel, in welchem ich die Geſchichte der einzigen ſchrecklichen Nacht ſieben Wochen lang träumte. Noch jetzt — Dank ſei der polniſchen Inſurrektion! ich bin nicht mehr Juſtizkommiſſär von Brczwezmcisl — darf ich an das neuoſtpreußiſche Abenteuer kaum ohne Schaudern denken. Doch erzähle ich's gern; theils mag es manchen vergnügen, theils manchen belehren. Es iſt nicht gut, daß man das fürchtet, was man doch nicht glaubt.

Das Bein.

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgendes Tagen auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben, und alles zu einer Amputation nöthige Geräth mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient; etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mußte man ihn wegen seiner natürlichen Gutmüthigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Stunde und Ort waren mit der größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwarte, aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermuthlich einer unserer Gecken in die blaue Luft hinausschicken!“ dachte er und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige, es werde Morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der That, mit dem Glockenschlage neun Uhr des folgenden Morgens erscheint ein zierlicher offener Wagen. Thevenet macht keine Umstände weiter und setzte sich ein.

Vor dem Thor fragte er den Kutſcher: „Zu wem führt Ihr mich?“

Dieſer antwortete: „things unknown to me I am not concerned;“ was ungefähr ſo viel heißen ſoll, als: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Alſo ein Engländer. — „Ihr ſeid ein Flegel!“ erwiederte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhauſe ſtill. „Zu wem ſoll ich? wer wohnt hier? wer iſt hier krank?“ fragte Thevenet den Kutſcher, ehe er ausſtieg. Dieſer gab die vorige Antwort, und der Arzt dankte auf die vorige Art.

An der Hausthür empfing ihn ein ſchöner, junger Mann, von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verrieth's, der junge Mann war ein Brite. Thevenet redete ihn alſo engliſch an, und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen laſſen?“ fragte der Wundarzt.

— Ich bin Ihnen ſehr dankbar für Ihre Mühe mich zu beſuchen, antwortete der Brite, wollen Sie ſich niederlaſſen? Hier ſtehen Chokolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas genießen wollen.

„Zeigen Sie mir erſt den Kranken, Sir. Ich muß den Schaden unterſuchen, ob Amputation nothwendig ſei.“

— Sie iſt nöthig, Herr Thevenet. Setzen Sie ſich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier iſt eine Börſe mit zweihundert Guineen, ich beſtimme Sie Ihnen, als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen ſollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie ſie glücklich beendigen. — Widrigenfalls, oder wenn Sie ſich weigern, meine Wünſche zu erfüllen, ſehen Sie hier das ſcharf geladene Piſtol — Sie ſind in meiner Gewalt · ich ſchieße Sie, Gott verdamme mich, nieder.

„Sir, vor Ihrem Piſtol fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! was ſoll ich hier?“

— Sie müſſen mir das rechte Bein abſchneiden.

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht iſt, das Bein ſcheint ſehr geſund zu ſein. Sie ſprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?“

— Nichts. Ich wünſche, daß es mir fehle.

„Sir, Sie ſind ein Narr.“

— Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet.

„Was hat das ſchöne Bein geſündigt?“

— Nichts! Aber ſind Sie entſchloſſen, mir es wegzunehmen?

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres ſonſt hellen und geſunden Verſtandes.“

— Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sir, ſobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verſtümmelung angeben.“

— Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht ſagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber, ich wette, Herr, ich wette, Sie ſelbſt ſollen nach Jahresfriſt geſtehen, daß meine Gründe die edelſten waren, von dieſem Bein befreit zu ſein.

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beſchäftigungsart.“

— Das Alles erfahren Sie künftig. Jetzt nicht. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht ſeinem Arzte nicht mit Piſtolen. Ich habe Pflichten, ſelbſt gegen Sie, als Unbekannten. Ich verſtümmle Sie nicht ohne Noth. Haben Sie Luſt, Meuchelmörder eines ſchuldigen Hausvaters zu werden, ſo ſchießen Sie.“

— Gut, Herr Thevenet, ſagte der Brite, und nahm das Piſtol,

ich schieße Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel thun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Und wie das, Sir?“

— Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.

Der Brite setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Brite, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf eine einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag todt am Boden. Der Brite rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust seines Beins, und segelte nach England zurück mit einem hölzernen Stelzfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thevenet einen Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundert und fünfzig Guineen auf Herrn Panchaud, Banquier in Paris. Sie haben mich zum

Glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdischen Glückseligkeit war.

„Braver Mann! Mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung, wie die meinige, geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, sie nicht anzunehmen.

„Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüth. Ich mischte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der Unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männern mich; — verhehlte es nicht, und verstieß mich eben deswegen. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Aeltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

„Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen, meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen gering achten.

„Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich war es!

„Ich kam mit dem täuschenden Holzfuß nach London zurück. Mein Erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben,

ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erste Mal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilie dahin geben.

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „ich sei ein Narr.“

Charles Temple.“

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Britin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zuviel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen, auch andern Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

„Bei dem Allem erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht

ſehr langſam reif wird, wie jede Wahrheit, die man ſich lange weigert anzunehmen.

„Sir, geben Sie Acht! ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie ſich das Bein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie ſein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt ſein, es wäre mit dem Verluſt des Fußes genug geweſen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, ſchon die Aufopferung der großen Zehe, und nach fünf Jahren, die Amputation der kleinen Zehe ſei zu viel. Nach ſechs Jahren werden Sie mir eingeſtehen, es wäre am Beſchneiden der Nägel genug geweſen.

„Alles das ſage ich unbeſchadet der Verdienſte Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urtheile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein Bein hingegeben; jenes würde mich nie, dies zeitlebens gereut haben. Denn hätte ich's gethan, ich würde noch heute ſagen: „Thevenet, du warſt ein Narr! Womit ich ich die Ehre habe zu ſein, Sir, Ihr gehorſamſter Diener.

G. Thevenet."

Im Jahr 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den ein jüngerer Wundarzt in Verdacht der Ariſtokratie gebracht hatte, nach London, um ſein Leben vor dem Meſſer der Alles gleichmachenden Guillotine zu retten.

Aus Langerweile, oder um Bekanntſchaft anzuſpinnen, fragte er Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm deſſen Palaſt. Er ließ ſich melden, und ward angenommen. In einem Lehnſeſſel, beim ſchäumenden Porter, am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, ſaß ein dicker Herr; er konnte kaum aufſtehen, ſo ſchwerfällig war er.

„Ei, willkommen, Herr Thevenet!“ rief der dicke Herr, der wirklich kein Anderer, als Sir Temple war: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an Allem. — Freund, Sie kommen vermuthlich, um nachzusehen, ob Ihr Recht reif geworden sei?

„Ich komme als Flüchtling, und suche Schutz bei Ihnen.“

„Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen mich trösten. Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen, und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!“

„Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen, als ich.“

„Nichts davon. Ihr Stelzfuß hindert sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Medisance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib.“

„Wie, so hätte ich doch damals Recht gehabt?“

„O vollkommen, lieber Thevenet! aber schweigen wir davon! Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe nicht den Abschnitzel eines Nagels davon! Unter uns gesagt, ich war ein Narr! — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich.“

Es iſt ſehr möglich!

Der kürzlich verſtorbene Staatsrath Stryk führte faſt bei jeder Gelegenheit die ihm zur Gewohnheit gewordene Redensart im Munde: Es iſt ſehr möglich. Nicht ſelten lief ſie ſogar in ſeine amtlichen Vorträge mit unter, die er über Verwaltungsgegenſtände des Landesherrn ſchriftlich, oder im Kreiſe der übrigen Amtsgenoſſen und der Miniſter machte. Dann gab es, auch bei den allerernſthafteſten Anläſſen, ein ſtilles Lächeln, wie ein Lächeln bei des Nachbars Schwächen zu ſein pflegt. Das konnte nicht fehlen. Gewiſſe Leute ſehen des Nachbars Schwächen mit ſtets verjüngtem Vergnügen.

Inzwiſchen war und blieb der Staatsrath Stryk ein angeſehener, hochachtbarer Mann. Die nach einander folgenden Landesfürſten ſchätzten ihn, und zogen ihn immer wieder hervor, weil er mit ſeinen Kenntniſſen, mit ſeiner Gewandtheit in Geſchäften weſentliche Dienſte leiſten konnte. Jedermann gab zu, er ſei ein gelehrter Mann, ein Mann von Takt, wie man ihn wegen der ihm eigenen Menſchenkenntniß nannte, die er ſo richtig anzuwenden wußte. Ja, man hielt ihn für gelehrter, als er war, für klüger, als er war; ſelbſt gute Köpfe hatten nicht nur Ehrfurcht und Achtung für ihn, ſondern ſogar eine gewiſſe Scheu, weil ſie denen nicht recht trauen, die klüger ſind, als ſie. Und doch war der Staatsrath Stryk ein grundehrlicher, offener, gewiſſenhafter

Mann, dem man nichts Böses nachsagen konnte. Aber eben daß man das nicht konnte, galt wieder als Beweis seiner Erzfeinheit, und als triftiger Grund, sich vor dem Manne in Acht zu nehmen. Der Glaube an seine Klugheit ging so weit, daß man ihn allgemein für den weitsehendsten Politiker, für einen wahren Propheten hielt. Und an dem Allem war seine sprüchwörtliche Redensart schuld: Es ist sehr möglich!

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm sein, folgende Beiträge zur Charakteristik dieses in der Geschichte seines Vaterlandes merkwürdigen Mannes zu erhalten. Wir verdanken sie seinen nächsten Verwandten. Zum Theil gab er sie selber in einer Art Tagebuch, das er in frühern Jahren fleißig unterhielt. Das Wichtigste bleibt immer sein Sprüchwort, das er überall anbrachte: Es ist sehr möglich!

Denn wenn es ihm zuweilen, ihm selbst unerwartet, entfuhr, sprach er doch nie gedankenlos. Oft veranlaßte es ihn, wenn es ihm einmal entschlüpft war, den Folgen davon weiter nachzuforschen, und es berichtigte oder bestimmte dann seine Ansichten der Dinge und leitete demzufolge seine Handlungsweise. Das Sprüchwort übte also über seine Denkart, über sein Thun und Lassen und über den Gang seiner Schicksale einen großen, entscheidenden Einfluß. Wer sollte dies glauben? Gerade von einem Manne von Verstand und Einsicht glauben? Und doch „war es sehr möglich.“

Er selbst wußte dies von sich wohl. Dennoch blieb er nicht nur seinen vier Wörtern getreu, sondern wollte sogar in vollem Ernst, daß sich sein einziger Sohn dieselben angewöhnen sollte. Der junge Mann, der, wie es junge Leute zu haben pflegen, sich einbildete, in mancherlei Dingen besser zu sehen, als der alte Herr, fand solche Zumuthung etwas sonderbar.

„Ihnen verzeiht man die kleine Eigenheit gern, lieber Vater,“

sagte er, „aber an mir würde man sie lächerlich finden, weil sie offenbare Nachäffung und eine recht absichtlich und freiwillig angenommene Redensart wäre.“

„Das ist sehr möglich, lieber Fritz!“ versetzte der Staatsrath: „Aber was ist daran gelegen, wenn solch ein paar Wörter dir Ruhe, Gleichmuth, Besonnenheit und Lebensglück geben? Der Gewinn ist zu groß. Und willst du das Wort nicht laut sagen, aus Furcht vor Spöttern, so beschwör' ich dich, denke es wenigstens bei jeder Gelegenheit für dich im Stillen.“

„Aber, Väterchen, wozu das? Ihre Vorliebe zu dieser Redensart geht doch beinahe zu weit, wie es mir vorkömmt.“

„Kind, ich habe für die Redensart nicht so viel Vorliebe, als für dich; darum wünsche ich sie und mit ihr meine Seelenruhe, mein inneres Glück, auf dich zu vererben. Glaube doch nicht, daß mein Sprüchwort mir ganz zufällig zur Gewohnheit geworden sei. Nein, es war ursprünglich eine recht absichtliche und freiwillig angenommene Redensart. Ich verdanke ihr aber Alles, was ich bin und habe.“

„Was bewog Sie denn, diese Eigenheit anzunehmen?“

„Das Unglück meiner Jugend und die Verzweiflung. Nur durch diese elenden Wörter richtete ich mich wieder empor und ward meiner selbst Meister. Deine Großältern waren herrliche, gottesfürchtige Personen; großes Vermögen aber besaßen sie nicht. Was ich von ihnen erbte, reichte zur Noth hin, daß ich meine Lehrzeit auf der hohen Schule anständig zubringen konnte, und noch einige Jahre darüber hinaus zu leben hatte. Ich war ein junger, unverdorbener Mensch, hatte brav gelernt, und war beinahe zu edelsinnig, weil ich nur unter den Urbildern des Höchsten und Edelsten lebte. Das brachte mir viel Unheil; denn ich verkannte die Welt, und glaubte sie, je nach Umständen bald von lauter Engeln, bald von lauter Teufeln bevölkert.“

„Das begegnet mir wohl, wider Willen, auch jetzt noch!“ sagte Fritz.

„Das ist sehr möglich,“ antwortete der Staatsrath, „denn ein junger Mensch, der nicht in diesen Irrthum verfällt, hat entweder nie ein ganz reines oder kein warmes Herz gehabt. Man muß einmal da hindurch. — Nun weiter. Ich mußte lange unentgeldlich in den Dikasterien arbeiten, ehe ich einen Titel und endlich ein Aemtlein mit magerm Gehalt empfing. Das ist so der Lauf der Dinge. Ich wußte es voraus. Man durfte nicht wissen, daß ich arm sei, sonst hätte ich bei Hohen und Niedern weit weniger Achtung genossen, als ich verdiente. Ich war also beständig äußerst sauber gekleidet, was man damals galant hieß, jetzt elegant. Ich wohnte in schönen Zimmern; ich erschien in den vornehmsten Gesellschaften. Ich scheute mich sogar nicht, von Zeit zu Zeit kleine Lustparthien mitzumachen, die etwas Geld kosteten. Dabei war ich ohne Schulden, und das wollte von jungen Herren meines Alters und Standes viel sagen. Ich stellte mich überall wohlhabender, als ich war. Und das Alles bewirkte ich mit wenigem Gelde. Niemand wußte, daß ich das ganze Jahr hindurch magerer lebte, als ein Baugefangener. Salz und Brod und Wasser nebst Milch war meine beständige Kost. Bei allem dem war ich sehr glücklich, weil mein Herz vollen Genuß hatte, nicht nur im Bewußtsein erfüllter Pflichten, oder in jugendlichen Hoffnungen von einer goldenen Zukunft, sondern auch sonst noch. Ich war überall willkommen und geliebt. Die Weiber hatten mich gern. Unter den Männern war ich wohl gelitten. Allein von allen Männern hatte ich nur einen einzigen auserwählten, geprüften Freund, einen Advokaten Schneemüller. Wir waren beide ein Herz und eine Seele. Schon auf der Hochschule hatte er sich in einem Duell für mich beinahe aufgeopfert. Er bewies sich in Noth und Weh bewährt. — Von allen Frauenzimmern galt mir nur eins über alle. Es war die Tochter

des Generals van Tyten. Sie hieß Philippine. Ich liebte sie Jahre lang schweigend; liebte, ohne zu wissen, wie ich liebte. Es war beinahe nur stumme Abgötterei; aber mein ganzes Leben ward durch diese Liebe geheiligt. Niemand erfuhr den Zustand meines Innern: ich wagte Keinem davon zu sprechen. Denn was dem Gemüth das Allerheiligste ist, wird durch den Laut des Wortes, auch des reinsten, gleichsam entweiht. Daher spricht Niemand gern einem Andern von seiner Liebe, und Niemand gern im gesellschaftlichen Leben von seiner innersten Religion."

„Auch Ihrem Freunde vertrauten Sie sich nicht?"

„Nein, auch ihm nicht; schon deswegen nicht, weil ich in meiner Dürftigkeit, in meiner Amtslosigkeit, in meiner Bürgerlichkeit gar nicht an die reiche, hochgeborne Generalstochter ernstlich denken durfte. Hingegen erfuhr ich von Schneemüllern zuerst, was ich nie geglaubt hätte, daß man allgemein sage, ich sei Philippinens Günstling; sie liebe mich mit romanhafter Schwärmerei, es habe deswegen zwischen ihr und ihrer Mutter sogar kleine Auftritte gegeben. Was ich Schneemüllern nicht glaubte, davon war ich ein halbes Jahr nachher überzeugt, als Zufälle Philippinen und mich enger zusammenführten und endlich unser beiderseitiges Geheimniß entsiegelten. Natürlich, wir schworen uns ewige Liebe und lieber den Tod, als Untreue zu ertragen. Von nun an war ich im Himmel. — Um diese Zeit strömten auch von außen alle Gunstbezeugungen Fortunens über mich zusammen. Ich ward Hofkammerrath der verwittweten Herzogin, und genoß einen mäßigen, doch anständigen Gehalt. Die Kluft zwischen meiner und Philippinens Hand war nicht mehr unausfüllbar. Der General brauchte mich und ward traulicher, und seine Frau hatte gegen Philippinens Schwärmereien keine so häufigen Einwendungen mehr zu machen. Bald nachher fiel mir aus Batavia eine bedeutende Erbschaft von einem dort verstorbenen Vetter zu. Die Gelder waren in Amsterdam, nach

geschehener Legitimation, zu erheben. Ich ward selig, nicht des Geldes, sondern Philippinens wegen. Gerade damals warb ein hübscher junger Mann, ein Graf, ein Günstling unsers damaligen Landesherrn, um ihre Liebe. Sie spöttelte dazu. Sie küßte meine kleinen eifersüchtigen Besorgnisse hinweg. Sie selbst forderte mich nun auf, bei den Aeltern um ihre Hand anzuhalten. Das war mir natürlich ein schweres Stück Arbeit. Doch machte ich Anstalt. Zugleich sollte ich, wegen des Erbes, nach Amsterdam. Das fiel mir sehr ungelegen, theils weil ich mich ohne Todeskrankheit nicht auf so lange Zeit von Philippinen trennen zu können glaubte; theils weil sie selber gegen meine persönliche Hinreise sprach; theils auch, weil mir der junge Graf gar zu reich, zu hübsch, zu zudringlich vorkam. Wir wurden endlich einig, und Freund Schneemüller reiste statt meiner, mit allen obrigkeitlichen Papieren, Zeugnissen und nöthigen Vollmachten versehen, nach Amsterdam."

„Sie haben mir," sagte Fritz, „doch noch nie von diesem Ihrem Freund gesprochen."

„Kann sein," erwiederte der Staatsrath, „das erklärt sich von selbst. Es vergingen Wochen und Tage. Mein Freund und Mandatarius schrieb nie. Ich bestürmte ihn mit Briefen. Ich kam sogar auf den Gedanken, er sei krank, sehr krank. Die Freundschaft überwand die Liebe; ich reiste nach Amsterdam. Philippine war bei meiner Abreise außer sich vor Schmerz. Sie sank, als ich von ihr ging, ihrer Mutter ohnmächtig in den Arm. — Auf der ganzen Reise fragte ich Schneemüllern nach. Ich fand seinen Namen in allen Postbüchern. Ich kam nach Amsterdam. Er war da gewesen. Er hatte das Testament und die Summen in Wechseln erhoben, einige Wechsel sogleich zu Geld gemacht, andere gegen Banknoten ausgetauscht, andere gegen andere Wechsel. Ihn selbst fand ich nirgends. Das kam mir sonderbar vor. Endlich erfuhr ich mit Erstaunen, ein Mann von seiner Gestalt habe sich auf ein ameri-

kanisches Schiff begeben, schon vor zwei Monaten, also bald nach Bezug der Erbschaft. Ich rief immer: es ist nicht möglich! Allein ich erhielt bestimmte Gewißheit. Da war's möglich. Mein Freund, mein bester Freund hatte mich betrogen.

„Abscheulich!" rief Fritz.

„Ich reiste zurück mit zerrissenem Herzen. Wohl hätte ich das Geld verschmerzt, aber die Treulosigkeit meines Hausfreundes konnte ich nicht verschmerzen. Er raubte mir das Vertrauen und den Glauben an die Menschheit. Als ich in unserer Stadt angekommen war, wäre ich gern sogleich zum General van Tyten, zu Philippinen geflogen, die vorläufig das Unglück zwar schon aus einem Briefe von mir erfahren hatte. Doch es war zu spät Abends. Mein Hauswirth begrüßte mich freundlich. „Was gibt's denn Neues bei uns?" fragte ich. — „Nicht sonderlich viel. Daß das Fräulein von Tyten vor vier Wochen vermählt ist, wissen Sie!" sagte er. — „Nicht möglich! Nicht möglich! Vermählt? was? die Tochter des Generals van Tyten? mit wem? mit dem Grafen? — was? nicht möglich!" rief ich. — „Allerdings möglich!" erwiederte er, und erzählte mir ganz ruhig alle Umstände haarklein, woraus erhellte, daß meine Philippine sich gar nicht gesträubt habe, dem hübschen, reichen, am Hofe sehr bedeutenden Grafen die Hand zu geben, sobald er darum angehalten hatte, und dies mochte kurz nach dem Empfang des Briefes geschehen sein, welchen ich dem Grafen aus Amsterdam von Schneemüllers Schurkerei geschrieben hatte. Ich glaubte aber an das Geschwätz meines Hauswirths nicht, und rief immer: es ist unmöglich! Ich glaubte die ganze Nacht nicht daran, wohl aber den folgenden Morgen; denn da vernahm ich von allen Seiten und vom General selbst die Bestätigung."

„Abscheulich, abscheulich!" rief Fritz, und drückte die Hand fest an sein Herz, als wollte er es vor dem Zerspringen bewahren.

Der alte Staatsrath sagte: „Nun ja, so rief ich auch. Nun,

von allen Seiten und so betrogen, — nun glaube ich an nichts mehr fest auf Erden, an die Liebe keines Mädchens, an den Schwur keines Mannes, an die Dauer keines Schicksals. Was mir unmöglich erschienen, war geschehen. Nun hielt ich auch das Unmöglichste für möglich, nur nicht, daß der Mensch und sein Loos beständig sei. Und wenn man mir auch das Unwahrscheinlichste sagte, antwortete ich: Es ist sehr möglich! — In den vier Worten lag von da an das System meiner gesammten Lebensweisheit. Ich nahm mir vor, mir die Worte bei jedem Anlaß zu wiederholen. Ich fand darin Trost, in der Tiefe meines Elends. Diese Worte bewahrten mich vor Verzweiflung. Ich lernte, daß ich auf nichts mehr zählen sollte, als auf mich selbst. Kannst du, dachte ich manchmal, kannst du denn noch jemals auf Erden froh werden? — Es ist sehr möglich! war dann mein Refrain, und er bestätigte sich. Seitdem behielt ich ihn bei. Die größte Huld des Glückes berauschte mich nachher nicht mehr; ich dachte an die Vergänglichkeit und das Unglück, und sagte: Es ist sehr möglich! Ich hatte seitdem keine größere Freude, als an dem Tage, lieber Fritz, als du geboren wurdest. Aber ich mäßigte mein Entzücken mit dem Gedanken: du könntest mir durch den Tod entrissen oder ein ungerathenes Kind werden. Da sagte ich: Es ist sehr möglich! und ward nüchtern und auf alles Böse gefaßt."

„Gott sei Dank, Väterchen," rief Fritz, „es ist beides nicht eingetroffen!"

„Gleichviel, mein Sohn, aber es war sehr möglich. Seitdem ich mein Sprüchwort habe, nehme ich jede angenehme Stunde, wie ein Geschenk des Himmels, ohne es für bleibend zu halten, und überrascht mich kein Uebel mehr, denn ich bin darauf gefaßt, und weiß, es hört endlich auf. Es ist Alles sehr möglich. Darum rathe ich dir, eigne dir diese Idee an. Sie muß sich aber durch beständigen Gebrauch in dein ganzes Wesen auflösen, sich

gleichsam in deinem ganzen Nervenbau verknüpfen — sonst frommt sie nichts, und du bleibst charakterlos."

„Wir Menschen alle," fuhr der Staatsrath fort, „werden bei unsern wichtigen und unwichtigen Begebenheiten und Handlungen von einer in dem Augenblick erst schnell aufsteigenden, oft uns selbst fast unbewußten Idee geleitet. Sie ist dann des Augenblicks und der Umstände flüchtiges Ereigniß, und zwar so sehr, daß man sich hintennach oft nicht einmal Rechenschaft geben kann, warum man eigentlich im entscheidenden Moment gerade so und nicht anders handelte. Unwissende glauben an göttliche oder satanische Inspiration. Daher können auch nur äußerst wenige Menschen dafür gut stehen, wie sie allenfalls unter diesen oder jenen Verhältnissen handeln würden. Sie können es nicht; denn beim Heranflurz des Verhängnisses sind sie meistens ihrer selbst nicht mächtig, wie betäubt, wie berauscht, weil ihrem Geiste alle Festigkeit, ich möchte sagen, das starke Knochengerüst, die fixe Idee der höchsten Lebensweisheit, der starke Christussinn, das Verachten des Irdischen und seines Spiels, das Hinschauen auf das Ewigwahre, Ewiggute fehlt. — Um sich solches eigen zu machen, muß man ein sehr einfaches Mittel, dem Geiste eine Krücke, irgend einen überall anzubringenden Widerspruch, wählen. Steht es dann und wann auch nicht wohl an: ei nun, was schadet's? Genug, wenn nur das Wahrste und Erhabenste zur bloßen Gewohnheit wird, das heißt, zur andern Natur, aber nicht zur thierischen gedankenlosen, sondern zur vollbewußten. Das gibt Stärke, das gibt Stetigkeit. Darum folge meinem Rath! Es ist dir sehr möglich."

Mit der Stärke und Stetigkeit des Gemüthes hatte es beim Staatsrath Stryk seine volle Richtigkeit; inzwischen zog ihm sein Sprüchwort doch zuweilen auch manchen Verdruß zu, was wenig-

stens andern Leuten wohl Verdruß gewesen wäre. Aber ihn focht nichts so leicht an.

Zum Beispiel war er eines Tages in der Ministerialversammlung, welcher der Kurfürst beiwohnte. Es war zur Zeit des französischen Revolutionstaumels. Man sprach nach aufgehobener Sitzung von den neuesten Vorfällen in Paris, in Lyon, in Straßburg; sprach von der ungeheuern Verwandlung der französischen Nation, von der ehemaligen Abgötterei, die sie mit ihren Königen getrieben, und von ihrer nunmehrigen Freudentrunkenheit beim Sturz des Thrones.

„Das ist das schändlichste Volk auf Gottes Erdboden!“ rief der Kurfürst: „Kein anderes Volk könnte das. Denk' ich an meine Unterthanen — nie, deß bin ich gewiß, werden sie von solchem Schwindel ergriffen werden, nie vor einem Andern kniebeugen. Halten Sie es für möglich? Was meinen Sie, Stryk?“

Der Staatsrath hatte in dem Augenblicke an etwas Anderes gedacht, die Worte seines Herrn nur halb gehört, und zuckte verlegen die Achseln, indem er nach seiner Gewohnheit sagte: „Es ist doch sehr möglich!“

Der Kurfürst stutzte. „Wie verstehen Sie das?“ rief er: „Glauben Sie, es werde je ein Augenblick kommen, da meine Unterthanen froh sein könnten, mich verloren zu haben?“

„Es ist sehr möglich!“ sagte Stryk mit Besonnenheit: „Man kann nichts voraus wissen. Niemand ist unzuverlässiger, als ein Volk; denn das Volk besteht aus Menschen, von denen sich jeder selbst mehr liebt, als den Fürsten. Eine neue Ordnung der Dinge bringt neue Hoffnungen; und immer sind Hoffnungen verführerischer, als der Besitz des Gutes selber. So sehr Ew. kurfürstliche Durchlaucht von allen Ihren Unterthanen geliebt werden, und so sehr Sie die Liebe derselben verdienen: doch wollte ich nicht schwören, daß nicht, bei verwandelten Umständen, dies Volk alle Wohlthaten vergessen, und zu Ehren einer Republik, oder eines andern

Herrn, Freudenfeste und Illuminationen anstellen, die kurfürstlichen Wappen abreißen und beschimpfen könnte. O ja, es ist sehr möglich."

„Sie sind nicht gescheit!" versetzte der Kurfürst heftig und wandte ihm den Rücken. Stryk fiel in Ungnade. Jedermann sagte damals: Stryk ist ein Narr.

Einige Jahre nachher drangen die Franzosen glücklich über den Rhein. Der Kurfürst mit seinem Hofstaat flüchtete. Man jauchzte Freiheit und Gleichheit hinter ihm her, stellte Freudenfeste und Illuminationen an, und riß die kurfürstlichen Wappen ab.

Stryk, als ein kenntnißvoller, brauchbarer Mann, fand auch unter der neuen Ordnung der Dinge seine Anstellung, und um so mehr, da bekannt genug geworden, weswegen er beim vertriebenen Landesherrn in Ungnade gefallen war. Man betrachtete ihn gewissermaßen als ein Schlachtopfer des Fürsten-Despotismus. Das Neue befestigte sich, und Stryk trug durch seine Thätigkeit und Geschäftskunde dazu nicht wenig bei.

Ungeachtet seines natürlichen Feuers ließ er sich doch nie zur politischen Schwärmerei hinreißen. Er hielt es auch nie mit einer Partei; das mußte ihn jeder Partei verdächtig machen. Die Jakobiner hießen ihn einen verkappten Royalisten, die Royalisten hießen ihn einen verkappten Jakobiner. Er lachte zu beiden Titeln und that seine Pflicht.

Eines Tages erschien ein Regierungskommissär, dem man, wie sich von selbst versteht, die größten Ehrenbezeugungen erwies. Jeder drängte sich zu demselben; Jeder suchte sich bei ihm einige Wichtigkeit zu geben. Mitunter fehlte es auch nicht an Leuten, die über den braven Stryk und die Zweideutigkeit seiner republikanischen Gesinnungen ihr dienstwilliges Wörtchen an Mann brachten. Der Kommissär, da er einst mit Stryk in großer, glänzender Gesellschaft zusammentraf, wo mancher feurige Toast auf die

Freiheit der Welt, auf die Rechte der Völker, auf die Siege der Republik angebracht worden war, wandte sich auch zu Stryk. „Ich wundere mich nur," sagte er, „daß die Könige es noch wagen, wider uns zu streiten. Denn sie beschleunigen damit ihren eigenen Sturz. Die Revolution macht die Runde um die Welt. Was hoffen denn die Leute? Bilden sie sich ein, die große Nation mit den Waffen zu beugen und die Bourbonen zurückzuführen? — Die Thoren! Eher würde ganz Europa untergehen. Was meinen Sie, Bürger: ist es einem vernünftigen Manne gedenkbar, daß in Frankreich jemals wieder ein Thron aufgebauet wird?"

„Unwahrscheinlich allerdings," sagte Stryk, „aber es ist sehr möglich."

„Was? sehr möglich?" schrie der Kommissär mit donnernder Stimme, daß die ganze Gesellschaft zusammenfuhr: „Wer an der Dauer der Freiheit zweifelt, hat sie noch nie geliebt. Es thut mir leid, daß einer der ersten Beamten solche Gesinnungen nährt. Wie können Sie sich auch nur entschuldigen?"

„Entschuldigen?" sagte Stryk ganz ruhig: „Das ist sehr möglich. Das freie Athen gewöhnte sich erst an einen Perikles, dann an einen König von Macedonien. Rom hatte erst Triumvirate, dann einen Cäsar und zuletzt Neronen. England tödtete seinen König, hatte einen Cromwell, hintennach wieder Könige."

„Was wollen Sie mit Ihren Römern, Athenern und Engländern?" rief der Kommissär: „Was wollen Sie mit diesen elenden, charakterlosen Völkern, die der Ketten werth waren? Sie werden sie doch nicht mit den Franzosen in Vergleich setzen? Aber ich verzeihe Ihnen Ihre schiefe Ansicht. Sie sind kein geborner Franzose."

Es war jedoch dem Kommissär mit dem Verzeihen kein besonderer Ernst; denn Stryk verlor bald darauf seine Stelle. Er mußte sich sogar gefallen lassen, wegen verdächtigen Reden in Verhaft und peinliche Untersuchung zu gerathen.

Einige Jahre nachher ward Bonaparte erſter Konſul, erſt für zehn Jahre, dann für Lebenszeit, dann Kaiſer und König. Stryk ward gleich anfangs wegen ſeiner Einſicht, Rechtſchaffenheit, und weil er von jeher zu denen gehört hatte, die man die Gemäßigten nannte, wieder in Amt und Würden eingeſetzt. Von dieſer Zeit an genoß er in ſeinem Kreiſe höherer Achtung, als je. So manches, was er zuvor geſagt hatte, war erfüllt. Man hielt ihn für einen politiſchen Fernſeher.

Napoleon verwandelte die Welt und verſchenkte Kronen. Auch Stryk ward der Diener einer dieſer Kronen und genoß die größten Ehren. Nun war kein Menſch mehr Republikaner. Jeder kroch vor dem neuen Herrſcher. Ja, Niemand wollte jemals zu den Republikanern gehört haben, ſondern Jeglicher behauptete, von dem Schwindel, der einſt Alle befallen hatte, frei geblieben zu ſein. Man rechnete es zur bitterſten Schande, nicht allezeit gut königlich gedacht zu haben.

„Ich finde darin keine Schande," ſagte Stryk, als ſich einſt darüber zwiſchen ſeinen beſten Freunden Vorwürfe und Wortwechſel erhoben: „ich glaube, ihr Alle habt, da der Schnupfen umging, davon befallen werden können. Und kommt ähnliche Witterung wieder, könnet ihr auch den Schnupfen noch einmal bekommen. Es iſt ſehr möglich."

„Wie? Halten Sie uns Alle für ſo ſchwache, arme Sünder?" riefen ſie insgeſammt: „Wahrlich, ich für meine Perſon," ſetzte Jeder hinzu, „laſſe mich nicht leicht von dem politiſchen Modefieber beſiegen!"

„Da fällt mir immer," ſagte Stryk, „aus Addiſons Zuſchauer, der Sultan von Egypten ein. Dieſer Sultan that ſich etwas darauf zu gut, ein ſtarker Geiſt zu ſein. Nichts war ihm

lächerlicher, als was der Koran von des Propheten Mahumed überirdischer Reise erzählt. Laut der Sure des Korans ward der Prophet nämlich, da er eines Morgens im Bette lag, vom Engel Gabriel durch Paradies und Hölle und alle sieben Himmel geführt; er hörte, er sah da Alles, was vorging, hielt mit Gott neunzigtausend Unterredungen, und das Alles in so kurzer Zeit, daß der Prophet sein Bett noch warm fand, da ihn der Engel Gabriel wieder hineinlegte, ja, daß das Wasser eines Kruges, den er bei Anfang der Himmelfahrt vor seinem Bette umgestoßen hatte, noch nicht einmal ganz ausgeflossen war. — Es spöttelte der Sultan eines Tages über die Geschichte auch in Gegenwart eines türkischen Heiligen, der im Rufe stand, Wunder verrichten zu können. Dieser nahm es auf sich, den Sultan von seinem Unglauben zu heilen, wenn er thun wolle, was ihm geboten würde. Der Sultan nahm den Mönch beim Wort. Der Heilige führte den Herrn der Gläubigen zu einer Kufe, die bis an den Rand voll Wassers war. Der ganze Hofstaat war zugegen, und umringte neugierig die Kufe. Der Mönch gebot dem Fürsten, den ganzen Kopf ins Wasser zu tauchen und augenblicklich wieder herauszuziehen. Der Sultan that es. Kaum aber hatte er den Kopf im Wasser, sah er sich am Fuße eines Gebirges, unfern dem Meeresgestade, ganz einsam. Man denke sich sein Entsetzen! Er verwünschte den Mönch und schwor, ihm den Hexenmeisterstreich zeitlebens nicht zu verzeihen. Allein was half's? Er mußte sich wohl in sein Schicksal ergeben. Zum Glück bemerkte er Leute in einem Walde. Es waren Holzfäller. Mit Rath derselben kam er zu einer jenseits des Waldes gelegenen Stadt. Allein er befand sich weit von Egypten, am kaspischen Meere. Niemand kannte ihn. Er wagte nun nicht zu sagen, daß er der Sultan von Egypten wäre. Nach mancherlei Abenteuern gewann er die Gunst eines reichen Mannes und heirathete dessen schöne Tochter. Mit dieser hatte er vierzehn Kinder, näm-

lich sieben Knaben und sieben Mädchen. Seine Frau starb endlich, und nach mehrern Jahren gerieth er durch verschiedene Unglücksfälle, Krieg und Krankheit ins größte Elend. So weit kam es, daß er in den Straßen der Stadt sein Brod betteln mußte. Er weinte oft bittere Thränen, wenn er seinen gegenwärtigen betrübten Zustand mit der Pracht des ehemaligen egyptischen Palastes verglich, und hielt sein Loos für Strafe und Züchtigung des vielbewiesenen Unglaubens. Er beschloß, Buße zu thun und sich nach Mekka durchzubetteln. Er vollbrachte die Wallfahrt glücklich. Ehe er aber die heilige Stätte berührte, wollte er sich durch eine Waschung vorbereiten. Er ging zum Fluß, entkleidete sich, tauchte ganz unter und erhob sich wieder. Neues Wunder! Wie er den Kopf herauszog, stand er nicht im Fluß, sondern dicht vor der Kufe, bei seinen Höflingen und dem Mönch, der ihn geheißen hatte, den Kopf ins Wasser zu stecken. Trotz seines Erstaunens und seiner Freude konnte er sich doch des Grimmes gegen den Mönch nicht enthalten, der ihm den boshaften Streich gespielt und ihn so vielen Gefahren und Leiden preisgegeben hatte. Aber das Erstaunen des Sultans stieg aufs Höchste, als er vom ganzen Hofe, dem er seine Schicksale erzählte, vernahm: er wäre gar nicht von der Kufe weggegangen, sondern habe diesen Augenblick erst den Kopf ins Wasser getaucht und eben so plötzlich ihn wieder zurückgezogen.

„Ihr Herren," fuhr der Staatsrath fort, „seid wohl alle im Falle unsers Sultans von Egypten. Hätte man euch vor der Revolution gesagt, was ihr alle *während* derselben thun würdet, ihr hättet es nicht geglaubt. Jetzt habt ihr den Kopf aus der Kufe gezogen, und wollt nun nicht Wort haben, was ihr zur Zeit der Wunder dachtet, fühltet, lebtet. Sollten die ausgewanderten Bourbonen und Adelichen je wieder nach Frankreich zurückkommen, ich wette, sie halten die ganze *Geschichte* seit 1789 für nicht *geschehen*, und stehen, wie der Sultan von Egypten,

feyhlich vor der Kufe, und betrachten die Jammerjahre, wie eine träumerische Selbsttäuschung."

Man lächelte. „Nun, nun," sagten Einige: „der Herr Staatsrath mag in Manchem Recht haben. Aber sollte man im Ernst wohl denken, daß die armen Bourbonen je wieder zurückkommen? Das gehört nun doch ins Reich der Unmöglichkeit."

„Hm, es ist sehr möglich!" sagte Stryk. Und in der That erlebte er auch noch diesen Umschwung der Dinge, und wie Alles wieder ins vorige Geleise der politischen Ordnung zurücktrat.

Der Umschwung konnte für einen Mann von Stryks Denkart nicht gefährlich sein, besonders da er bei dem Napoleonischen Monarchenthum zuletzt abermals in Ungnade gefallen war. Man erzählte sich: Napoleon habe von seiner politischen Sehergabe gehört. Kurz vor der Abreise des Kaisers aus Frankreich zum Feldzuge nach Rußland ging einer seiner Generale zum Staatsrath und fragte ihn beiläufig, was er vom Ausgang des Feldzuges halte? — Der alte Geschäftsmann wunderte sich über die Frage, und wollte nicht antworten. Dem General kam dies sonderbar vor. „Ich denke, wir feiern die Weihnachten in Petersburg," sagte er; „es scheint aber, Sie fürchten von der Unternehmung schlechtes Gelingen." Der Staatsrath zuckte nach seiner Gewohnheit die Achseln und versetzte: Es ist sehr möglich. Das brachte ihm Schaden. Er ist ein Narr, hieß es, und sein Name verschwand ganz von selbst auf der Liste der Staatsräthe. Da aber die verbündeten Mächte in Frankreich einrückten und allenthalben die Napoleonischen Schöpfungen zerstört wurden, sagte Jedermann: Stryk ist ein Prophet. Das ist immer das Schicksal der Weisern.

Seine Ungnade unter der Regierung der Anmaßer (wie nun plötzlich die verbannten Kaiser und Könige Legitimer Herkunft

hießen) gereichte ihm zur Gnade bei dem neuen legitimen Landesfürsten. Doch fehlte wenig, sein Sprüchwort hätte ihn auch bei diesem wieder in übeln Ruf gebracht.

Denn als der Fürst eines Tages den Staatsrath fühlen ließ, man halte ihn für einen Achselträger, weil er bei allen Wechseln der Regierungen immer obenan geblieben wäre, und daß er es sogleich mit keiner treu gemeint haben möge, antwortete der alte Mann ganz trocken nach seiner Gewohnheit: Es ist sehr möglich; denn, setzte er schnell hinzu, indem er sich besann, „ich war allezeit ein treuer Staatsdiener."

„Das ist platter Widerspruch!" rief der Souverän: „wie können Sie sich als einen treuen Staatsdiener proklamiren, wenn Sie heut' einem rechtmäßigen, morgen einem unrechtmäßigen Herrn den Hof machen?"

„Eben weil ich mich immer befliß, kein Herrendiener, sondern ein Staatsdiener zu sein. Unter unrechtmäßigen Herren oder übeldenkenden Herren ist es jedem redlichen Freund des Vaterlandes doppelte Pflicht, dem Staate zu helfen."

„Was Staat?" fragte der Souverän: „Ich rede von der Regierung. Können Sie die vom Staate getrennt denken?"

„Nein, allergnädigster Herr; wohl aber die Person getrennt von der Regierung."

Der Souverän warf einen finstern Blick auf den Staatsrath, und sagte: „Das ist Revolutionssprache, die jetzt nicht mehr gelten soll. Merken Sie sich das: Ich und der Staat sind ungefähr dasselbe. Sie sind nicht der Diener des Staats, sondern mein Diener für den Staat."

Der Staatsrath verbeugte sich schweigend. Nach einiger Zeit

ward er seines Alters wegen zwar vom Amte entlassen, aber doch mit Beibehaltung seines Gehaltes.

Auch in seiner Abgeschiedenheit von den öffentlichen Geschäften behielt er das einmal erworbene Ansehen und besonders den Ruf eines politischen Sehers. Denn alle Staatsveränderungen hatte er nach seiner Weise lange und mit auffallender Sicherheit vorausgesagt, so daß man sich gern mit einer Art Aberglaubens an ihn wendete, um seine Meinung wegen der Zukunft zu erfahren.

Als man ihm einst über seine seltene Gabe ein Kompliment machte, konnte er sich des Lachens nicht enthalten. „Man kann," sagte er, „unter Leuten, die schlechterdings blind sein wollen, ganz wohlfeil zur Würde eines Sehers und Weissagers gelangen. Mit gesundem Menschenverstand und kaltem Blut reicht man weit, wenn alle Welt in leidenschaftlicher Heftigkeit wider einander rennt und sich über die Dinge, wie sie sind, verblendet."

„Könnten Sie uns nur Ihre Seherkraft mittheilen!" sagte einer seiner Bewunderer.

„Es ist sehr möglich!" gab er zur Antwort! „Um in die Zukunft zu schauen, muß man rückwärts sehen, nicht vorwärts. — Rückwärts in die Vergangenheit, da hängt der Prophetenspiegel. Aber unsere Minister sehen nicht gern dahin; ohnedem haben sie vom vielen Lesen der Bittschriften, Lobreden und diplomatischen Noten kurzes, verdorbenes Gesicht."

„Aber was sagen Sie von der jetzigen Zeit."

„Sie bleibt nicht, mit Allem, was in ihr ist. Gegen diese Prophezeiung läßt sich nichts einwenden!" sagte der Alte.

„Also meinen Sie, die Unruhen und Aenderungen seien noch nicht zu Ende! Und doch ist der böse Geist unter die Ratten und Mäuse von St. Helena verbannt. Woher sollte er wieder kommen?

Oder glauben Sie, er oder Seinesgleichen könne wieder erſcheinen und Spuk treiben?“

Der Staatsrath zuckte die Achſeln: „Es iſt ſehr möglich. Uebrigens hat der böſe Geiſt nicht die ſüdamerikaniſche, nicht die franzöſiſche Revolution gemacht; er hat aber das, was die Revolutionen im menſchlichen Geſchlecht beſchleunigt, mächtig befördert, weil er, ſeiner Dynaſtie wegen, dagegen kämpfte, nämlich gegen Wahrheit, Aufklärung, Freiheit, Recht, nicht nur bei den Franzoſen, ſondern auch bei andern Völkern. Das weckte auch die andern Völker. Nun will man aber wieder mit Waffengewalt, mit Inquiſition, Tortur, Nunziaturen, diplomatiſchen Pfiffen, Haarbeuteln, Perrücken, Spießruthenlaufen, Adelspatenten, Ordensbändern, Staubbeſen, ewigen Bündniſſen, Cenſurgeſetzen und dergleichen altlöblichen Dingen zum ewigen Frieden helfen. So geſchah es ſchon zur Zeit Franklins und Waſhingtons, zur Zeit der Baſtillen, zur Zeit der Davouſte und Palms. Dieſelben Mittel und Urſachen werden dieſelben Wirkungen haben. Darauf verlaßt euch.“

Erzählungen im Nebel.

Nachfolgende kleine Erzählungen, welche zuerst im rheinischen Taschenbuch 1831 erschienen, gründen sich auf wirkliche, theils in alten Chroniken, theils in mündlichen Ueberlieferungen bewahrte Sagen.

1.

Die Thee-Gesellschaft.

Wir hatten uns nun auf der prachtvollen Höhe des Rigi-Berges, nach einem der schönsten Sommertage, ganz vergebens gefreut, das stille Einschlummern der weiten Welt zu unsern Füßen zu beobachten. Es erschienen weder die vielen goldigflammenden Seen ringsum, die man unserer Einbildung vorläufig geschildert hatte, noch jene rothglühenden Gletscherspitzen hoch über der Nacht der Thäler. Ein scharfer, frostiger Windstrom, welcher selbst die winterhaftesten Vermummungen der Berggäste durchzog, und den ganzen Rigi zuletzt in dichte Nebel begrub, hatte alle Luftfahrer, wie uns, in die hölzernen Gasthöfe dieser Alpenwelt zurückgetrieben.

Während Tante Martha uns in ihrem Zimmer den Thee, mit jener feierlichen Wichtigkeit, bereitete, welche ein Geschäft

wichtiger Art nothwendig fordert, trat ihre Nichte Cöleſtine aus der dicken, faltigen Winterhülle eines weiten Mantels ſchlank, wie ein Schneeglöckchen, hervor, das ſich durch die Verſchneiung des Märzes Bahn bricht. Sie achtete des Jammers nicht, welchen wir Andern über die fehlgeſchlagene Hoffnung gerechtermaßen anſtimmten. Sie ſtand am kleinen Fenſter und betrachtete durch die Scheiben die Spiele des gaukelnden Nebels, wie dieſer bald Alles in graue Finſterniß verſchlang; bald zerriß und aus ſeinem Schooſe eine ungeheure ſchwarze Berggeſtalt hervorſpringen ließ, um ſie wieder nach wenigen Augenblicken zu verſchleiern; bald ſich in dichtere Maſſen zuſammenrollte und ſie an der Hütte, wie Rieſengeiſter, vorüberfahren ließ.

„Es iſt doch ſchön!“ unterbrach ſie, zufrieden mit jedem ihrer Schickſale, das Klagelied der Männer: „Es iſt wunderſchön, und mahnt mich an die grauenvollen Einſamkeiten des blinden, ſchottiſchen Barden. Wie kommt's auch, daß unſer prachtvolles Alpenreich, daß die rieſenhaften Umgebungen unſerer Schweizerthäler noch keinen Homer, keinen Oſſian hervorbrachten?“

„Sehr natürlich!“ erwiederte unſer Profeſſor der Weltgeſchichte, Herr Gubert, indem er die goldene Tabaksdoſe zwiſchen den Fingern ſich mühlenartig drehen ließ: „Wir haben keine Rieſenmenſchen, wie wir Rieſenberge haben. Hätten wir einen Achilles, oder Fingal, in unſerer Vorwelt gekannt, würde ſich wohl der Oſſian und Homer eingefunden haben. Wir ſind im Beſitz einer prächtigen Bühne; aber die großen Schauſpieler mangeln darauf. Was läßt ſich am Ende aus einer bloßen Bühnenbeſchreibung Beſſeres machen, als etwa ein Lehrgedicht von den Alpen, wie Haller ſchrieb?“

„Dazu geſellte ſich unglücklicher Weiſe wohl noch ein anderer, kleiner Uebelſtand,“ fiel Wunibald ein: „die Schweiz iſt durchaus an dichteriſchen Geiſtern von hohen Empfängniſſen entblößt

Die Thaten eines Achilles zu ſingen, muß der Sänger ſelbſt ein Achilles auf der Harfe ſein. Natur und Schickſal machen den glücklichen Feldherrn und Streiter; aber die Heldenwerke des Halbgottes verrichtet der Genius des Dichters allein. Wohl rühmen auch wir uns unſterblicher Sänger; aber ſie ſtehen, ſonderbar genug, zu den rieſigen, wilden Schöpfungen unſerer Gebirgswelt, im vollen Gegenſatz. Wie die Fantaſie der Bewohner des flachen Landes gern Rieſen träumt, weil bei ihnen Alles niedrig iſt, und hingegen der Gebirgsmenſch kleine, ſchalkhafte Zwerge, Rübezahle und Schrättelі, ſieht, weil das Große ihm das Gewohnte iſt: ſo dichtete Salomon Geßner, im Angeſicht der ewigen Gletſcher, ſeine Idyllen von einer kleinen Unſchuldwelt in unübertroffener Lieblichkeit, und Gaudenz von Salis beſang am Fuß des ſchroffen, von tauſendjährigen Wettern zerriſſenen, Calandafelſen, die ſtille Laube, den Bach und die darin, als Schiff des Kindes, ſchwimmende Nußſchale."

„Und was ſagen Sie dazu?" fragt die geſchäftige Tante mich, indem ſie mir zur Taſſe Thee den Zucker bot: „Ich fürchte, Cöleſtine hat mit ihrer Frage das Feuer einer Gelehrten-Fehde angeblaſen."

„Sorgen Sie nicht!" gab ich zur Antwort: „Ich ſtimme nicht nur unſern Vormännern bei, ſondern ergänze ihre Löſung der Aufgabe noch durch eine kleine Nachhilfe. Es fehlt nämlich unſerer ſchönen Schweizergeſchichte ganz und gar der hiſtoriſch-religiöſe Hintergrund des Alterthums, gleichſam das ungewiſſe Licht einer geſchichtlichen Morgendämmerung der Sagen, Fabeln, Wunder und Mythen. Nicht daß ſie von jeher mangelten; aber ſie ſind ausgeſtorben im Glauben, Ahnen und Geſang unſeres Volkes. Darum konnte ſie kein Piſiſtratide bei uns zu einer Ilias und Odyſſee, kein Makpherſon zu einem Fingal, kein Biſchof Piligrim, oder wer ſonſt, zu einem Nibelungen-Sang vereinen.

Und ohne diesen romantischen Hintergrund allgemein geltender Ueberlieferungen im Volk, ohne diesen bestehenden Glauben an überirdische Mächte, die in der Urzeit handelten, läßt sich höchstens mit Arioſt und Taſſo, ein Zaubermährchen aus dem Mittelalter, oder, mit Voß, eine Luiſe der heutigen Welt, ſchaffen."

„Sie haben Recht!" rief Wunibald: „Selbſt das alte Frieſenlied, welches noch Johannes Müller zu Ehren zog, wird nicht einmal mehr in den Thälern des Hasli geſungen. Und doch war es vielleicht der letzte Nachhall der Urſache vom Einzug der Kymern des Nordens in unſer Gebirg. Mit ihm iſt die Sage vom Suiter, Swey und Haſi, den Häuptlingen der Einwanderer, verwandt. Wunderbar klingt damit auch die ſkandinaviſche Sage zuſammen, welche unſer Karl von Bonſtetten aus Dänemark mitbrachte, vom Zug der tapfern Nordhelden gen Italien, wie ſie unterwegs unſere helvetiſche Wiflisburg belagerten und verbrannten."

„Wir hätten," fiel mir der Profeſſor ins Wort: „zu unſerer Geſchichte wohl des fabelhaften Hintergrundes zu einem Epos genug, wollte ſich nur Jemand einmal Mühe geben, die Bruchſtücke dazu aus halbverweſeten Chroniken, oder aus Erzählungen zu ſammeln, die man noch Abends beim Schimmer der Herdflamme in den Alphütten vernimmt. Da würden wir im Wunderlande der Schratten, Feen, weiſſagenden Träume, Heiligen, Helden, Ungeheuer und Günſtlinge überirdiſcher Weſen wandern. Wie romantiſch ſtellte uns, zum Beiſpiel, der letzte Propſt von Embrach in ſeiner Chronik den Urſprung von Zürich und Aachen auf; oder die Sage und die Erbauung von Schaffhauſen, von Solothurn dar, oder das Entſtehen anderer Städte und Burgen, oder die Benennung von vielen Bergen, Thälern und Quellen!"

„O lieber Profeſſor," rief Tante Martha: „erſetzen Sie uns doch die Stelle des romantiſchen Propſtes von Embrach. Eine abenteuerliche Geſchichte nimmt ſich nirgends beſſer aus, als in

den Nebeln des Rigi. Erzählen Sie geschwind den Ursprung von Zürich!“

Cöleſtine rückte im Augenblick ihren Strohſeſſel dicht zum Sitz des gelehrten Mannes, klopfte ihm ſchmeichelnd die Achſel, und ſagte: „Bitte, bitte! Zürich iſt mir lieb. Wenn Sie uns erzählen, will ich Ihnen dafür auch recht gut ſein.“

„Für den Preis ließe ſich eins wagen!“ verſetzte der alte Herr: „obwohl ich eigentlich mit meinem Gedächtniß nicht auf dem beſten Fuße ſtehe, und ich die Chronik des Heinrich Brennwald längſt nicht mehr geſehen.“

„Um nicht geringern Preis wüßt' ich auch eine höchſt glaubwürdige, wundervolle Sage von Stierenbach im Waldnacher Thal zu berichten,“ ſagte Wunibald.

„Und ſollt' ich leer ausgehen?“ rief ich: „da ich doch die Geſchichte von der ſchönen Alpenkönigin weiß?“

„Erzählen Sie nur; Alle der Reihe nach!“ ſagte Cöleſtine ungeduldig: „Um den Preis werden wir hernach gewiß einig. Und ſollt' ich zuletzt damit nicht ausreichen, hilft mir die Tante gütig nach.“

Profeſſor Gubert ſann eine Weile ſchweigend, indem er auf der Doſe mit den Fingern trommelte, huſtete und begann.

2.

Der Urſprung von Zürich und Aachen.

Mit der Pracht der neuen Kaiſerkrone kam Karl der Große von Rom über das Alpengebirg in den weiten, wilden Arboner-Gau. Dieſer umfaßte beinahe die ganze Morgenhälfte des alten helvetiſchen Landes, mit vielen unbekannten Bergen, Seen und nie durchwanderten Wäldern. Es war in den Wildniſſen nicht ge-

heuer. Die finstern Gehölze und Sümpfe verbargen grausiges Ungeziefer aller Art; Drachenschlangen und Lindwürmer nisteten noch in den Felsklüften des Gebirgs.

Der Kaiser jedoch gelangte wohlbehalten zum großen Waldsee, wo vor Alters ein Ort, genannt Thuricum, an einer schönen Stätte gelegen haben soll, an welcher der Limmatstrom noch jetzt seine blaßgrünen Wellen aus dem See hervorrollt. Zwar das Thuricum der Römer war längst verschwunden. Dichter Rasen und wucherndes Gebüsch bedeckten das Gestein gewesener Tempel und Paläste. Aber noch stand da, von rauher Bauart, eine geringe Burg; und hin und wieder eine Gasthütte, Wallfahrer zu bewirthen, die zu den Gebeinen der Märtyrer St. Felix und Regula kamen; oder auch Kauffahrer, die, aus Welschland über den hohen Septimer her, mit Saumthieren und Waaren, längs dem Seeufer, nach Frankreich zogen.

Hier beschloß Kaiser Karl von den Beschwerden der mühseligen Reise auszuruhen; die letzten Sprossen des Heidenthums zu vertilgen und Recht und Gericht zu pflegen im Arboner-Gau. Darum ließ er einen Pfeiler aufrichten an der heiligen Stätte, welche weiland von dem Blute der Märtyrer geröthet worden war; und an den Pfeiler ließ er eine Glocke befestigen; die weit über den stillen See hinaufschalle, und daran noch ein herabhängendes Seil binden, daß Jedermann die Glocke anziehen könne. Auch ward im Gau verkündet; wer zur Mittagsstunde läuten werde, dem solle von kaiserlicher Majestät, nach gerechter Klage, Gerechtigkeit werden.

Eines Tages nun tönte die Säulenglocke, und der Kaiser sandte, zu sehen, wer den Strang zöge. Doch ward Niemand erblickt. Andern Tags scholl die Glocke noch heller; aber die Boten des Kaisers sahen abermals keinen Menschen dabei. Also geschah auch am dritten Tage. Darum gebot der König und Herr seinen Knechten, sie sollten sich um die Mittagsstunde beim Platz der heiligen Blut-

zeugen verbergen, und den Thäter belauschen. Allein diese kehrten mit Zagen und Grausen zum Kaiser zurück und sprachen: „Es ist eine große goldgrüne Schlange zur Mittagsstunde gekommen, die sich unter dem Pfeiler aufgebäumt, den Strang mit ihrem glänzenden Leib umwickelt und die Säulenglocke geläutet hat.“

„Gleichviel, wer Gerechtigkeit von uns begehrt, Mensch oder Thier!“ antwortete der König: „Wir sind dieselbe, ohne Unterschied, jedem unserer Unterthanen schuldig.“

Alsobald erhob er sich vom Mittagsmahle, und begab sich, mit gesammtem Hofgesinde, ungesäumt zur heiligen Stätte. Da kroch eine große goldgrüne Schlange gegen ihn; streckte sich wundersam aus dem Grase hoch auf; verneigte sich dreimal, wie in tiefster Ehrerbietung vor kaiserlicher Hoheit, und kroch wieder davon, dem Ufer der Limmat zu. Als der Kaiser solches sah, und wie sie von Zeit zu Zeit das Haupt erhob, als wolle sie schauen, ob er ihr folge, ging er schnurstracks nach mit aller Begleitung.

Da sah er die Schlange vor einer Höhle von bemoostem Gestein, zornig und zischend und züngelnd. In der Höhle aber saß fauchend, mit Feueraugen, eine ungeheure Kröte auf dem beschriebenen Stein eines niedergestürzten Heidenaltars. Unter dem Altar lagen silberhell leuchtend die Eier der Schlange. Nun verstand König Karl die Klage des nothleidenden Thiers und sprach: „Schlange oder nicht; jedem Geschöpfe gebührt sein Recht! Zerret das Unthier aus der Höhle, welches auf dem Heidenaltar wie auf einem Throne sitzt, und der Mutter die Jungen raubt. Zündet ein Feuer an und verbrennt das Unthier. Ich aber sag' euch, also will ich in diesen Gauen das verborgene Heidenthum ausrotten, welches die Erstlinge des Christenthums zerstören will. In Ehren der Blutzeugen Felix und Regula soll ein Münster an die Stätte der Glockensäule entstehen zum Gedächtniß dieses Ereignisses und eine Schule daneben zur Erleuchtung des ganzen Arboner-Gaues.“

Wie er geboten, geſchah. Aber des andern Tages, als der Kaiſer fröhlich beim Mahle ſaß, ſchlüpfte, zur Verwunderung aller Gäſte, die goldgrüne Schlange zur Pforte des Saales herein. Dreimal richtete ſie den Leib auf; dreimal verneigte ſie ſich mit Demuth vor des Kaiſers Hoheit; dann ſchwang ſie ſich auf den Tiſch, umringelte des Kaiſers goldenen Trinkbecher; ließ ein Gerſtenkorn, eine Weinbeere und einen Rubin in den Wein fallen und verſchwand.

Der Kaiſer betrachtete den edeln Stein bewundernd, deſſen Licht und Pracht alle Gäſte prieſen. Das Gerſtenkorn aber und die Weinbeere warf er durchs Fenſter hinaus, in die Allmend.

Darauf rief er Baumeiſter aus fernen Landen, ließ ein großes, prachtvolles Münſter erbauen und eine Schule daneben, welche noch heut' ſeinen Namen mit Ruhm trägt. Es kam von allen Enden viel Volks herbei, der Andacht, oder Wiſſenſchaft, oder des Gewerbes wegen, und ſiedelte ſich an, daß binnen kurzer Zeit eine ſchöne Stadt geſehen ward an der Stelle von Thuricums Hütten. Das iſt Zürich. Der Menge der Bauleute, und des Volks aber gebrach es nie an Nahrung. Denn die verachtete Weinbeere und das Gerſtenkorn wucherten ſo gewaltig durch die Allmenden links und rechts dem See, daß rechts alles von Rebengebüſchen bedeckt ward und links, hoch zu den Bergen auf, die Aehren ſtiegen.

Als der Profeſſor hier einen Augenblick im Erzählen ruhte, ſagte Tante Martha: „Das Mährchen wäre ganz artig; aber die Kröte darin iſt ein ſehr unpoetiſches, garſtiges Thier.“

„Auch ſchmeckt das Ganze etwas legendenartig nach der Embracher Mönchszelle,“ bemerkte Wunibald: „Eine barbariſche wunderliche Schöpfung unbeholfener Einbildungskraft, die das Seltſame ohne Zweck zuſammenhäuft. Wie abſtechend davon zeigt ſich die ſchöne Fabelwelt der Helenen! Eben durch ihren tiefern Sinn

haben die griechischen Mythen den ewigen Werth empfangen, sind sie die Hieroglyphe der Jahrhunderte geworden, und hat sich das Götterthum, dessen Verlust Schiller betrauerte, gleichsam noch, als Kirche und Glauben der Poesie, erhalten."

„Wahrhaftig!" rief Gubert: „bleibt mir doch mit aller Höhe und Tiefe der Weisheit von den Volkssagen weg. Die Fabel von den kadmei'schen Drachenzähnen bei der Gründung Thebens hat für mich so viel Geist und Ungeist, als Meister Heinrich Brennwalds Sage von der zürcherischen Höflichkeit der goldgrünen Schlange. So viel ist gewiß, Karl der Große war im Jahr 800 wirklich in Thuricum. Und das ist genug! Mit der verborgenen Weisheit in den griechischen Fabeln hat es eigene Bewandtniß. Sinnvolle Dichter mögen ihren Sinn erst in das bunte Kleid der überlieferten Geschichten gehüllt haben. Bringt zur Embracher Chronik noch einen Kram von mystischer Naturphilosophie und Symbolik: so gewinnen die Schweizersagen so viel geheime Wahrheit und Bedeutsamkeit, als die indischen und griechischen."

„Und das wäre, dünkt mich, so schwer nicht," sagt' ich: „Die Schlange, das alte Sinnbild der Ewigkeit, deutet hier offenbar den ewigen Glauben der Christen an, welche seinen Samen schon im Arboner-Gau niedergelegt hatte. Die Kröte auf dem römischen Altar ist unzweideutig die Darstellerin des noch im Dunkeln herrschenden Heidenthums. Daß Karl den Rubin dem Gerstenkorne und der Weinbeere vorzog und diese wegwarf in die Allmend, lehrt eben sowohl, wie Fürsten das Glänzende höher stellen, denn das Nützliche; als auch, wie erst die Fremden Anbau in die Schweiz gebracht und die Tripsolemen unsers Landes geworden sind.

„Es ist nur schade," sagte Tante Martha: „daß der Rubin so dürftig davon kömmt. Er hätte die Hauptrolle spielen müssen."

„Die Geschichte meines Prophets ist noch nicht geschlossen,"

verſetzte Gubert. „Hören Sie, was aus dem edeln Stein geworden iſt.“

Kaiſer Karl gab den Rubin, als Liebeszeichen, an ſeine Gemahlin. Und von Stund an verwandelte ſich ſein ganzes Gemüth zu ihr. Er fand die Kaiſerin ſo reizend, daß er ſich nicht mehr von ihr trennen konnte. Entfernten ihn Reichs- oder Kriegsgeſchäfte, erkrankte er faſt in ſchwermüthiger Sehnſucht, und geſundete nicht, bis er ihr Antlitz wieder ſah. Deſſen verwunderte ſich ſelbſt die kaiſerliche Frau, und ſie erkannte aus Allem, daß dem Steine eine verborgene Kraft inwohne. Darum trug ſie ihn ſtets bei ſich, und ſogar, als ſie ſtarb, verbarg ſie ihn unter ihre Zunge, damit er nicht in eines andern Weibes Gewalt gerathe.

Nach dem Tode der Kaiſerin ward ihr Gemahl aber untröſtlich. Ihr Grabgewölbe, von einer ſilbernen Lampe erhellt, dünkte ihn prächtiger, denn die prachtreichſte ſeiner hundert Pfalzen. Dahin begab er ſich Tags und Nachts, und rief mit zärtlicher Inbrunſt den Namen der Todten. Es luden ihn umſonſt die Großen des Reichs zur Arbeit ein, und die Paladine zum Streit gegen die ungläubigen Sarazenen.

Auch der große Roland trat eines Tages in die fürſtliche Gruft, ſeinen Herrn und Gebieter zu wecken und zu mahnen. Doch der ungeſtüme Ritter ſtieß unvorſichtig mit ſeinem Helm an die prangende Silberampel, daß ſie erloſch. Wie er nun den Kaiſer aus der Finſterniß des Gewölbes hinwegführte und noch einmal hinter ſich ſah, erblickt' er einen rubinrothen Glanz um den Mund der Kaiſerin. Darum ging er abermals in das Grabgewölbe, das Wunder in der Nähe zu ſchauen; entdeckte den edeln Stein im Mund der Leiche und nahm ihn zu ſich.

Zur ſelbigen Stunde vergaß Kaiſer Karl die Gruft und ſeine Gemahlin, aber ſein Vetter Roland ward ihm der Allerliebſte von

den zwölf Paladinen. Ohne ihn mocht' er nicht leben, ohne ihn nicht speisen und schlafen. Dessen erstaunte der tapfere Roland nicht wenig, und er sann lange darüber und versuchte Vieles, bis er den Zauber verstand, der in dem Steine geheim lag. Da sprach der Ritter stolz: „Fern sei von mir, daß ich diesem Steine mehr danken soll, als meiner Tapferkeit, Frommheit und Treue!“ Und er warf den Rubin verächtlich in einen westphälischen Sumpf, worin sich warme Quellen verfaßen.

Von diesem Tage an gewann Kaiser Karl die Quellen also lieb, daß er sie köstlich auffassen und mit Gebäuden umringen ließ. Nur in ihren warmen Quellen gewann sein Leib Ruhe und Heil. Er baute Aachen zur vornehmsten Stadt seines Reichs, und setzte dahin seinen kaiserlichen Stuhl. Auch einen wunderreichen Dom richtete er daselbst auf, worin sein Grab, und dazu ein Chorherrenstift, welches mit dem Stifte von Zürich ewige Verbrüderung eingehen mußte.

„Allerliebst!“ rief Tante Martha: „fast in morgenländischem Geschmack, wie Tausend und eine Nacht! Nur den Rubin hätte man sollen in der Schweiz behalten.“

„Unsere Alten,“ sagt' ich, „hatten vom hohen Werth der edeln Steine gar schlechte Kenntniß. Sie wissen ja, den wallnußgroßen Diamant aus der burgundischen Beute verkaufte ein Soldat bei Grandson um wahres Bettelgeld an einen Mönch. In der rohen Sitteneinfalt der Völker geht das Nützliche dem Schönen weit vor; bei veredelter Bildung erst paart sich Beides; dann im Zustand der verwilderten Bildung oder verfeinerten Thierartigkeit, nimmt das Schöne und Ueppige den Rang vor allem Guten und Nützlichen ein.“

„Sie vergessen Rolands Wort und That,“ bemerkte mir Fräulein Göleftine: „Der Held zog dem Schönen und Nützlichen das

Gute vor; eigenen Werth dem fremden. Das ist wohl der höchste Bildungsstand. Die Kaiserin hingegen hatte noch nicht Muth genug, den Wunderstein zu verschmähen."

„Und welches Frauenzimmer hätte den Muth?" fiel Wunibald lächelnd ein: „Besitzt nicht jedes Mädchen, im frischen Glanz der Jugendschönheit, seinen Zauberrubin? Wie viele unserer Schönen möchten sich freiwillig dieses Talismans der Natur entschlagen?"

„Wohlan!" rief Gubert: „Da sehen wir offenbar, welch eine tiefe, geheimnißvolle Fülle der Weisheit in den Sagen und alten Volksmährchen unsers Landes ruht. Wenn diese nicht mit indischen, griechischen und nordischen wetteifern, liegt die Schuld nur an der Geistesarmuth unserer Ausleger, Symboliker und Naturphilosophen."

„Sie haben uns noch die Sage von der Gründung Schaffhausens versprochen, lieber Professor," sagte die Tante.

„Ich bin wirklich im besten Zuge," erwiederte dieser: „Hören Sie mit geziemender Andacht zu!"

3.

Schaffhausens Gründung.

Wo heut' zwischen anmuthigen Hügeln und Gebäuden, in fruchtbarem Gelände, der größte Wasserfall Europa's aus kochender Tiefe Wolken um Wolken emporstößt, war zu Anfang des eilften Jahrhunderts weit umher, durch Klekgau und Hegau, Alles Wald. Der Klekgau mitternachtwärts dem Rhein, streckte sich vom Randenberg bis zum Seklersee; der Hegau vom See bis zur jungen Donau. Dies Waldland war die Alode der mächtigen Grafen von Nellenburg. Nur sehr zerstreut fand man in den Gehölzen bei Hütten, Höfen und Meiereien der Leibeigenen aufgebrochenes Land. Auf Bergen und Hügeln schwebten, wie riesige

Gebietergeſtalten, die Burgen der Leibherren, Baronen und Freiherren, über Urwäldern.

Ein Jüngling zog durch den Forſt, gelockt vom donnernden Ruf des Rheinfalls, der gleich dem Wiederhall ferner Gewitter rauſchte. Ein ſchlichter Wamms von Büffelleder, auf dem Rücken der Köcher, im Gürtel der Dolch, an der Hüfte das breite, kurze Schwert, in der Fauſt die Armbruſt, zeigten damalige Ausrüſtung eines Jägers.

Plötzlich fuhr ein ſchwarzer Widder aus dem Gebüſch; um den Hals einen ſilbernen Reif, die gekrümmten Hörner mit Feldblumen umkränzt. Der Widder legte ſich fromm zu des Jägers Füßen; ſprang aber eben ſo ſchnell wieder auf und davon. Denn ein Wolf ſetzte ihm mit lechzendem Rachen nach. Aber der Jüngling warf ſich zwiſchen Widder und Wolf, ſtieß ſein helles Schwert in den Schlund des ſtruppigen Raubthiers und ging von dannen.

Da kam eilends der ſchöne Widder zurück, legte ſich odemlos zu des Jägers Füßen; ſprang aber eben ſo ſchnell wieder auf und davon. Denn in gewaltigen Katzenſprüngen, über Dorn und Buſch, rannte ein grimmiger Bär daher und ihm nach. Der Jüngling trat furchtlos zwiſchen Bär und Widder, den glänzenden Dolch in der Fauſt. Das Unthier aber richtete ſich auf und umkrallte ihn mit den zottigen Tatzen. Beide ſtürzten ringend zu Boden, bis des Jünglings Hand die Kehle des Ungeheuers zuſammengewürgt, ſein Dolch deſſen Herz durchſtochen hatte. Dann hob er die weggeworfene Armbruſt vom Boden auf, und ging, vom Kampf erſchöpft, von dannen.

Doch zum drittenmal kehrte der verfolgte Widder zurück, legte ſich ſtöhnend zu des Jägers Füßen, und blickte kläglich zu ihm auf, als fleh' er Hilfe von ihm. Denn durch die verſchlungenen Zweige des Unterholzes ſtürzte brauſend, mit drohend geſenkten Hörnern, ein Auerochs heran. Der Jüngling ſah es und warf ſich verwegen zwiſchen Widder und Auerochs. Klirrend flog vom ſtählernen Bogen

der Todespfeil in die breite Brust des bärtigen Büffels. Die Erde zitterte vom Fall desselben.

Nun führte der Sieger den Widder, als gute Beute, mit sich am silbernen Reif; oder vielmehr ihn der Widder dem Rheine zu, gegen den Uferplatz, wo damals die Scaffen oder Schiffe, des nahen Wasserfalls wegen, die Waaren auszuladen pflegten. Darum hieß der Platz, von den Scaffen und einzelnen Schiffhäusern, Scaffhausen, heutiges Tages Schaffhausen. Aber noch sah der Jüngling die Schiffe und Hütten nicht; sondern er trat aus dem Dickicht in eine sonnenhelle Wiese, vom finstern Waldkranz umgürtet.

In der Mitte der Wiese hob eine mächtige Linde den Riesenstamm mit schattigen Zweigen zum Himmel. Darunter saß eine junge Hirtin in grüner Dämmerung, von zwölf schneeweißen Lämmern umringt. Sie saß in großer Traurigkeit. Als sie aber den Widder und den Jüngling vor sich sah, lächelten ihre blauen Augen zu diesem auf und sie sprach: „Jäger, der Widder ist mein, des Herrn von Randenburg Gabe!“

Er antwortete: „Hirtin, der Widder ist mein. Ich hab' ihn dem hungrigen Wolfe entrissen, dem zottigen Bären, dem bärtigen Büffel. Und ich gebe ihn nicht, du lösest ihn denn mit einem Kuß der rothen Lippen von mir.“

Sie sah erröthend zum Jüngling auf; zu den glühenden Wangen des Jünglings, umweht von der Finsterniß der schwarzen Locken. Und sie fühlte, er sei schöner, als gut für ihr Herz sein könne. Darum sprach sie: „Den Preis darf ich nicht geben. Nimm, Jäger, den silbernen Reif.“

Er antwortete: „Den Widder darf ich nicht geben, nicht für den silbernen Reif. Doch für den Kuß den Widder, und den goldenen Reif dazu!“ — Das sagte der Waldmann vor der jungen Hirtin knieend; zog vom Finger einen goldenen Ring und küßte sie um all' ihre Ruhe.

Weinend ſprach ſie: „Warum thuſt du mir alſo, du geringer Knecht! Sieh', ich bin Idda, des Grafen von Kirchberg Tochter. Er iſt mit vielen Andern in den Schiffhäuſern beim Herrn von Randenburg.“

Der Jäger antwortete: „Biſt du Idda, des Grafen von Kirchberg Tochter, ſo bin ich Eberhard, Eppo's des Grafen von Nellenburg Sohn. Schäme dich deines Kuſſes nicht.“

Und er führte ſie mit ihrer kleinen Heerde zu den Schiffhäuſern; bald darauf ins väterliche Stammſchloß, als ſeine Gemahlin, mit großer Pracht. Nun kamen viele ſelige Tage und Jahre. Der Ruhm von Idda's Schönheit und Eberhards Tapferkeit in Turnieren und Schlachtfeldern, ging weit durchs Land. Sie blühte unter ihren ſechs blühenden Söhnen; er ſtand reich und groß vor des Kaiſers und Papſtes Thron.

Als aber endlich die Tage des Alters kamen, und auf Idda's Wangen das Roſenroth blich; und die Finſterniß von Eberhards ſchwarzen Locken wie ſilbergrauer Nebel ward, ſprach er zu ihr: „Nun iſt's an der Zeit, dem Himmel ein Dankaltar zu erhöhen; den Enkeln ein Denkmal unſerer Frömmigkeit. Sag' an, wo iſt die ſchönſte Stätte zum prächtigen Münſter, daß ich dahin die Baumeiſter ſende? — Wie ſie aber beide lange vergebens geſonnen hatten, legten ſie Pilgerkleider an und wanderten durch die Auen und Wälder des Hegau's und Klekgau's, bis ſie den donnernden Geſang des Rheinfalls hörten. Da trat ihnen aus ſeiner Bethütte ein hundertjähriger Waldbruder entgegen, ſchon hienieden im Ruf der Heiligkeit. Und als er ihr Geſuch vernommen und die Knieenden geſegnet hatte, ſprach er: „Liebe Kindlein, Euch ſoll geholfen ſein! Denn in der Nacht vor Allerheiligen hatt' ich im Traum ein himmliſches Geſicht. Eine ſonnenhelle Wieſe grünte vor mir, vom Wald umfangen; und aus der Mitte der Wieſe ſtreckte der Rieſenſtamm einer Linde ſeine ſchattigen Zweige zum Himmel.

Ein Jäger und eine Hirtin, ein schwarzer Widder und zwölf schneeweiße Lämmlein standen bei der Linde; und es rief eine Stimme vom Himmel: „Da du gesündigt, da sollst du dich heiligen!“ Alsbald zerfloß die Linde, wie Nebel, und ward ein Münster, mit reicher Kirche; der Wipfel des Baumes zum hohen Dom. Statt der Heerde stand da der Erlöser mit den heiligen zwölf Boten. Ich sah den Jäger betend in frommer Mönchstracht, und die Hirtin, als bußfertige Nonne, zu den Füßen der heiligen Agnes.“

Eberhard und Idda hatten, da sie von der Wiesenlinde hörten, mit Erröthen ihren Blick vor dem heiligen Manne zur Erde gesenkt. Nun zweifelten sie nicht an der Wahrheit der Offenbarung, und sie gingen, das Gelübde zu erfüllen und das heiligende Plätzchen zu suchen. Dort, in der grünen Dämmerung der Linde, gaben sie einander, wie einst den ersten, nun im Leben den letzten Kuß.

Ohne Rast baute Eberhard zwölf Jahre lang, bis Münster und Kirche vollendet waren. Diese schmückte er mit zwölf Kapellen, zwölf Säulen, zwölf Glocken und zwölf Altären in Ehren der heiligen zwölf Boten. Am Tage Allerheiligen aber weihte er das Münster dem Erlöser. Idda baute, nicht fern davon, ein Frauenkloster, der heiligen Agnes geweiht. Und es reiheten sich bald ganze Gassen von Häusern der Arbeiter, Künstler, Handwerker aller Art, und Wirthe um Kirche und Kloster, also, daß wenige Jahrzehnte nach dem Tode des Stifters statt der einsamen Wiese am Rhein, hier eine Stadt gesehen ward, umringt von zwölf Thürmen, mit Zoll und Münzen und Märkten. Das Münster allein beherbergte 300 Personen. So ward die Stadt **Schaffhausen**.

„Immer Mönche, Einsiedler und wieder Mönche!“ rief Wunibald, als Gubert geendet hatte: „Leute, die aus ihren Träumereien mehr Vortheil ziehen, als achtbare Menschen aus ihrer Weis-

heit; und für einen unſchuldigen Kuß ſogleich Münſter und Kirche, wie einen Schadenerſatz, für ſich begehren!“

„Sie haben Recht!“ ſagte Martha: „Ich ſähe allerdings auch in unſern Sagen lieber ritterliche Helden, Turniere, Lindwürmer und Drachen, wie in der Sage vom Struthahn von Winkelried. Aber der alte Adel der Schweizer iſt ausgeſtorben und mit ihm die Ueberlieferung ſeiner Thaten.“

„Ich bitt' um Verzeihung!“ verſetzte der Profeſſor: „Weder die Franzoſen noch die Deutſchen haben ältere Adelsgeſchlechter. Ein Landenberg von Zürich glänzte ſchon im Konſtanzer Turnier vom Jahr 948; ein Flekenſtein von Luzern im Jahr 968. Die Halwyle vom Aargau, die Bonſtetten von Bern wurden ſchon im Jahr 1080 geprieſene Namen. Es fehlte nie an Helden und Heldinnen, nur an Dichtern, die ihnen Unſterblichkeit ſchenkten.“

„Heldinnen ſogar?“ fiel ihm Cöleſtine ins Wort: „Wo ſind die helvetiſchen Iphigenien und Medeen?“

„O,“ erwiederte Gubert: „Die Medeen und Meduſen wollen wir den Griechen gern überlaſſen, und in den Klöſtern hat man der armen Iphigenien genug geopfert. Wir bei uns tragen und lieben nur Sagen von muthigen Mädchen, gütigen Müttern, treuen Weibern, ſo brav wie die Weiber von Weinsberg. Hätte Bürger in der Schweiz geſungen, er würde die ſchöne Urſula von Homberg geprieſen haben, welche den Hermann von Rhynegg aus der belagerten Burg Auenſtein bei Aarau im Jahre 1389 auf dem Rücken davon trug; oder die liebenswürdige Emma von Glarus, welche ihren Mann auf ähnliche Weiſe im Schwabenkriege aus dem Schloß Blumenſtein am Rhein vor dem Zorn der belagerten Schweizer rettete.“

„Oder wo hatten die Griechen ein Mütterchen ſo brav, als Wilhelmine von Chalans, Gräfin von Valangin?“ rief ich: „Die armen Leute zu Chezard erlagen im ſechszehnten Jahrhundert unter

der Last des Zehnten, und baten um einen Nachlaß. „Kinderchen," sagte die achtzigjährige Gräfin: „Ich erlasse Euch die Hälfte des Zehntens von allem Land, was ich in einem Tage umgehen kann!" Und sie ging vom frühen Morgen bis späten Abend an einem langen Sommertage um ein beträchtliches Gebiet. Das zahlt noch heut' nur den halben Zehnten.

„Ganz vortrefflich," sagte Wunibald: „doch bleibt's hausgebackenes Brod, ehrliche Prosa! Aber das Uebersinnliche, Wunderhafte fehlt, die Poesie des Volksgeistes, die in griechischen Sagen waltet. Wenn wir die Mönchslegenden und ihre Wunder abziehen, die immer mit Stiftung einer Kirche und eines Klosters, wie heutige Romane, mit einer Hochzeit schließen: so bleiben nur noch Mährchen ohne höhern Geist übrig, wie die vom Gersauer Geiger, der seinem hungernden Knaben Steine zu essen hinwarf, und ihn verhungern ließ bei Kindlismord hier unten am Rigi; oder die vom armen Ritter Wernhard von Aegerten, der auf der Mauer seines Schlosses im Harnisch reitet, um anzudeuten, er habe kein Streitroß; oder andere dergleichen ungesalzene Ammen- und Bauerngeschichten, nicht einmal so gut, wie ein deutscher Doktor Faust, oder Rübezahl."

„Aber," entgegnete Cölestine: „Sie ließen uns doch eine wundervolle Sage aus dem Waldnacher Thal hoffen?"

„Nun ja," erwiederte Wunibald: „es ist die einzige mir bekannte, in welcher der Geschmack der Klosterzellen und Spinnstuben nicht hervorstechend ist. Hören Sie also."

4.

Die Sage von Waldnach.

Von Attinghausen im Lande Uri führt ein Hirtenweg durch die Einsamkeiten des Gebirges, neun Stunden Weges weit, ins Thal

von Engelberg. Ich selbst bin hingewandert. Er steigt jäh auf ins hohe Alpenthal von Waldnach; dann, zwischen ewigem Eis auf grüner Trift, über die Surenek, mehr denn 7000 Schuh hoch, und nieder, in die Suren-Alpen nach dem stillen Thalgelände von Engelberg.

In alten Zeiten, da die grünen Surenen noch denen von Engelberg angehörten, konnte weder Mensch noch Vieh durch dies Gebirg. Denn droben hauſete ein Ungeheuer, genannt der Boghy. Es hatte die Geſtalt einer Geiß, aber die Größe eines gewaltigen Ochſen. Sein Schwanz war ſchuppig und gelenk, wie eine Schlange; aus ſeinem Rachen kniſterten dunkelblaue Flammen. Die Sage ging, ein böſer Berggeiſt habe ſich in eine ſchöne Ziege verliebt, und das wüſte Thier ſei das Kind des Böſen. Auch wußte man ſchon ſeit hundert Jahren in Uri, durch Druidenweisheit eines alten Mannes, wie der Boghy nur von einem ſchwarzen Stier getödtet werden könne, der nie Gras und Heu gefreſſen habe. Und der Stier müſſe geleitet werden an den Haarzöpfen einer Jungfrau, von goldgelbem Haar und von ſchwarzen Augen; und getrieben werden von einem Jüngling mit blauen Augen und ſchwarzen Haaren. Doch beide ſollten ſich zum Werke freiwillig entſchließen. Seit dieſer Zeit ſahen die Jünglinge und Mädchen von Uri ſich einander immer neugierig in die Augen; und die Gewohnheit iſt ihnen bis auf unſere Zeiten verblieben, ohne daß ſie jedoch davon den wahren Grund wiſſen.

Die Leute von Engelberg lachten aber dazu und verhießen denen von Uri die grünen Alpen in den Surenen, wenn ſie das mörderiſche Ungethüm des Gebirgs überwänden. Während ſie aber lachten, thaten die von Attinghauſen ein Gelübde mit Beſchluß: Wenn ſich ein ſolches Paar freiwillig dem Kampf und Tode weihe, ſolle dem Niemand wehren, denn es geſchehe für das Vaterland. — Nun ſahen alle blauäugigen Männer von Uri den blonden Schönen

ihrer Thäler immer eifriger und tiefer in die Augen, aus wahrer Liebe zum Vaterlande. Doch die Leute im Engelberg lachten immer lauter.

Aber sie lachten wohl mit Unrecht. Denn da war der junge Gemsjäger Aebi von Attinghausen, der hatte Augen, dunkelblau wie die Blumen der kleinen Enzian, und Locken schwalbenschwarz. Dazu hatt' er auch das gesetzlich vorgeschriebene Augenpaar eines blonden Mädchens entdeckt, und zwar nicht ohne große Gefahr und Mühe. Denn die Augen der schönen Monica blendeten ihn so sehr, daß er lange nicht die Farbe bestimmt wußte; und als er sie endlich wußte, ward ihm, wenn er sie sah, alles vor den blauen Augen schwarz. Der schönen Monica mit Goldflechten ums zarte Haupt ging's nicht viel besser. Beide konnten sich kaum ansehen, wenn sie beisammen waren; sie schlugen lange Zeit vor einander die Augen nieder. Aber dafür sahen sie einander desto häufiger nach, bis sie sich gewöhnt hatten an das Schwere.

Wenn's nun der schönen Monica blau ward vor den Augen, und dem Aebi hinwieder schwarz, dachten sie freilich an den Boghy nicht. Doch Monica's Vater, Rudi Fürst, der die größte Heerde und die reichsten Alpen hatte, schien den jungen Gemsjäger selber für den erschrecklichsten Boghy zu halten. Er verwies ihn von seinem Hof und Hause, und ließ sich von der weinenden Tochter keines Bessern belehren. Aebi war armer Aeltern Sohn; besaß nichts, als Bogen und Pfeil.

Doch heimlich, allnächtlich im Sternenlicht, war er bei Monica zu Kilt. Da klagten sich beide ihr Leid. Und wenn er sprach: „Darf ich nicht um dich werben, so werb' ich um stillen Tod!" antwortete sie: „Viel süßer ist, mit dir sterben, denn Liebes- und Lebensnoth." Und sie sagten sich dies so oft, bis sie eins wurden, vor die Gemeinde zu treten, mit freiwilligem Entschluß, das Gebirg ob Waldnach frei zu machen und die Surenen zu gewinnen.

Als das versammelte Volk dies vernahm, wurden Aebi und Monica unter den Schutz der Gemeinde gestellt. Die Alten von Uri freuten sich des jungen Heldenpaares. Doch still trauerten alle Knaben um Monica; still weinten alle Mädchen, wenn sie an Aebi dachten.

Zu Attinghausen ward jederzeit ein schwarzer Stier gehalten, den nährte kein Gras und kein Heu; nur Milch allein. Den kränzten nun die Knaben mit allerlei Heil- und Wunderkräutern, mit Engelsüß und Pimpernelle, Waldmeister, Tausendgüldenlaub, Meisterwurz und Gottesgnad; die Töchter von Attinghausen aber fügten dazu Immergrün und Mannstreu, Liebstöckel, Alpenröslein, Maaslieb und Veilchen. Dann ging der Zug ins Gebirg; voran das schöne Kampf- und Opferpaar neben dem schwarzen Stier; schweigend folgte das Volk in einiger Ferne, bis zum Anfange des Alpthales von Waldnach. Da blieb die Menge scheu zurück und sah mit Grausen Aebi und Monica mit dem Stiere weiter ins Thal hinauf ziehen, wohin seit vielen hundert Jahren keines Menschen Fuß getreten war. Drei Tage und drei Nächte sollte aber das Opferpaar einsam in dieser Alp leben und sich im Gebet zum Kampf bereiten. Darum hatten die Leute von Attinghausen zugerüstetes Bauholz den Berg heraufgetragen, einen Stall für den Stier, und Obdach für die Beter zu errichten. Aber zur Verwunderung Aller stand an den Felsen, links dem Bächlein, schon ein neuer Stierengaden gebaut, schöner als irgend einer in Uri. Und sie sahen noch mehr, was offenbar von der geheimnißvollen Wirthschaft der Unholden und Berggeister herstammte. Jenseits des Stierengadens saßen tausend schwarze Raben; die gingen und hüpften geschäftig durcheinander, als hätten sie Wichtiges zu berathen. Und wie Aebi und Monica mit dem Stier zum Gaden traten, flogen zwei der Raben auf, und einem nie gesehenen Schlosse zu, das von der Höhe links der Surenegg, dem finstern Rothstock ge-

genüber, glänzte. Es glänzte in grüner Alp, mit Mauern, Zinnen und Thürmlein, wie helles Silberwerk. Deß erſchrak alles Volk und ging ſchweigend in die Heimathen zurück.

Wie nun am nächſten Morgen drei herzhafte Männer von Altinghauſen zum Stierengaden kamen, als Boten der Gemeinde, nach dem Kampfſtier zu ſchauen und dem Opferpaar Nahrung zu bringen, ſprachen der Jüngling und die Jungfrau: „Bemühet euch nicht; denn hier oben iſt wohl hauſen und leben. Fromme Bergmännlein in langen Schleppgewändern tragen uns Zuckerbrod zu auf goldenen Schüſſeln; gebratenes Fleiſch des Steinbocks und Murmelthiers, auch Gemſenkäs und Gemſenmilch in Fülle. Wird es finſtere Nacht, ſo leuchten die Fenſter des Surenenſchloſſes wunderhell herab, wie Vollmond; und wo die tauſend Raben ſitzen, erklingen bis Sonnenaufgang Schalmeien und Geigen gar fröhlich. — Deß wunderten ſich die drei Männer und ſie brachten die Botſchaft ihrem Volke.

Am zweiten Morgen aber kehrten ſie zum Stierengaden zurück und fanden ihn prächtig umhangen mit Kränzen von purpurnen Enzianen, Schneeroſen, Steinnelken, braunen Stendeln, die Vanille duften, Primeln, milchweißem Mannsſchild mit grünen und rothen Sternen, blauen Alpenglöckchen und Berg-Anemonen. Und Aeli und Monica traten ihnen freudig entgegen, Hand in Hand, beide in ſchneeweißen Feierkleidern mit nachſchleifenden Schleppen und güldenen Gürteln um den Leib. Sie ſprachen: „Gehet und verkündet dem Volk, morgen ſoll es kommen und ſchauen, wie wir den Boghy angehen, bis er erlegt iſt. Aber wir kehren nicht zu euch zurück. Morgen feiern wir im ſilbernen Schloſſe der Berggeiſter die Hochzeit!“ Und ſie gaben jedem der Männer zum Abſchiede einen Gemskäs, mit der Mahnung: „Laſſet, ſo oft ihr eſſet, davon ein geringes Bißlein übrig, und dieſes Bißlein wird

über Nacht wieder zum ganzen Käse werden, als wär' er nie angeschnitten."

Die Boten hinterbrachten dem Volke, was sie gesehen und gehört hatten, und am dritten Morgen versammelte sich eine unzählige Menschenmenge auf Waldnach beim Stierengaden.

Da trat Monica hervor im schneeweißen Gewande, um den Leib einen goldenen Gürtel, in der Hand einen grünen Lärchenzweig. Sie ging und sah nach dem Volk nicht um. Ihr folgte der Kampfstier; seine Hörner waren an Monica's Haarflechten geknüpft. So führten sie ihn gegen die Raben und den Surenberg. Aebi, im weißen Schleppkleide und Goldgürtel, trieb von hinten den Kampfstier, einen grünen Arvenzweig in der Hand, aber er sah nicht nach dem Volke zurück.

Nun fuhren rauschend die tausend Raben auf, und bildeten in der Luft fliegend einen weiten schwarzen Kreis, der stets über den Wanderern sich schreiend drehte, bald hoch zum Himmel stieg, daß er daran zum kleinen Ring ward, bald wieder wachsend in die Tiefe herabsank. Am Surenberg knüpfte Aebi Monica's goldene Haarflechte von den Hörnern des Stiers und beide trieben mit ihren Zweigen ihn aufwärts zu den Alpwiesen des Suren. Dort kam von der Höhe mit furchtbaren Sprüngen der Boghy herab; ein Ziegenbock von Gestalt, größer als der Stier. Das Ungethüm hatte Augen, wie glühende Kohlen; schlug mit dem Schlangenschwanz seine Rippen und blies schwefelblaue Flammen aus dem weiten Rachen. Nun prasselten die Hörner der Thiere gegen einander, daß das Thal wiederhallte, wie wenn Felsschutt von den Berghalden niederrasselte. Immerdar trieben Aebi und Monica mit ihren Zweigen den Stier an. Immerdar drehte sich der schwarze Rabenkreis lärmend in der Luft über den Kämpfern. Und auf allen Felsen ringsum standen wunderliche Zuschauer, kleine Männer, kaum drei Spannen groß. Einige warfen Steine gegen den Boghy;

andere lachten; andere tanzten vor Luſt. Keiner wußte, von wannen ſie gekommen ſein mochten.

Plötzlich ſtieß der Boghy ein ſo ſchreckliches Gebrüll aus, daß der Rabenkreis hoch zum Himmel fuhr, die Bergmännchen in die Felsſpalten ſchlüpften, und die Leute von Uri zurückwichen; ein Horn des Boghy war gebrochen; auch ein Horn des Stiers. Aber der Schädel des Boghy war zerſchmettert; und die ſtachlichen Zweige Aebi's und Monica's ſchlugen quälend in die blutende Wunde. Da ſtürzte das Unthier fliehend und verzweifelnd in einen Felſenſchlund hinunter. Ihm nach der heilige Stier. Und nun tönten Cymbeln und Pfeifen aus allen Felſenſpalten des Gebirgs.

Aber Aebi und Monica wandelten, Hand in Hand, aufwärts; über ihnen ſchwebend der Kranz der Raben. Sie wandelten aufwärts über Geſtein und Klippe, himmelhohe, ſchroffe Felswände hinauf zum Silberſchloß, mittagwärts dem Surengrath. Es war, als trüge ſie die Luft. Und wie ſie zum Schloß kamen, ſah man ihnen viele Bergmännchen und Schratten feierlich entgegenziehen über die grünen Wieſen, alle in ſchimmernden Prachtkleidern. Aber Aebi und Monica waren nun ſelbſt klein geworden, wie Schratten und dieſen in Allem gleich.

Noch heutiges Tages heißt jener Berg der Schloßberg; aber ſeit ein vorwitziger Jäger die einſame, ſilberne Burg beſuchen wollte, iſt ſie verſchwunden und ein großer Schneegletſcher daraus geworden. Noch heute gehören die Surenen-Alpen denen von Attinghauſen; noch heute zeigt man den Boghyſchlund und Stierengaden der Waldnach, und im Fels einen Fußtritt des heiligen Kampfſtiers. Niemand weiß, wo ſein und des Boghy Leib geblieben. Man ſagt, beide ſeien von den Bergmännlein verſcharrt worden. Nichts mehr hat man gefunden, als das Horn des ſiegenden Stiers von Uri. Dies iſt lange Zeit zum Andenken aufbewahrt

worden, und im Kampf der Kriege ward es, statt der Schlachtrompete, geblasen.

Als Wunibald hier im Erzählen endete, sagte Cöleſtine: „Schon als Kind habe ich von dieſen kleinen Bergmännlein gehört und habe ſie geliebt und zu ſehen gehofft. Viele im Volke glauben auch jetzt noch an dieſe niedlichen, dienſtgefälligen Halbgeiſter. Ich möchte klagen, wie Schiller um die Götter Griechenlands, daß ſie bei uns ganz verſchwunden ſind. Immer hörte ich mit Luſt und Grauen von ihnen.“

„Ich geſtehe, Wunibald,“ rief der Profeſſor: „Sie haben es beſſer getroffen, als ich. Das iſt ächte Gebirgsmythologie! Unſere Schrättlein ſind in den Alpen, was die oſſianiſchen Nebelgebilde im haidereichen Hochſchottland, oder das kleine nordiſche Troll-Pack in den ſchwediſchen Kjölen. Auch ſie tanzten bei uns im Mondlicht, auf Frühlingswieſen, wie die Elfen Skanziens, und hinterließen im Graſe die ſichtbaren Ringe vom leiſen Druck ihrer Ferſen. Neckend und ſchalkhaft, aber dabei nicht plump und tückiſch, wie der Rübezahl des ſchleſiſchen Rieſengebirges, halfen ſie heimlich und gütig fleißigen Hausmüttern am Herde, frommen Hirten im Stall und auf der Weide, und arbeitſamen Pflügern im Felde.“

„Nun weiß ich doch,“ fiel hier die Tante ein: „woher eigentlich das Uri-Horn der Alten. Mir gefällt in der Sage Alles wohl; ſelbſt daß Monica und Aebi zuletzt Schrättli geworden ſind. Nur die wüſten Raben hätte ich dieſer Sage ſo gern erlaſſen, als der Ihrigen, Herr Profeſſor, die Kröte auf dem Heidenſtein.“

„Mit nichten!“ rief Wunibald: „Ich liebe den Raben in ſeinem ſchwarzen Glanz. Was die Tauben den Morgenländern, das ſind die Raben den Nordländern. Es iſt in ihrem Weſen und Treiben etwas Geheimnißvolles und Ernſtes. Für das Alterthum lag ſogar in ihrem Fluge, wie in ihrem Geſchrei, Weiſſagung. Die lange

Dauer ihres Lebens, und ihre Klugheit wurden von jeher beachtet. Ein Rabe war's, der vom Stuhle Odins alltäglich ausflog, um dem Gotte in Walhalla Nachrichten von der Welt zu bringen. Immerdar erschien dieser Vogel bei außerordentlichen Ereignissen, wie ein wahrer Schicksals-Vertrauter, den Menschen warnend, mahnend, rufend. Denken Sie an die Raben von Einsiedeln, durch welche die Mörder des heiligen Mainrad verfolgt und entdeckt wurden!"

„Ei nicht in Legenden und Volkssagen nur," sagte Cölestine: „wahrlich auch in der Wirklichkeit! Haben Sie die Geschichte der Kinder Meyer von Aarau vergessen, wie die vor etwa zwanzig Jahren auf der Reise, in ihrer Chaise vom plötzlich geschwollenen Waldstrom umgeworfen, sich hinaus auf das Wagenrad setzen mußten? Da wäre in den reißenden, wachsenden Stromfluthen beim gewaltigen Windsturm keine Hülfe für sie gewesen, hätten nicht ein paar Raben fort und fort schreiend mit ihren Flügeln gegen das Fenster eines entfernten Bauernhauses angeschlagen, bis die Leute verwundert hinaustraten, und bis sie die Raben zum Waldstrom zurückfliegen und die Kinder in der Ferne über dem Wasser sitzen sahen. Es ist doch etwas Wunderhaftes um diese finstern Geschöpfe!"

„Sei dem, wie ihm wolle," erwiederte Tante Martha: „Vorigen Sommer stahl mir ein solcher Schicksalsrabe im Garten vor meinen Augen einen silbernen Fingerhut; zum Glück hatte ich kein so schlimmes Loos, als die arme Ida von Toggenburg mit ihrem köstlichen Fingerring. Doch, wir wollen nicht zanken!" fuhr sie fort und wandte sich zu mir: „Die Reihe trifft Sie nun. Lassen Sie uns nicht lange bitten. Wovon erzählen Sie uns?"

„Kündigte ich nicht schon die schöne Alpenkönigin an?" gab ich zur Antwort.

„Allerdings!" entgegnete der Professor: „Drum spitze ich die Ohren. Nun gibt's eine neue Titania, Königin der Elfen, wir

werden die gewaltigen Kräfte und Geister der Natur, die Schöpfungen der Dinge sehen."

„Die Erwartung nicht zu hoch gespannt!" erwiederte ich: „Die Schweiz hat in ihrem Sagenkreise nicht, wie Indien oder Aegypten, Griechenland oder Skandinavien, zu Gottheiten gestaltete Naturmächte; keine Theogonien oder Geogonien. Die Römer verdrängten die Götter des gallischen Helvetiens; dann wieder Gothen, Allemannen, Burigunden und Franken, Schwert und Kruzifix in der Faust, die Götter des römischen Helvetiens. Kirchen und Klöster herrschten in den Thälern; nur in den Winkeln der Gebirge blieben die Berggeister, Schratten, burigundischen Feen und Waldmännlein zurück bei den Flüchtlingen, die sich vor den eindrängenden Völkerschwärmen in das Hochland retteten."

„Nun doch, lassen Sie uns hören!" rief Cölestine.

Ich begann.

5.

Der Hirt von Helisee.

Man hatte bisher in keiner höhern Landesgegend der Schweiz Ueberbleibsel von Festungswerken, Gräbern und Wohnstätten einer längst verschwundenen und vergessenen Vorwelt erblickt, als beim Dörfchen Ellisried, im bernischen Oberlande, unweit Grasburg und Schwarzenburg. Es senkt sich da der zackige Kamm des Gebirgs vom Stockhorn über den Ganterisch, Gurnigel und Guggisberg zwischen den Strömen der Sense und des Schwarzwassers nieder. Daß auch die Römer dort gehaufet haben mögen, beurkunden zwar noch die häufigen Ziegelstücke römischer Art, die man nicht gar tief unter der Erde zerstreut antrifft; aber ohne Zweifel fanden sie hier schon bei ihrem Eindringen eine uralt-helvetische Stadt, wie sie auch schon das alte Windisch fanden, oder die

große Wiflisburg, letztere nur etwa drei Stunden von dieser Berggegend entfernt. Wenigstens war die Lage des Orts weder für Handelsverkehr, noch Kriegsverhältnisse einladend; hier kein Fluß, kein großer See, keine Straße über das Gebirg. Selbst was sich noch von dem runden Erdwall, und dem Graben darum, erkennen läßt, verräth kaum römisches Werk.

Inzwischen beharrt aus ältester Zeit die Sage dieser Gegenden, daß da einst eine Stadt gestanden, als noch, von Wäldern umkränzt, dort ein geweihter See erblickt wurde. Er ward der Helisee genannt und eben so die Stadt. Auch der See, welcher wohl nie von beträchtlichem Umfang war, hat sich verloren, vermuthlich mit den Quellen, die ihn ehemals nährten. Er ward zum Moor, dann zum feuchten Grund und Ried. Die Namen der Ortschaften Ellisried, Gazenried, Kumried u. s. w. dort herum, deuten noch darauf zurück.

In den Tagen vor der christlichen Kirchentrennung fand sogar ein junger Hirt, welchen man den schönen Erni nannte, in einem kleinen unterirdischen Gewölbe, ein zwei Schuh hohes Marmorbild. Er war der Sohn einer armen Wittwe, deren zwei Kühe und deren Ziegen er hirtete, und auf deren Gebot er Mauerschutt, welcher sich unter der Oberfläche des Rasens in einem abgelegenen Gebüsch zeigte, hinwegräumen mußte, vielleicht einen verborgenen Schatz zu entdecken. Das Marmorbild war eine zarte, weibliche Gestalt, von ungemeiner Anmuth, mit einem Gesicht voller Kindlichkeit und Majestät. Ein langes, faltenreiches Gewand floß von den halbentblößten Achseln bis zu den Füßen nieder, die unter dem Saum des für diese Gestalt offenbar zu langen Gewandes, wie unter einem Hügel von Falten, begraben lagen. Um den schlanken Leib spannte sich ein breiter Gürtel, in dessen Mitte ein Sonnenbild zu sehen war. Die Bildsäule ruhte auf einem schwarzen Stein, worin fünf Buchstaben gegraben waren.

Erni, den die wunderbare Schönheit dieser jungfräulichen Gestalt fast bis zur Anbetung begeisterte, zweifelte nicht, daß es das Bild einer Heiligen sei. Er verheimlichte es, sprach selbst seiner Mutter nicht davon, aus Furcht, man werde ihm die geliebte Bildsäule nehmen. Aber den schwarzen Stein trug er zum Pfarrer von Wahleren, um doch aus der Inschrift den Namen seiner Heiligen zu erfahren. Dieser aber las den Namen Helva, schüttelte den Kopf, behauptete, es sei das keine Heilige, und behielt den Stein.

Heilige oder nicht, Erni kniete oft entzückt vor dieser kindlich-schönen Helva, betete mit Inbrunst, wie viele Gebete er erlernt hatte; küßte anfangs nur mit Ehrfurcht den faltigen Saum ihres Gewandes; endlich vertraulicher auch das niedliche Köpfchen, trotz der Hoheit und Würde in dessen Miene. Die Schönste der schönen Guggisbergerinnen hatte ihn nie so gerührt, wie zierlich sie sich auch das bunte Tuch ums Haupt schlangen, und wie rosenfarben die Knie unter dem Saum ihres kurzen Rockes hervorschimmern mochten. Er hatte das gefährliche Alter von 25 Jahren erreicht, ohne zu wissen, wo sein Herz in ihm war. Während er die lebendigen Mädchen bisher, die ihn doch den schönen Erni nannten, gleichgültig ansah, als wären sie von Stein gemacht, liebte er jetzt den Marmorstein in hirtlicher Einsamkeit, als wär' er lebendig. Oft nahm er das zarte Gebild in seinen Arm, als könnt' er es erwärmen; und zuweilen glaubt' er den jugendlichen Busen desselben sich heben und senken zu sehen.

So lag er auch einmal im abendlichen Zwielicht an einer zerrissenen Felswand im Gebüsch, als er mit Erstaunen zu seinen Füßen ein kleines, rauhes Männlein mit schneeweißem Haar erblickte. Das lächelte ihn an, und sagte: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Mungg, Helva's Bruder. Gib mir das Bild meiner Schwester, ich gebe dir dafür die schönste Jungfrau, die im Gebirg wohnt."

Aber Erni rief mit Grauſen: „Hebe dich von mir! Sonne und Mond beſcheinen nichts, das der Schönheit meiner Heiligen gleicht.“ Der Alte gehorchte und ging lächelnd davon. Aber ſiehe, da kam ein Anderer, kaum drei Schuh hoch, der am Arme einen Korb trug, von Kriſtallen geflochten, angefüllt mit edeln, durchſichtigen Steinen, die alle Farben blitzten. Auch er lächelte freundlich und ſprach: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Eiger, Helva's Bruder. Gib mir das Bild meiner Schweſter, ich gebe dir dafür dieſe Demanten, Rubinen und Saphire, köſtlicher, als aller Könige Schatz.“ Doch Erni erwiederte mit Unwillen: „Hebe dich von mir! Sonne und Mond beſcheinen nichts, das an Koſtbarkeit meiner Heiligen gleicht.“ Auch dieſer Alte wandte ſich lächelnd, doch gehorſam, hinweg und verlor ſich im Geſträuch. Erni aber umfaßte die geliebte Geſtalt nur mit größerer Innigkeit in ſeinen Armen, und als wollt' er den unempfindlichen Stein in ſeinen Träumen beleben, ſchloß er die Augen.

Doch ſonderbar klang ihm ein Ton ins Gehör, rein, durchdringend, zart und weich, wie die Stimme der Harfenſaite im Winde: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Helva, die Alpenkönigin. Gib mir das Bild und liebe mich ſelber. Der Menſch ſoll keine Götter haben neben Gott.“

Er öffnete die Augen und wähnte den Himmel vor ſich offen zu ſehen. Das Laub der Gebüſche und Bäume um ihn her ſchimmerte in einem milden Licht, wie es der Tag nicht, aber auch wie es die Nacht nicht bringt. Von allen Seiten erblickte er in dieſem Lichtſchimmer niedliche, wunderſame Mädchengeſtalten, zwar alle nur von der Größe fünfjähriger Kinder, aber nicht in deren unvollendetem Wuchs, ſondern im feinſten Ebenmaß jungfräulichen Gliederbaues ausgebildet. Wie im Himmel der Maler die Engel zwiſchen Wolken, ſchwebten dieſe zierlichen Huldinnen unter den Blüthen der Gebüſche, oder wiegten ſich in anmuthigen Stellun-

gen, ſitzend und gehend, auf den Zweigen derſelben. Aller Gewande fielen verhüllend und faltig weit über die Füßchen nieder; und insgeſammt alle Gewande weiß und doch mannigfach, wie erröthend, erblauend, ergrünend, in andere Färbung hinüberſchillernd. Man konnte ihren Stoff nicht erkennen; es war kein Gewebe; er glich dem Waſſer, wenn es, glänzend und beweglich, über den Felſen, wie ein wehender Schleier, ſchwebend fällt. Jede Einzelne dieſer Jungfrauen war für ſich allein ſo ſchön, daß ihr nichts in ihrer Eigenthümlichkeit vergleichbar ſein könnte; und doch ſtand in der Mitte derſelben die Alpenkönigin, als wäre ſie die Alleinſchöne. Lilien und Nelken, Tulpanen und Roſen, Veilchen und Aurikeln, Hyazinthen und Dalien, alle einzeln ſind bewundernswürdig, und doch prangt im Chor der Blumen die Roſe mit einem Zauber, als wäre ſie die Alleinbewunderungswürdige.

Erni, vor ihr auf den Knien, rief: „Helva, meine Heilige!“ — Sie antwortete: „Heilig allein iſt Gott! Wir ſind Werke ſeiner Hand, wie die Menſchen, wenn auch Weſen anderer Art, denn ſie. Einſt liebt' ich unter den Sterblichen zu wandeln, ihnen ſichtbar und hilfreich, hier am heiligen See, bis ſie das Geſchöpf ſtatt des Schöpfers verehrten. Zertrümmere dies Bild, Jüngling, liebe mich, bete Gott an.“

Er zertrümmerte das Bild und ſagte: „Wie darf ich dich lieben, du Weſen höherer Art?“ Die Jungfrau antwortete: „Wie die Taube, oder das Lamm, oder der treue Hund den Menſchen als ein höheres Weſen liebt: ſo liebe mich; ſo darf ich dich lieben. Kannſt du es: ſo folge mir nach in meine Wohnungen und lebe ohne Sünde bei mir. Ich will dir die ewigen Wunder der Allmacht zeigen. Wehe aber, wenn du der Sünde zufällſt.“

Hier floß ein Schauer durch Erni's Glieder und er fragte: „Was iſt Sünde in deinen Wohnungen?“ — Sie antwortete: „Was ſie im Himmel und auf Erden iſt, Empörung gegen die

Natur, die da iſt Gottesgeſetz. Darum waltet in den Geſetzen und Kirchen der Menſchen des Sündlichen ſo viel, wegen des Streites mit der Natur; und darum wohnt im Leben der Sterblichen des Leidens ſo viel. Wenn der Menſch ein Thier auf thieriſche Weiſe liebgewinnt, iſt er Sünder; und du biſt es, wenn du mich menſchlich, wie eine menſchliche Jungfrau, liebgewinnſt; ich warne dich!“

„O du Ueberirdiſche, wie könnt' ich dich anders lieben, denn als eine Göttlichere?“ rief Erni: „Nimm mich zu dir. Verlaß mich nicht!“

Da legte ſie zärtlich ihre Hände auf ſeine Achſeln, und ſprach: „Ich liebe dich ja!“ und die Begleiterinnen Helva's umringten freudig, wie ſchwebend in den Lüften, das Paar, und jauchzten mit ſüßen Stimmen. Helva neigte aber ihr Haupt zum Haupt des ſeligen Jünglings, ihre Lippen zu ſeinen Lippen. Er küßte ſie zitternd und doch, als wollt' er ihr ganzes Weſen einathmen und eintrinken. Ihr Kuß aber war wie der Seufzer eines lauen Frühlingslüftchens, ein Hauchen gegen das Innere ſeines Mundes. Es durchdrang ihn, wie ein zweites Leben.

„Folge mir!“ ſagte ſie und wandelte gegen eine Spalte der Felswand, in die ſie glänzend eindrang. Der Hirt von Heliſee zögerte einen Augenblick; aber ungewiß, ob ſeine Geſtalt ſich gegen die Spalte verdünnerte, oder ob dieſe ſich gegen ihn erweiterte: er fand Raum und folgte ihr, und Alle von der Begleitung der Alpenkönigin, wie er.

Bald ging die naßkalte Bergluft in glänzende Kriſtallhöhlen auseinander, und von den Höhlen zogen ſich Gänge nach allen Richtungen. Man hörte Quellen rauſchen mit melodiſchem Getön; man ſah die hohen Gangwände und Gewölbe von einem prächtigen Geäder der Silber-, Gold- und Platina-, der Kupfer- und Zinnſtufen durchlaufen. Doch dies Alles erregte Erni's Verwunderung kaum ſo ſehr, als daß Helva und ihre reizenden Geſpielinnen hier

nicht mehr klein waren, ſondern hohen Jungfrauen vom edelſten Wuchs glichen, ihm an Größe beinah' gleich. Nur wußt' er nicht zu beſtimmen, ob ſie in dieſer Unterwelt höher gewachſen wären, oder er ſich zu ihrer niedlichen Kleinheit verjüngt habe, weil jeder vergleichende Maßſtab für ihn mangelte.

Als der traumhaft wandernde Zug, wie unter hohen Tempelgewölben von Granit, mit Perlenglanz des Glimmers ſchimmernd, weiter gekommen war, zitterte Erni neben der Alpenkönigin; denn er fühlte zuweilen unter ſeinen Sohlen nur Luft, ſtatt des feſten Bodens. „Fürchte dich nicht, denn ich bin Helva!“ ſagte ſie: „Wo die Luft dichter wird, ſchwimmt zuletzt das Schwere in ihr, als Leichtes, wie im Waſſer das Holz!“ Und bei dieſen Worten ſchlang die Schöne des unterirdiſchen Reichs ihren Arm um ihn, drückte den Jüngling ſanft an ihre Bruſt und hauchte ihm zärtlich ihren Kuß an. „Fürchte dich nicht!“ ſagte ſie am Ausgang der Felſen, wo ſich ein unendlicher Abgrund nach unten und nach oben vor ihnen zeigte: „Wir ſtehen am hohlen Innern der Erdenwelt!“ Damit drückte ſie ihn noch einmal an ihre Bruſt und ſtürzte mit ihm in das unempfindbare Leere, in das ſtille Nichts hinein, wie in einen Nachthimmel. Aber in der Tiefe drunten, wie oben in der Höhe funkelten bläuliche, röthliche, weißliche Lichter, wie Millionen Sterne; es war nicht hell, und doch heiter. Und Helva's Geſpielen gaukelten im eigenthümlichen Lichtglanz mit Geſang durch dieſen Sternenhimmel, wie wunderbare Meteore. Erni's Herz pochte nicht mehr furchtſam, aber ſelig, indem er wie Helva ihn, ſo er ihren Göttinnenleib mit ſeinem Arm umwunden hielt.

Unerwartet fand ſich wieder feſtes Land. Und wieder traten ihnen Säulenhallen entgegen, hochgewölbt und erleuchtet, als wären ſie ſelber aus Strahlen gebaut. Als man nach geraumer Zeit im weiten Bogengang dahin gekommen war, wo zur Linken und Rechten breite Kriſtallſtraßen ausliefen: ſagte Helva: „Siehe,

links führt der Weg zur Wohnung Mungys, meines Bruders; rechts zum Palaste Eigers, meines Bruders; mitten inne mein jungfräuliches Gemach, das dich beherbergen wird. Es ragen unsere ewigen Häuser über die Länder der Menschen hinweg bis zu den Wolken des Himmels; und unsere Dächer sind aus ewigem Eise gebaut. Zieh' nun ein in meine Hallen, o mein sterblicher Liebling; mir hat sie mein Vater errichtet und ausgeschmückt; mein Vater, der Allerregende, Allbewegende; Jol, der Sohn Aethers, Jol, das ewige Licht!"

„So wahr ich lebe!" unterbrach mich hier der Professor, indem er eine Prise nahm: „So wahr ich lebe, da haben wir eine Mythe, eine schweizerische, so prächtig, wie irgend eine orientalische!"

„Aber schweigen Sie doch!" rief Tante Martha unwillig: „Da ist von Ihnen recht irdisch ins Heiligthum des Unter- oder Ueberirdischen eingebrochen. Eben jetzt vielleicht kömmt das Beste."

„Ei was," schrie Gubert: „das Beste ist überall nicht Farbenprunk der Phantasie, sondern der darin eingekleidete Geist. Hören Sie doch, ein Mythos ersten Ranges, sag' ich! Merken Sie denn nicht Helva's Volk, die Helvetier, Helva, und die Elfen mit ihr, die nordischen Alfa, Berggeister! Das celtische Alp, weiß; Alpen; Helva! Merken Sie denn nicht die Paläste des Geschwisters am Grindelwald und Staubbach? Das Haus der ewigen Jungfrau zwischen Eiger und Mungg. Mönch sagen wir heute, aber ich behaupte, grundfalsch. Der Berg und sein Name bestand früher, als jedes Kloster. Mungg heißt noch heut' im uralten Deutsch der Bergkantone das in der Gletschernähe hausende Murmelthier. Und nicht zu vergessen, Helva, die Tochter des Lichts, des alten Jols, dessen Namen und Säulen heute noch aus der Urzeit der Julierberg Rhätiens trägt, des Sonnengottes

vom celtiſchen Alterthum, des Frühlingbringers, dem noch heute in vielen Thälern der Alpen und des Jura das Schweizervolk aus alter Sitte entgegenjolt!“

„Ach, Sie machen mich durch Ihre begeiſterte Gelehrtheit ganz böſe!“ ſagte Cöleſtine verdroſſen: „Ich möchte lieber wiſſen, ob der ſchöne Erni — — —“

„Die ſchöne Helva menſchlich lieben werde?“ fiel ihr Wunibald lächelnd ins Wort.

„Ich wette,“ ſchaltete der Profeſſor ein: „der ſchöne Kühhirt von Ellisried hat ſo wenig, als Homers göttlicher Sauhirt von Ithaka, ein Wort aus Plato's Seelen- oder Geiſterliebe gekannt.“

„Ich bitte,“ ſagte Cöleſtine zu mir, „erzählen Sie doch weiter; ſonſt verlier' ich allen Zuſammenhang.“

„Ich habe ihn ſelbſt ſchon verloren,“ antwortete ich: „oder weiß keinen andern, als den zwiſchen Anfang und Ende, die in dieſer Sage, oder Fabel, oder Mythe ziemlich nahe beiſammen liegen. Hören Sie alſo den Beſchluß.“

Man erzählt, Erni hab' ihm Palaſt der Jungfrau unausſprechliche Seligkeiten genoſſen; doch Niemand weiß, wie ſie beſchaffen waren, eben weil ſie nicht ausgeſprochen werden konnten. Auch ſoll ihm durch den Anhauch der Alpenkönigin zu ſeinen fünf Sinnen ein ſechster aufgeſchloſſen worden ſein, alſo, daß er, wohin er ſich in der Welt mit ſeinen Gedanken verſetzte, Alles vernahm, was daſelbſt wohnte und geſchah. Ihm zeigte Eiger, der Bruder Helva's, das Spiel der Stoffe und Kräfte; wie ſich unſichtbare Gaſe in Spathe, Kriſtalle und Erze verkörpern; zeigte ihm die ungeheuern Seen der Unterwelt, aus welchen die Hunger- und Maibrunnen, wie die unvergänglichen Quellen der Oberwelt rinnen; desgleichen die wunderſamen Werkſtätten, in denen die Heilwaſſer

und heißen Quellen bereitet werden, oder die Erdbeben sich entwickeln. Hier war eine andere Welt, eine andere Schöpfungspracht, eine andere Naturgröße, als droben auf der Erdoberfläche. Aber die Schratten und Elfen genossen beide keine gewöhnlichen Speisen. Doch in der Oberwelt, wo sie sich oft ergehen, bedürfen sie anderer Lebensweise und Nahrung. Mungg, der Bruder Helva's, zeigte dem schönen Erni, auf den Giebeln der Gletscher, die Heerden seiner Gemsen, Steinböcke, Murmelthiere, die Nester seiner Steinadler und des übrigen Gewildes der Höhen, die den Schratten und Elfen droben zur Lust und Speise dienen.

Jeden Tag fragte die reizende Alpenkönigin ihren Liebling: „Wie gefällt es dir bei uns?“ Und jeden Tag antwortete er: „O, daß ich ewig bei dir wohnen könnte!“

„Armer Sterblicher,“ sagte sie, „du bist, als unvollkommenes Geschöpf, weit schnellern Veränderungen unterworfen, denn wir, auf höhern Stufen in der Reihe der Wesen. Dein Jahr ist unser Tag. Dein Wohnplatz auf der Erdenrinde draußen mit allen ihren Ländern und Weltmeeren, allen Paradiesen und Wüsten, ist nur eine kleine Abtheilung unsers-eigenen Wohnplatzes, der das Aeußere wie das Innere des Weltalls in sich faßt. Alles ist drinnen wie draußen belebt; Alles ewig in der Stadt der Unendlichkeit; nirgends Tod des Wesenden, weil in Gott kein Tod ist.“

„Ach!“ seufzte Erni: „daß du eine Sterbliche wärest, oder daß ich wäre wie du!“

Helva antwortete ihm: „Dein Wunsch ist menschlich-verwegen, und dünkt mich närrisch. Was würdest du von deinem treuen Haushund sagen, wenn er verlangte, Gott solle dich zu seines Gleichen umschaffen? Und wie das Thier, traumhaft und trübe in seinen Vorstellungen, zum Menschen steht: so steht der Mensch mit seinem Witz und Scharfsinn, trüb und traumhaft, zu uns. Sein Geist blickte *unter* sich in die Tiefen der Natur, oder *über* sich

in das Ueberirdiſche, überall findet er Dunkelheiten, unentwirrbare Räthſel; und, ſtatt der Erkenntniß, bleibt ihm nur Ahnen und Glauben. Wir aber, wenn wir durch die Abſtufungen der Seelen, des Lebens, der Naturkräfte und Stoffe hinunterſchauen, erkennen mit Klarheit, und freuen uns des Wiſſens, wo der Sterbliche nur Ahnung in ſich trägt. Doch auch für uns, wenn wir über uns in Glanz und Herrlichkeit des Gottesreichs ſchauen, bleibt dann nur ſtilles Ahnen übrig, und auch wir erkennen, wie tief wir daſtehen!“

Der ſchöne Erni verſtand vom Allem, was ſie ſagte, keine Silbe; auch bekümmerte ihn das wenig. Er achtete nur auf die lieblichen Bewegungen der Lippen, wenn ſie ſprach; auf das heilige Erglänzen ihrer Augen; auf das zärtliche Lächeln, welches in ihrem Antlitz, wie ſichtbare Seligkeit, wohnte. Dann empfing er ſie mit ſeinen Armen; dann küßte er dieſe Lippen, dieſe Augen, dieſes Lächeln, und er wußte ſelbſt nicht, wie ihm dabei ward; er wußte nicht, daß er ſeine Heilige jeden Tag menſchlicher liebte. Und wie konnte er anders, der Arme!

Immer wandelte er bei ihr; immer blühte ſie reizender vor ihm. Nur jeden Tag eine einzige Stunde entfernte ſie ſich vom ihm, um, wie ſie ſagte, ein Bad zu nehmen. Dahin durfte er nicht folgen.

Fünf Tage lang zwar überwand er ſich, aus Furcht vor Helva's Zorn, ſogar nicht einmal an die Badegrotte zu denken. Aber am ſechsten Tage verſetzte er ſich in Gedanken dahin; er war dieſer Gedanken und ihrer wilden Sehnſucht nicht länger Meiſter. „Was ich denke, kann ſie nicht wiſſen!“ meinte er, und: „Denken iſt noch keine Miſſethat!“ ſetzte er hinzu.

Da fand er ſich, wie im Traume, auf dem Weg zur Grotte, und vor derſelben einen feuerfarbenen Vorhang; aber durchaus ſah er nicht, was hinter demſelben vorging. Nun erſt bedachte er, daß er mit Hilfe ſeines ſechsten Sinnes zwar alles Irdiſche, jede

Gegend, jedes Treiben und Thun von Menschen und Thieren gegenwärtig zaubern konnte, aber nie war er fähig, der abwesenden Schratten und Elfen Arbeit und Leben zu beobachten. Das machte ihn nun traurig. Er saß betrübt und still da, als die Alpenkönigin wieder zu ihm trat, liebenswürdiger, denn er sie je gesehen. Sie bemerkte seinen Kummer. Sie fürchtete, ihn quäle Langeweile und Heimweh zu den Menschen. Sie beugte sich liebkosend über ihn nieder, und schmeichelte ihm voll des zärtlichsten Mitleids. Doch diese Liebkosungen, statt die geheime Gluth seines Innern zu löschen, fachten sie nur gewaltiger an.

Und, als Helva am siebenten Tage wieder zur heiligen Grotte gegangen war, vermochte er's nicht länger über sich. Er schlich ihr nach. Er stand an dem feuerfarbenen Vorhang. Er zitterte. Er bewegte die Strahlendecke zurück und sah in das Heiligthum, wo die schöne Helva im Bade saß. Aber dies Bad war nur ein rosenfarbenes Gewölk, in welchem die Jungfrau, zur Hälfte eingetaucht, ihm ihren alabasterweißen Rücken zukehrte, während zwei dienende Elfen einen aus dem Gewölk hervorgestreckten Fuß ihrer Königin küßten. Dies Füßchen, welches er noch nie unter dem langen, faltenreichen Gewande gesehen hatte, war kein gewöhnlicher Mädchenfuß, sondern ging sonderbar, wie ein Fächer, auseinander mit Schwimmhaut und glänzenden Federn.

Die Elfen erblickten den sündigen Sterblichen und schrien voll Grausen laut auf, tauchten ihre Hände in das Rosengewölk und sprengten ihm davon entgegen. Es fuhr ihm in die Augen wie stechende Funken. Er sah nichts mehr. In seiner Blindheit taumelte er mit Entsetzen zurück und her und hin. Um ihn war ein Donner und Toben, als bräche das weite Weltgebäu über seinem Haupte zusammen. Er schwankte zitternd und stürzte endlich nieder. Zum Glück aber fingen ihn zwei Arme auf, und eine rohe Männerstimme sprach: „Taugenichts, wo schwärmst du seit sieben

Jahren herum, und kömmſt nun, elender denn ein Bettler, nach Ellisried zurück in dieſen Kleidern, die verfault und verweſt ſind?“

„Wer biſt du! Ich ſehe dich nicht. O ich bin blind!“ rief Erni.

„Ich bin der Bruder deiner Mutter, die vor Gram und Herzeleid vor ſechs Jahren geſtorben.“

Da weinte Erni bitterlich und ließ ſich ins Dorf führen. Die Mädchen erkannten den ſchönen Erni nicht mehr; er glich einem hagern Geſpenſt. Und wenn er von den außerordentlichen Dingen erzählte, die ihm begegnet waren, wollte man ihm kaum glauben. Er aber ſeufzte immer den Namen Helva's, verſchmähte Speiſ' und Trank, und ſtarb am dritten Tage mit dem Seufzer: Helva!

„Herr, rief der Profeſſor, als ich endete: „Sie müſſen, ich beſchwöre Sie, dieſe Sage zu Papier bringen; ich laſſe ſie von einem unſerer alterthümelnden Landespoeten ins Versmaß der Nibelungen bringen, und werde ſie, von einem äſthetiſch-philoſophiſch-mythologiſch-philologiſch-hiſtoriſchen Commentar begleitet, in die Leſewelt hinauswerfen.

„Schön,“ rief Wunibald: „Vereinigen Sie ſich beide, ich erbitte mir indeſſen von Fräulein Cöleſtine einen Commentar über die geheimnißſchwere Verheißung: „Ich will Ihnen auch recht gut dafür ſein.“ Das Dafür hab' ich gegeben!“

„Sehen Sie, ſehen Sie!“ rief Cöleſtine haſtig, zeigte mit der einen Hand zum Fenſter und ergriff mit der andern ihren Mantel, indem ſie zur Thür ſprang: „Der Nebel iſt verflogen. Die Sonne ſteht am Untergang!

Damit war ſie zur Thür hinaus; die Tante ihr nach. Wir Andern fanden nichts zweckmäßiger, als ihnen in Wind und Wetter auf die Höhe zu folgen.

Die isländischen Briefe.

1.

Frau Stoben besaß das schönste Landgut in der ganzen Gegend. Sie liebte sonst Einsamkeit; aber seit vier Wochen war ihr Schloß der Sammelplatz der frohen Welt. Ein Festtag verdrängte den andern. Frau Stoben schien sich in dem fröhlichen Getümmel zu verjüngen. Aber nicht Feste, Kränzchen, Bälle waren es, was ihr Herz erquickte. Die hätte sie immer haben können; sie gehörte zu den reichsten Eigenthümern im Lande.

Nein, sie war mehr als reich; eine zärtliche und glückliche Mutter. Ihr Sohn Theodor war von seinen Reisen zurückgekommen. Drei Jahre lang hatte sie ihn nicht mehr gesehen, sogar gefürchtet, seine Reiselust möchte ihn verführen, nie wiederzukehren; denn keine andere Leidenschaft schien das Herz des jungen Mannes zu rühren, als der Hang, fremde Länder, ferne Völker zu sehen. Darum erschöpfte sie sich in Erfindungen, ihm den Aufenthalt in den väterlichen Gütern lieb zu machen; ihn mit allerlei Banden an die Heimath zu fesseln. Aber die rauschenden Freuden, die glänzenden Zerstreuungen waren nicht vonnöthen; gewaltiger als Alles zog ihn das milde Mutterherz an sich. Ein solches Herz hätte er nicht wieder gefunden unter allen Zonen, bei den Menschen schwarz und weiß, olivenfarbig und kupferroth.

„O Mutter, liebe Mutter, ich bin ja glücklich!“ rief er manchmal, und küßte mit Inbrunst die theure Hand, welche ihn erzogen hatte: „Ach, wer so geliebt wird, so innig, so rein, der soll nichts mehr wünschen. Ich verlasse Sie gewiß nicht!“

Und ob er ihr gleich es tausendmal versicherte, blieb sie doch immer Zweiflerin. „Noch fesselt ihn der Reiz der Neuheit; aber wenn ihm nun dies Alles alt wird — dann sehnt er sich weiter.“ So dachte sie im Stillen. Und was sie von ihm sah und hörte, vermehrte ihren Verdacht. Wie sollte sie sich's auch erklären, daß er, sonst still und einförmig in der Unterhaltung, lebendiger ward, wenn das Gespräch über unbekannte Völkerschaften rollte? — wie sich's erklären, daß er aus der ganzen Bibliothek des Herrn Magister Habakuk, dermaligen Pfarrers im nächsten Dorf, nur einige Reisebeschreibungen zum Lesen wählte, und die besten Predigten, moralischen Betrachtungen, Geschichten aus der alten und neuen Welt unbetastet ließ?

Seit einigen Wochen wohnte auch Therese, ihre einzige Tochter, bei ihr. Diese war an den Landrath Kulm verheirathet. Die jungen Eheleute hatten der Mutter Gebot gehorcht, und waren aus der Residenz gekommen, fünfzehn Meilen weit, um die allgemeine Freude zu theilen. Beide wetteiferten, der Mutter geheime Sorgen zu mildern.

„Lassen Sie ihn heirathen!“ sagte der Landrath: „dann bleibt er gewiß. Nichts fesselt mehr an Herd, Vaterland und Menschheit, als eine glückliche Ehe. Der Hagestolz gehört Niemanden, ist ein Weltbürger, ein ewiger Jude, ohne Rast, immer auf Reisen und ohne Ziel.“

„Wenn er sich nicht in eine schöne Lappländerin verliebt hat,“ setzte Therese hinzu, „so wird's uns hier nicht fehlen.“

„Aber denkt doch, Kinder!“ seufzte Frau Stoben: „er hat seit vier Wochen alle Jungfrauen der weiten Nachbarschaft gesehen,

und an allen ging er wie an Tapetenbildern vorbei. Er iſt zuweilen tiefſinnig; will man ihn geſprächig machen, muß man von ſeinem Norwegen reden."

„Tiefſinnig iſt er?" fragte Thereſe: „Weißt du nicht, ob die Lappländerinnen ſchön ſind?"

„Allerdings," antwortete der Landrath, „für die Leute, die gern Thran trinken."

2.

Frau Stoben bewahrte die bedenklichen Worte des Schwiegerſohns im Gedächtniß, und rollte die Phraſe lange herum, und ſuchte an dieſem Zwirnknäuel den Faden, und fand ihn nimmer.

„Wer ſind aber die Leute, die gern Thran trinken?" fragte ſie. „Sie drücken ſich für eine alte unbeleſene Frau zu verblümt aus, Herr Sohn."

„Es ſind Lappländer, Frau Mutter!" entgegnete er, und warf lächelnd den Kopf zurück.

„Müſſen's denn aber nur Lappländer ſein, die den Thran lieben?" fragte Thereſe.

Der Landrath lächelte. „Du haſt Recht. Es wandeln der Thranſäufer viel unter uns."

Frau Stoben war nicht beruhigt. Sie begab ſich in ihr Zimmer. Sie ließ den Amos holen, ihres Sohnes mehrjährigen treuen Diener und Reiſegefährten.

„Sage mir, Amos," hub ſie an, und legte traulich ihre Hand auf ſeinen Arm, „du kennſt deinen Herrn. Du kennſt ihn beſſer, als ich. Du ſaheſt ihn täglich ſeit vielen Jahren, in denen er für mich verloren war."

„Geſehen und geſprochen!" entgegnete Amos.

— Du warſt mit ihm in Lappland.

„Ja, bei Gott, das war dort ein Leben. Ich meinte manchmal, wir wären bei den Unterirdischen.“

— Und was that dein Herr?

„Er war nicht von der Stelle zu bringen. Er kroch in ihre Hütten, woneben unsere Schweinställe herzogliche Schlösser sind; und fuhr in ihren Schlitten, worin ich oft gefroren lag, wie ein Baumstamm.“

— Und, das weißt du gewiß, sind die Lappländerinnen schön?

„Daß ich's nicht rühmen könnte, ausgenommen . . . . .“

— Ausgenommen?

„So in ihrem Sündenjahr, wo auch der Teufel Reiz hätte, wenn er jung wäre.“

— Liebte dein Herr den Thran?

„Wie meinen Sie das, Frau?“

— Ob er ihn trinken konnte?

„Ei, behüt' uns Gott! kein Tropfen über seine und meine Zunge!“

— Bist du redlich?

„Setzen Sie ihm zur Probe die Thranflasche vor.“

— Und als er sich zur Heimkehr entschloß, bemerktest du an ihm keine Unruhe, keinen Mißmuth? War er ganz zufrieden? ging nicht seine Seele zurück in das fremde Land, während sein Vaterland ihm näher kam?

„Sie haben's getroffen, Frau Stoben. — Er war manchmal gar unlustig, und war dann kein Auskommens mit ihm. Er bereute, die Insel Island oder wenigstens nicht einmal Grönland gesehen zu haben; Island aber lief ihm besonders im Kopf herum. Da hat ihm ein gewisses Frauenzimmer das Herz warm gemacht.“

— Wer war's auch?

„Ich weiß nur, daß es Edda hieß.“

— War die Person schön?

„Habe sie eigentlich so nicht von Angesicht gekannt.“

— Seufzt er wohl noch zuweilen nach der Insel Island?

„Gerade gestern. Gelt, Herr, sagt' ich, hier ist's doch, unter uns gesagt, besser als in der Insel Island? Und wenn mich die Herren in Island zum Kaiser machen wollten, ich machte ihnen einen Bückling und ließe sie laufen. Da brummte mein Herr verdrießlich und sagte: „und es ärgert mich doch zeitlebens, so nahe und nicht dort gewesen zu sein.“

— Du sollst ihn nie an die Insel Island erinnern.

„Ei, wenn ihn nicht die Edda erinnert, ich, für meine Person, hüte mich wohl!“

— Ist die Edda verheirathet oder unverheirathet?

„Das will ich weder mit Ja, noch Nein betheuern. Aber, ich vermuthe, er bekommt zuweilen Briefe von ihr. Sie muß ihm mitunter gar rührend schreiben. Ich kann nicht lesen, aber ich kenne ihre Briefe am Umschlag, und am Siegel. Da ist ein Altar mit einer Flamme darauf, wie in der Bibel, wo Abraham den Isaak opfern will. Und dann, wenn er solchen Brief erhält, sieht man ihm Freude aus allen Mienen glänzen, und treten ihm wohl helle Thränen ins Auge. Hätte ich in der Schule lesen gelernt, ich ließe mir gewiß Briefe aus Island schicken.“

— Erhält mein Sohn auch jetzt noch isländische Briefe?

„Ei, lieber Himmel, freilich. Noch letzten Sonntag hat er einen empfangen. Darum war er den ganzen Tag so vergnügt, als hätt' ihm der Schuster Sprungfedern unter die Sohlen genäht. Ja, meine liebe Frau Stoben, das muß ich nun selbst gestehen, Island ist ein prächtiges Reich; nur auch nach den Briefen zu urtheilen. Könnt' ich lesen, so müßten es mir isländische Briefe sein, oder keine. Und man hat sie hier zu Lande spottwohlfeil. In Karlskrona mußt' ich für einen Brief gerade so viel haare

Gulden zahlen, als hier Kreuzer. Es ist bei uns aber auch mit dem Postwesen bessere Einrichtung, als in Norwegen und Lappland."

Frau Stoben entließ den plauderhaften Amos. Ihre Seele war tief betrübt. Sie hatte nur zu viel erfahren. Die isländischen Briefe zerstörten ihren Frieden.

3.

Thereſe erfuhr von der guten Mutter zuerſt das Geheimniß von der Inſel Island. Sie wählte den nächſten Weg, das Räthſel zu löſen. An einem lieblichen Morgen ſchlich ſie zu ihrem Bruder aufs Zimmer. Theodor ſprang ihr entgegen. Sie ſank an ſein Herz.

„Und du bleibſt nun gewiß bei uns?" fragte ſie.

— Gewiß.

„Biſt du frei? zieht dich kein anderer Magnet?"

Theodor wurde roth. Thereſe hielt ihn feſt in ihren Armen. Ihr Blick drang tief in ihn. Er ſchlug die Augen nieder und lächelte.

„Du haſt ſchon geantwortet!" ſagte ſie.

— Aber was denn? ich verſtehe dich nicht.

„Ich deſto beſſer dich. — Du liebſt! — Ich weiß es."

— Du willſt ſpotten.

„Gewiß nicht. — Warum aber nahmſt du deine Dame nicht mit dir?"

— Welche?

„Die ſchöne Briefſchreiberin in — wie heißt die Inſel? Island, glaub' ich. — Beichte nur. Ich bin ja ein Weib. Ich habe auch geliebt, ohne deswegen nach Lappland zu reiſen."

Theodor ſah ſeine Schweſter mit großen Augen an.

„Nicht doch, Theodor, ſpiele mir nicht den Geheimnißvollen. Die Mutter, wir alle wollen dich glücklich wiſſen. Du liebſt. Wohlan, mache dein Mädchen zum Weibe. Ich ſtehe dir bei. Nur

entſchlage dich der unſeligen Sehnſucht nach Island. Die Mutter ſtürbe vor Kummer, und ich überlebte ihren Verluſt gewiß nicht. Theodor, du warſt ein guter Sohn immer, ein guter Bruder! — Sieh' mich an; willſt du es nun nicht mehr ſein? — Sage mir, du liebſt? Nicht ſo?"

— Ich weiß nicht.

„Das wäre mir luſtig. Der junge Herr weiß nicht einmal, ob er liebt? — Ich weiß es aber beſſer. Wenn ich dir zum Beiſpiel ſo ein Briefchen vorhielte, geſiegelt mit einem flammenden Altar? — würdeſt du noch einmal roth?"

Er ward es, indem ſie ſprach. Sie küßte ſeine glühende Wange lächelnd.

— Ach, Thereſe, es iſt am Ende eine Poſſe.

„Was denn?"

— Die Liebſchaft, von der du ſprichſt.

„O, ihr Herren der Schöpfung, was wäre euch nicht Poſſe, wenn ihr mit uns armen Weibern verkehret?"

— Du wirſt mich auslachen, wenn ich dir's ſage.

„Ich will fromm ſein."

— Du ſollſt Alles wiſſen. Du wirſt lachen, Thereſe. Ich ſelbſt fühl' es, das ganze Ding iſt abenteuerlich, romanhaft, närriſch.

„Für einen Liebhaber biſt du beinahe zu vernünftig. Eine Liebe, die nicht ins Abenteuerliche, Romanhafte, Närriſche hineinſpielt, iſt keine Liebe mehr. Alſo nur hervor mit der Geſchichte? — War nicht meine Liebe mit dem Landrath auch ein Mährchen aus der andern Welt?"

— Ich will dir's erzählen. Du ſollſt mir Rath geben. Vielleicht kennſt du das Mädchen.

„Sie muß nur nicht in Island daheim ſein."

— Nein, Thereſe, im Städtchen Grauenburg.

„Wo liegt das? — doch nicht in Norwegen?"

— Dreißig Stunden von hier! fünfzehn Stunden von der Hauptſtadt.

„Und wo haſt du ſie angetroffen?“

— Nirgends!

„Nirgends? ſo kennſt du ſie nicht.“

— Doch, ſehr genau. Sie iſt ein Engel!

„Nun, das verſteht ſich; hoffentlich aber noch ohne Flügel. Sie wohnt wenigſtens noch in unſerm irdiſchen Jammerthale?“

— In Grauenburg. Ihr Herz, ihr Geiſt entzücken mich. Sie iſt übrigens nicht ſchön, nicht reich.

„Nicht ſchön? — Du biſt nicht bei dir. Du haſt ſie ja nirgends angetroffen. Und wenn deine Donna nur Ideal iſt: ſo liegt's an dir, oder deiner Phantaſie, daß es nicht ſchön iſt. Alſo weiter!“

— Sie iſt blaß und pockennarbig.

„Um des Himmels willen, du haſt ſie ja nirgends geſehen.“

— Nirgends. Aber dies hier iſt ihr Bildniß.

Theodor zog ein Gemälde auf Elfenbein aus dem Buſen.

Thereſe beſah es lange. Der Bruder hatte Wahrheit geſprochen. „Der Geſchmack iſt verſchieden,“ ſagte ſie, „und zuweilen wunderlich, Herr Bruder. Schön iſt deine Heilige gewiß nicht; aber ſie hat doch einen Zug Gutmüthigkeit. — Und da in das Bild haſt du dich ohne Umſtände verliebt?“

— Nein, nicht ins Bild. Aber . . . ſetze dich her aufs Sofa. Es iſt noch früh. Wir können ungeſtört reden. Du biſt verſchwiegen.

„Wie ein Fiſchchen.“

4.

Sie ſetzten ſich. Theodor erzählte.

„Als unſer Vater geſtorben war, nun ſind's vier Jahre, ſchrieb ich zum Troſt der Mutter und unſerer das Gedicht: „Todten-

opfer," und die Muſik dazu. Es ward gedruckt, nebſt den Klavier-noten. Sechs Monate ſpäter erhielt ich einen Brief. Er kam von einem Mädchen, unterzeichnet Ottilia Wangen. Du mußt den Brief ſelbſt hören, um das Mädchen nicht falſch zu beurtheilen."

Theodor holte eine Brieftaſche. Er zog das Schreiben heraus.

„Mein Herr!

Es iſt vielleicht unanſtändig, daß ich Ihnen ſchreibe. Verzeihen Sie es aber einem Mädchen, welches diesmal das Gebot des Schicklichen über die Pflicht der Erkenntlichkeit vergißt. Sie haben mir mein Leben gerettet. Mein Vater, mein theurer Vater iſt mir geſtorben. Ich liebte ihn zu ſehr. Ich ward krank. Mein Geiſt litt. Die Aerzte fürchteten, daß meine Gemüthsverwirrung unheilbar bleibe. Meine Seele lebte in ſchwarzen Träumen. Ich wandelte durch zerſtörte Welten gegen ein fernes Morgenroth, welches ich nie erreichte. Ich habe viel gelitten. Was außer mir geſchehen damals, weiß ich nicht Die Geſtalten, ſo mich umgaben, ſchwebten wie irrende Geiſter vor mir, die mich feſſelten, daß ich das heilige Licht der beſſern Welt nicht erreichen ſollte.

„Und ſo einsmals in meinen 'Schmerzen hört' ich Saitentöne und Geſang dazu. Ich will's Ihnen nur ſagen, es war Ihr Todtenopfer. Ach, Sie haben auch einen guten Vater verloren, und haben empfunden, wie ich empfunden habe. Die Gewalt der Muſik, ich meinte, ſie ſtieg aus dem Himmel, bezwang mich. Ich zerfloß in Thränen; und wie die Thränen fielen, thaute unter der Wärme Ihrer Klagen mein Herz auf. Und die Winterwelt meiner Träume löſete ſich. Es ward heller, das Morgenroth ſtrahlte näher um mich. Die irrenden Geiſtergeſtalten verwandelten ſich in meine weinenden Verwandten. Ich verlor mich in heftigen Fiebern, und bin durch leichte Mittel geneſen.

„Aber Sie, mein Herr, haben mich gerettet. Ihr Todtenopfer rief meine Seele zurück aus den Mitternächten des ſtummen, drücken-

den, verzehrenden Wahnsinnes. Oft hat man nachher dasselbe Lied wiederholt — ich bin in meiner Wehmuth glücklich. Ich lebe nur unter Ihren Tönen, in Ihren Gedanken. Vielleicht ist's ein neuer Wahnsinn. Aber sei's denn auch. Mein Vater verdient nicht weniger. Ach, läge mein Staub gedrängt an seinem Staub!

„Dies sind die ersten Zeilen, die ich seit fast einem Jahre schreibe. Ich hab' ein Gelübde gethan. Jetzt ist's erfüllt. Ich danke Ihnen. Verzeihen Sie mir nun.

Ottilia Wangen."

5.

„Gar nicht übel!" sagte Thereſe lächelnd. „Wir Weiber hätten allenfalls bei ſolch einem Brief gutmüthig mitgeweint. Ihr aber, mit der ſtarken Seele, ihr philoſophirt anders."

— Eine Artigkeit lockt die andere. Konnt' ich auf das Schreiben eines ſo lieben, empfindungsvollen Geſchöpfes ſchweigen? Ich antwortete. Ich klagte mit ihr. Ich tröſtete ſie und mich. Das veranlaßte von ihr eine kurze Antwort. Ich ſchrieb zurück. Wir verwickelten uns unvermerkt in ſo viele Fragen und Antworten, daß wir kein Ende für den Briefwechſel fanden. — Ohne uns zu kennen, gewannen wir einander lieb. Jeder neue Brief war ein neuer Schritt zum Vertrauen. Unſere Geiſter berührten ſich, und ſchloſſen eine Verbindung, die mit allen gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens unverwandt war. Für uns war keine Erde, keine Konvenienzenwelt, keine Sinnlichkeit, kein Nebenintereſſe, keine Leidenſchaft, keine Eiferſucht. — Wenn die Bewohner des Himmels ſich lieben und ihre Empfindungen einander bekennen: ſo lieben und empfinden ſie nicht reiner, wie wir.

„Es iſt wahr, dieſer geiſtige Umgang, die reine Seelenliebe hat mit dem, was die Welt unter die Rubriken Freundſchaft,

Liebe, Geselligkeit u. s. w. nimmt, gar nichts gemein. Sie ist etwas Ungewöhnliches, und eben daher, wie du sagen wirst, etwas Romanhaftes. Sei es auch. Kein Name ehrt oder entehrt. Jeder empfindet nach seiner Art, und nennt nach seinem Sinn."

— O Thereſe, dieſe unbekannte Ottilia hat mir den Sinn und die Empfänglichkeit für den Reiz alles Bekannten genommen. Ich habe der Mädchen viele kennen gelernt, aber keines mochte einen Augenblick lang mich meiner Niegeſehenen vergeſſen machen. Was fand ich auch überall? — Weſen, mehr Fleiſch und Bein, als Geiſt; ihre Liebe iſt, was die Phantaſie in Flammen ſetzt und das Herz verkahlt, wenn Hymen kaum eingekehrt iſt. Weſen, die nach der erſten Liebe noch aus Gefallſucht lieben, und mehr an die Equipagen, als an das Herz des Mannes denken; Weſen, die ...

„Die um kein Haar ſchlimmer und beſſer ſind, als die Männer!" unterbrach ihn die Landräthin: „Ich muß dir nur im Vorbeigehen bemerken, Theodor, daß du ſehr unartig biſt; und daß du nicht vergeſſen mußt, wenn du neben der Schweſter ſitzeſt, daß du bei einem Weibe biſt. Jetzt erlaub' ich dir fortzufahren."

— Ich ſagte aber die Wahrheit.

„Ich auch, liebes Kind. Du liebſt, und liebſt ein Phantaſiebild, und keinen Geiſt. Du ſchwärmſt, und machſt eben darum keine Ausnahme von der Legion der Liebenden, die Jahr aus Jahr ein unterm Silbermond ein wenig faſeln. Glaub's doch, Theodor, du biſt kein Engel, ſo wenig als deine heilige Ottilia. Die Menſchen bleiben ſich ewig gleich, treiben ſich alle in demſelben Ring herum, den die gewaltige Natur gezeichnet hat. Was du dir einbildeſt, hat ſich Jeder eingebildet. Jeder glaubt von ſich, er ſei kein Gewöhnlicher; nur er mache die große Ausnahme; nur bei ihm ſei Alles anders. Wir irren alleſammt, nur Jeder irrt anders. — Aber was ich dir da predige, verſtehſt du nicht einmal, Herr Philoſoph. Dazu müßteſt du Ehemann ſein."

— Auch du verſtehſt mich nicht. Denke, was du willſt, nur ich kenne Ottilien. Du ſollſt ihre Briefe leſen; du wirſt anders urtheilen lernen. Meinſt du, ich werde Ottilien weniger lieben, ſelbſt wenn ſie ſich verheirathete? — meinſt du, ich werde ihr untreu, wenn ich heut mit einer Andern vor den Altar trete?

„Ich meine, ihr ſchwärmet beide. Schwärmerei iſt ein Gluth, die ſich ſelbſt verzehren muß, die aber der Regen nur anfriſcht, der Wind nur anbläſet. Und ihr habt beide nie ein Gelüſt empfunden, euch zu ſehen?“

— Ich machte die Reiſe ins nördliche Europa. Wir blieben im Briefwechſel. Wir waren ſchon damals die innigſten Freunde. Hier iſt die Abſchrift meines Briefes, worin ich ihr die Abreiſe ankündigte.

6.

Theodor holte den Brief. „Aber er iſt zu lang; ich leſe dir nur das Weſentlichſte daraus, damit du den Geiſt unſerer Freundſchaft erkenneſt.“

— — „So nehm' ich zu der weiten und langwierigen Reiſe keinen Abſchied von Ihnen, liebe Ottilia. Warum Abſchied, da ich Sie nicht verlaſſe? Wir trennen uns nicht, da wir nie beiſammen waren. Ob dreißig, ob tauſend Stunden, ob ein Bach, ob ein Weltmeer zwiſchen unſern Perſonen fließen, unſere Seelen bleiben ſich gleich nahe. Nur den Tauſch unſerer Gedanken, unſerer Empfindungen im Briefwechſel wird die Entfernung erſchweren. Wir verlieren etwas, aber nicht Alles. Wir ſind dennoch gewiß, daß unſere Geiſter unaufhörlich beiſammen ſind, und das Wichtigſte, was ſie einander durch todte Zeichen im Briefe deuten können, flüſtern ſich beide unmittelbar und immer: ich liebe dich!

„Ja, Ottilia, du wunderbares Mädchen, ich liebe dich. —

Ach, laſſen Sie mich doch das einfache trauliche Du wählen, wenn ich zu Ihnen rede. Zum Sie gehören wenigſtens zwei Dinge, weil es eine Mehrheit anſpricht. Das Du wendet ſich nur an ein Einziges. Ich kenne Sie nicht, denn ich habe die Hülle nicht geſehen, die dich, du holde Seele Ottiliens, umſchließt. Ich kann nicht Sie lieben, ich meine nur dich.

„Während ich mich von Ihnen entferne, kette ich mich enger an dich. Ja, Ottilia, ſei wer du willſt, bleibe nur wie du mir erſchienſt. Mir iſt's, als ruf' es eine weiſſagende Stimme, einſt werd' ich Sie ſehen! — wir werden uns ſehen! O, geliebte Ottilia, ich zittere vor dem Augenblick. Faſt wünſch' ich, daß wir uns nie erblickten. Ottilia, wir ſind Menſchen. Bis jetzt waren wir glücklich durch einander; aber wehe, wenn uns unſere Außenſeite nicht gefiele! Wenn uns unwillkürlich die Einbildung betrogen hätte, und wir in unſern Perſonen etwas fänden, was unſern Vorſtellungen nicht entſpräche. Ottilia, ſo zerreißen wir ſelbſt unſer Glück.

„Wir lieben uns. Wir ſind einander verwandt und vertraut, wie Bruder und Schweſter. Wir kennen die geheimſten von unſern Empfindungen. Wir erſcheinen uns gegenſeitig, ohne Schleier, ohne Kunſt, ohne Hehl. — Denke dir, Ottilia, wenn wir nun das erſtemal perſönlich zuſammentreffen, wie dann? — Wir haben uns nie geſehen, wir ſind plötzlich Fremdlinge gegen einander. Ich werd' es nicht wagen, der unbekannten Geſtalt, in der die ſchöne Seele wohnen ſoll, die ich liebe, die mich liebt, nahe zu treten. Das trauliche Du, welches unbefangen der Feder entrinnt, wird auf den Lippen erſterben. Es wird ein anderes ſein, um Berührung der Hände, als um Berührung der Seelen.

„Ottilia, wenn wir uns jemals perſönlich kennen lernen — es wird uns ſein, wie verſtorbenen Lieben, deren Geiſter in einer andern Welt unter andern Hüllen ſich begegnen. Wir werden uns

finden, und nicht erkennen. Spricht aus diesem Munde die Seele, die ich sonst liebte? werd' ich fragen. Wird sie, die mich liebt und kennt, unter meiner Hülle mich wiederfinden, wie ich vorher war?

„Gewiß, Ottilia, unser Schicksal, wenn wir es in Verhältniß zu dem aller Andern stellen, die sich liebten, ist seltsam. Wir, zärtlich und treu, scheuen mit Recht den Augenblick, welchen alle Andern mit Sehnsucht rufen. Wir sind Geister, die sich zusammenfanden, und zittern, daß sie Körper tragen. — Ottilia, ich mag nicht mehr daran denken — ich werde wehmüthig!"

Theodor schwieg. Therese lächelte ihn an und sagte: „Eure Seelenliebe ist eine ganz allerliebste Narrheit. — Und wie nahm der Geist Ottiliens deine Abreise auf? Wurd' er nicht ein wenig böse?"

— Ich müßte dir da unsere ganze weitschichtige Korrespondenz vorlesen. Die Zeit ist zu kurz, Schwester, ich will's dir mit einem Wort sagen, ich will nun hin. Ich will nach Grauenburg. Ich will Ottilien sehen. Sie weiß nicht, daß ich zurück bin. Sie soll's nicht wissen. Sie wird mich sehen, ohne mich zu kennen. Ich nehme einen falschen Namen an. Ihre Briefe, die sie noch immer nach Kopenhagen an mich schreibt, laufen nicht weiter als nach Leipzig, an meinen Freund Müller, der sie mir zuschickt, wie er ihr die meinigen sendet, die ich noch immer aus Kopenhagen datire.

„Ich merke, eure beiden unschuldigen Geister verstehen sich auch auf Intrigue. Aber, mein Herr, so weit sind wir noch nicht, wie du glaubst. Du hast mich zu Rathe gezogen über deine geistigen Abenteuer. Ich verlange jetzt auch gehört zu werden, und daß du keinen Schritt ohne mein Vorwissen thust. Du bist in meiner Gewalt. Du hast mir die Adresse einer Ueberirdischen gegeben, du weißt, ich bin boshaft, und kann Briefe schreiben."

— Willst du meine Verrätherin werden?

„Du haſt das Schickſal aller Großen. Laſſen ſie ſich nicht mehr rathen, ſo müſſen ſie ſich verrathen laſſen. Ich will dir treulich beiſtehen. Aber gehe langſam, um ſicher zu gehen. — Das Glück deiner Tage hängt an dem, was du zu thun eilſt. Du liebſt kein Mädchen, du liebſt dein ſelbſtgeſchaffenes Phantom. Du ehrliche Haut kennſt uns Weiber nicht. Unſer Herz muß etwas zu tändeln haben, das iſt Bedürfniß. Deine ätheriſche Ottilie iſt gewiß daheim ein ganz anderes Ding, als in deinen Briefen, worin man ſchreiben und ausſtreichen kann. Das himmliſche Weſen, das dich mit göttlichem Feuer erwärmt, ißt und trinkt zu Hauſe, wie wir andern Menſchenkinder, und denkt endlich auch ans Heirathen, an den Spiegel, an das Alter, an — — — —“

— Ich bitte dich um Gotteswillen, Thereſe, ich bitte dich — — ich laufe davon.

„Aber glaubſt du auch im Ernſt, daß die gute Wangen aus Luft und Licht zuſammengewebt iſt? Mein Gott, warum ſoll denn ein Mädchen nicht ans Heirathen denken? Es iſt ja ſo menſchlich! — wir wollen nicht zanken. Ich bin aus mehr als einer Urſache neugierig, wie Ottilia die Nachricht von deiner Abreiſe aufgenommen habe. — Lies mir wenigſtens aus ihrem Brief vor, was ſie über dieſen Punkt ſagt.“

Theodor nahm gehorſam das Portefeuille, aber machte ein finſteres Geſicht.

Er las wie folgt.

„— — Sie gehen auf Reiſen, ein, zwei, drei Jahre. Mein lieber Freund, ſo wird unſer kleiner Briefwechſel ſehr ins Stocken gerathen. Ich darf dagegen nichts ſagen; wenn ich aber dürfte, ich würde es nicht. Gewöhnt iſt mein Herz zum Entbehren. Ach, lieber Freund, könnt' ich doch nur Alles entbehren; hätt' ich doch Nichts, wär' ich doch, wo mein guter Vater iſt!

„Ich bin ein armes Geſchöpf, und habe doch noch zuviel! ich

möchte mich von Allem losmachen in dieser Welt, denn Alles steht mir da, mich anzulocken gewaltig, und dann mich zu verwunden. Ich habe nicht mehr Muth genug, etwas lieb zu gewinnen, weil ich nicht Muth genug hätte, es zu verlieren. Ich werde betrogen, oder täusche mich selbst. Das ist mein Loos.

„Reisen Sie glücklich. Sie werden glücklich sein. Ich bete für Sie. Es ist ein Gott. — O mein Freund, Sie waren der Engel, der mich aus der Finsterniß gerissen. Sie haben Ihr Werk vollendet. Ihre Briefe waren reich an Trost und Lehren. Sie bleiben mir derselbe, der Sie mir in meinem verdämmernden Wahnsinn erschienen. Mein Geist lehnt sich müde und schwesterlich an den Ihrigen. Was kümmert's mich auch, wer Sie sind? Schreiben Sie mir ferner, oder nicht — ich weiß doch, daß Sie mein nicht vergessen, und weiß, daß Sie mich noch in Ihrer Todesstunde lieben müssen, weil kein Grund vorhanden ist, daß ich Ihnen gleichgültig werden könnte. — Ich werde Ihre Briefe lesen, die ich habe, und dann träumend in die letzten Stunden meines Wahnsinns zurücksinken, — o wie war mir so wohl da!"

„Ob wir uns beide auf Erden sehen, oder nicht sehen, ist wohl doch am Ende sehr einerlei. Wenn wir fern von einander sterben, ohne unsere Personen gesehen zu haben, ist das ein Verlust? — Zwei Seelen im unermeßlichen Weltall begegneten sich, liebten sich, gaben sich ihres Daseins Zeichen, verloren die schöne Macht der Mittheilung, und liebten getrennt fort, ohne von einander zu wissen.

„Es ist besser so. — Sie sind mir jetzt Alles; Sie würden mir nur weniger werden, wenn Sie mehr, als dies sein wollten. Wenn Sie sich einst vermählen, zeigen Sie Ihrer Gemahlin meine Briefe, sie wird auf mich nie eifersüchtig werden.

„Reisen Sie glücklich! — Ich bleibe dir ewig. Es ist ein

Gott. Ganz vergehen wir nicht. Erlösch' ich hier, anderswo glänz' ich wieder, — und könnt' ich, o Theodor, ewig dir!

„Da sitz' ich weinend. Warum bin ich so wehmüthig? Nur ein Bedürfniß hab' ich; es ist: immer an dich zu denken. Das kann mir ja Niemand rauben. Wenn ich dich nicht mir denken kann, dann bin ich selbst nicht mehr.

Ottilia W."

„Und wie spann sich der Faden weiter?" fragte die Schwester den Bruder.

— Sehr natürlich. Wir schrieben einander oft. Wir wurden uns immer unentbehrlicher. Nur Ottilia bewies mehr Stärke, als ich. Da ich wiederholt ihr Bildniß forderte, sandte sie mir's endlich nach jahrelangem Weigern. Ich wagte nicht, ihr das meinige anzubieten. Sie selbst erklärte, sie wolle mein Bildniß nicht sehen, selbst nicht meinen Schattenriß.

Inzwischen blieb mir's kein Geheimniß, daß ich ihr immer theurer ward. Mit der Zeit ist sie heller und froher geworden. Die Erinnerung an den Tod ihres Vaters betrübt sie weniger. Und doch zittert sie vor meiner Heimkunft. „Ich beschwöre Sie, Theodor," sagt sie in einem ihrer letzten Briefe, „denken Sie nicht daran, mich zu sehen. Muthig und grausam werden Sie unser Elysium mit eigener Hand zerstören, sobald Sie persönliche Bekanntschaft mit mir machen. Wir können nur glücklich bleiben, wenn wir bleiben, wie wir sind." So ist jetzt unser Verhältniß. Darum ließ ich ihr die Vorstellung, ich sei noch in Kopenhagen. Ich will sie sehen in Grauenburg, ohne mich ihr zu erkennen zu geben. Dann entscheide der Zufall.

„Wahrhaftig," sagte Therese lachend, „solch einen Roman ist's der Mühe werth zu spielen. Ich begreife das Mädchen nicht.

Auch muß ich sehr zweifeln, daß ihr beide glücklich sein werdet. Jeder von euch täuschte sich selbst und den andern. Eure Erwartungen, eure Vorstellungen sind allzugespannt. Ihr werdet in einander ein Paar liebe Alltagsmenschen erblicken, und jeder wird sich dann über sich selbst ärgern. Wir wollen es uns doch nicht verhehlen, wir sind bei aller Seelenschönheit doch immer arme Kreaturen von Fleisch und Bein. Ich wette, vor deiner Phantasie blüht ein frisches, liebliches Mädchen im Rosenglanz. Wie, wenn du in deiner Ottilia nun ein sieches, blaßgelbes, nervenschwaches Frauenzimmer fändest, gewandter am Schreibtisch, als in der Wirthschaft — du würdest den Engel segnen und heimgehen. Sei mir nicht böse. Ich liebe dich zu sehr, als daß ich dich nicht wenigstens vorbereiten sollte, der Grille minder anzuhängen, falls du diesmal übel geträumt haben solltest. Und wahrlich, Theodor, sie muß selbst nichts Gutes ahnen. Umsonst verbittet sie nicht die persönliche Bekanntschaft. Mädchen sind Mädchen, und in gewissen Sachen sonst ausnehmend neugierig. Ich halte dir übrigens Wort. In vierzehn Tagen geh' ich mit meinem Mann in die Residenz zurück, du begleitest uns. Damit du nicht entdeckt wirst durch Zufall, nimmst du einen andern Namen an. Wir können in der Residenz leicht Nachricht von Grauenburg einziehen, und nehmen da unsere Maßregeln. Bist du's zufrieden?"

— Ich bin's."

8.

„Wahrlich, Mama," sagte Therese zu Frau Stoben, „es bleibt uns kein anderes Mittel, als unserm Theodor eine Frau zu geben."

— Eben das ist's, mein Kind! antwortete die zärtliche Mutter; aber die isländischen Briefe vergiß nicht!

„Freilich. Gerade dieſer Briefe willen, die ihn am Ende unglücklich machen, müſſen wir ihn ſo bald als möglich in angenehme Zerſtreuungen bringen. Daran fehlt's in der Reſidenz nicht. Er ſoll auf einen oder zwei Monate mit mir. Ich denke, wir bannen dort ſeine ſeltſamen Grillen, und den Reiſegeiſt.“

— Ach, mein Kind, wenn du das könnteſt!

Sobald Frau Stoben, in Theodors Reiſe nach der Reſidenz gewilligt hatte, eilte Thereſe zu ihrem Gemahl. Sie weihte ihn ohne Bedenklichkeit in Theodors Geheimniß ein. Der Landrath wußte anfangs kaum, was er zu der abenteuerlichen Liebſchaft ſeines Schwagers ſagen ſollte, deſſen Verſtand er ſonſt ſchätzte; hatte übrigens nichts gegen den Plan, den guten Theodor incognito nach Grauenburg zu ſchicken, um ſein Heil zu verſuchen, falls die über Ottilien in der Reſidenz eingezogenen Berichte ihn nicht zurückſchrecken möchten.

Vierzehn Tage verflogen. Amos mußte einpacken.

„Ei, mein Herr,“ rief er, „nur nicht nach Island! Die Briefe ſind hier wohlfeiler, die Luft iſt milder. Lebendig bringen Sie mich diesmal nicht aus Lappland zurück.“

— So weit ſoll's nicht gehen! entgegnete Theodor: Ich begleite meinen Schwager. Nur eins bind' ich dir auf die Seele, Amos. Du darfſt Niemandem ſagen in Zukunft, daß wir eine ſo weite Reiſe gemacht. Du darfſt Niemandem ſagen, wer ich ſei. Du gibſt mich für einen weitläufigen Verwandten von Herrn Landrath Kulm aus, und nennſt mich Ludwig Hohenheim. Dabei bleibt's, ſo lange ich meinen Befehl nicht zurückziehe.

Amos ſah ſeinen Herrn verlegen an. Man ſetzte ſich in den Wagen. Nach einigen Tagen befanden ſich, mit Ausnahme der Frau Stoben, unſere Freunde in der Reſidenz, wo der Landrath Kulm ſehr geſchmackvoll eingewohnt war.

9.

Beinahe drei Wochen verflogen in der Residenz, ohne daß Theodor, oder Ludwig ans Weiterreisen dachte. Es waren da so viele Besuche zu geben und zu empfangen; Bälle und Gastmähler wechselten unaufhörlich; die Gesellschaften waren so mannigfaltig und dennoch so ausgewählt. Es herrschte in ihnen ein Ton von zarter Traulichkeit, wie in engen Familienkreisen. Nicht Ball und Mahl, sondern die Menschen selbst waren das Angenehmste. Man berechnete die Tage, wo man sich wieder haben konnte. Die Freude des geselligen Lebens war nicht Hauptsache, sondern nur Erholung unter ihnen; sie ermüdete daher nie, sondern erquickte nur.

Dies hatte Ludwig Hohenheim nicht von der Residenz erwartet. Er war bald in allen Zirkeln seiner Schwester heimathlich; bald eins ihrer bedeutendsten Glieder. Kenntniß mit vieler Bescheidenheit, Anmuth und Güte mit großer Anspruchlosigkeit machten ihn schnell zum Liebling Aller. — Er fühlte sich glücklich, und doch — —

„Was hast du auch, Närrchen?“ fragte ihn einst seine Schwester, da sie mit ihm allein war, denn öffentlich duzte sie ihn nie: „Was murrst du? Was fehlt dir, du unzufriedenes Herz? Gefällt's dir nicht mehr bei uns? — Finde dich doch einmal in dir selbst.“

— Das ist's eigentlich, was mir fehlt.

„Mein Mann hat Nachrichten von seinem Korrespondenten in Grauenburg.“

— Was schreibt er?

„Du kannst dir den Brief selbst geben lassen. Ottiliens Geist ist nach Leipzig gereist, und man weiß nicht, wann er zurückkehrt. Es steht auch darin von ihren Verhältnissen mit einem sächsischen Offizier; man behauptet, sie sei jetzt mit ihm verlobt. Indessen

rath' ich dir doch, ſobald du ihre Rückkunft erfahren wirſt, nach Grauenburg zu gehen."

— Sie iſt gewiß nicht verlobt.

„Ich habe den Brief nicht geleſen. Mein Mann ſprach mir davon. Aber Geduld!"

Thereſe flog davon und brachte nach einer Weile den Brief. Sie fand ihren Bruder auf dem Seſſel in melancholiſcher Stimmung ſitzend, die Arme verſchränkt, das Haupt auf die Bruſt herabgeſunken.

„Gute Botſchaft!" rief Thereſe: „Ottilie wird in einigen Wochen hieher kommen in die Reſidenz, weitläufige Verwandte zu beſuchen; und erſt von hier auf Grauenburg gehen. Da, lies nur ſelbſt."

Ludwig Hohenheim nahm den Brief und legte ihn ungeleſen auf den Tiſch.

„Iſt dir auch das nicht gelegen? — du fängſt an mir lange Weile zu machen, mit deiner Laune."

— Ach, Schweſter, ſei nicht böſe. Wahrlich, ich fühl's, ich bin ein Thor. Aber laß mich, ich bitte dich, ungeſtört. Ich will Ottilien erwarten, will ſie ſehen — aber ich bitte dich, rede mir nicht von ihr mehr. Könnte ſie nach ſo viel heiligen Schwüren ewiger Treue . . .

„Schwärmer! ſoll ſie deinetwegen ins Kloſter gehen?"

— Und ich kann's nicht glauben. Sie liebt mich. Sie verläßt mich nicht! Und könnte ſie es — o bei Gott, ich würde keinem Weibe mehr trauen.

„Auch mir nicht, Herr Bruder? Und ich bin Weib in vollem Sinn des Worts."

— Du quälſt mich.

„Auch der ſchönen, jungen Wittwe, der Frau von Saar nicht? — Ah, du wirſt roth. Ludwig, Ludwig! hüte dich vor dir ſelbſt, und ſchmäle nicht Andere."

— Was träumst du auch?

„Nein, geträumt hat mir's eben nicht, daß ihr beide einander gern neckt, oder . . .“

— Du bist irre.

„Oder gilt's eigentlich ihrer Cousine Fridoline Bernek? Wär' ich Mann, die Wahl unter beiden würde mir schwer sein. Fridoline tanzt wie ein Engel, und ich glaube zuletzt, sie tanzt mit Niemandem lieber, als mit dir.“

— Aber du bist unerträglich!

„So wie du gestern Abend. War's auch artig, daß du mir nicht Wort hieltest, und Fridolinen zur Anglaise führtest, zu der du mich gewählt hattest?“

— Aber —

„Aber freilich, sie schielte nach dir herüber, du nach ihr, und da vergißt man sich zuweilen. Nein, mein Herr, eine kleine Züchtigung hast du verdient. Ich will dir's aber verzeihen, wenn du heut' den Fehler bei der Frau von Saar wieder gut machen willst.“

— Ich gehe nicht hin.

„Ei, das wäre schön. Sie zählt auf dich. Sie erwartet dich schon Nachmittags zum Thee im Garten. Wir Andern, wir kommen später. Aber nimm dich in Acht! Sie ist liebenswürdig, und da hilft dir alle Geistesschönheit deiner unsichtbaren Ottilia nichts.“

10.

Ludwig Hohenheim war verlegener, als seine Schwester wußte. Er verwünschte, jemals in die Residenz gekommen zu sein, und doch wär' er lieber gestorben, als daß er in die Einsamkeit zur Mutter zurückgekehrt wäre. Er machte Ottilien in seinem Herzen die bittersten Vorwürfe, und doch war ihm ihre Untreue nicht ganz bitter. Er verlor sich in einem ihm bisher unbekannten Labyrinth

von Vorſtellungen. Seit Ottiliens Bekanntſchaft hatte dieſer Name allein ſein Herz erfüllt. Drei Jahre lang war er der lieben Heiligen treu geblieben. Ach, es war auch ſo leicht, unter den Schönheiten von Finn- und Lappland! Und jetzt, bei ſeiner Heimkunft ins liebe Mutterland, jetzt auf dem Wege, ſie zu überraſchen, ſich an ihr treues, edles Herz zu werfen — jetzt . . . entwickelte der Zufall, oder die Nothwendigkeit, Wünſche in ſeiner Bruſt, die ihn nicht ſchlummern ließen.

Er ſuchte ſich zu zerſtreuen, — vergebens las er Ottiliens zärtliche Blätter — das bleichende Geſtirn dieſes holden Weſens war im Untergehen; keine Kunſt hielt es feſt. Ein anderer Stern leuchtete und regierte ſeine innere Welt.

Thereſe hatte ihn häuslicher Geſchäfte willen verlaſſen. Er warf ſich in den Ottoman. Er verhüllte ſein Angeſicht. Ihm ward's, als ſchwebe Ottiliens Geiſt vor ihm. Er hörte ihre rührende Klage flüſtern: „ich möchte mich von Allem losmachen in dieſer Welt, denn Alles ſteht nur da, mich anzulocken, gewaltig, und dann mich zu verwunden!“

Nach einer Weile erinnerte er ſich des Briefs von Kulms Korreſpondenten in Grauenburg. Er ergriff ihn haſtig. Er enthielt nichts Bedeutendes. Erſt am Schluſſe kam die Rede auf Ottilien, in wenigen Zeilen:

„Ew. Wohlgeboren in Betreff der Demoiſelle Wangen zu dienen, habe ich die Ehre zu melden, daß mir dieſelbe nicht abſonderlich und ſpeziell bekannt iſt. Sie gehört zu den gelehrten Frauenzimmern; Ew. Wohlgeboren verſtehen mich. Dermalen iſt dieſelbe annoch in Leipzig, wohin ſie von einem ihrer Verwandten, einem ehemaligen Obriſt in churfürſtlich-ſächſiſchen Dienſten, berufen worden. In einigen Wochen wird ſie zum Beſuch ihrer Verwandten in Dero Wohnort kommen. Ich werde Denenſelben noch nähere Auskunft darüber mit nächſtem ertheilen.“

Also kein Wort von Verlobung, von Untreue! Das war boshaft von Thereſen.

„Sie liebt mich! Sie iſt mir treu!“ ſeufzte Ludwig und ging langſam durchs Zimmer.

„Und was will der elende Menſch damit ſagen: ein gelehrtes Frauenzimmer! — Iſt denn das Weib verdammt, die erſte Magd im Hauſe zu ſein? Wer darf dem unterdrückten Geſchlechte Grenzen zeichnen, wie weit ihm geiſtige Bildung erlaubt ſei? So wenig es des Mannes einziger Beruf auf Erden iſt, im Schurzfell oder Chorrock, mit dem Pfluge oder der Feder tägliches Brod zu gewinnen, ſo wenig iſt es des Weibes einziger Beruf, den Männern, als Mädchen, zur Puppe, als Gattin zur Kinderwärterin zu dienen. Des Weibes Geiſt ſpricht Gott und die Ewigkeit an, wie der Geiſt des Mannes — warum ſoll er ſich nicht erheben, wenn er ſeine Schwingen fühlt? — Aber es iſt ein erbärmliches Ding um den Menſchenpöbel. — Die gute Ottilia! — Eine arme, verwaiſete Blume ſteht ſie da unter den Diſtelköpfen, ungeſehen und verkannt blüht ſie hin unterm Unkraut, ach! und wird mit ihm zertreten.

Indem der trübe Ludwig ſo die Phraſe des Grauenburger Korreſpondenten rezenſirte, trat ein Burſch ins Zimmer mit einem leicht umwickelten Päckchen.

„Der Maler ſchickt die Portraits an die Frau Landräthin zurück!“ ſagte er, und empfahl ſich.

Es waren einige Miniaturgemälde. Erſt die Frau von Saar, herrlich getroffen, voller Seele, verführeriſch, ganz wie ſie; und dann Thereſen, die Schweſter, und dann — und dann — —

Er erſtaunte — er hob es empor, glühend, erzitternd — ſeine Augen wurden feucht — er ſchwankte zum Ottoman, ſank mit dem brennenden Antlitz gegen das Polſter, und — das unglückliche Bild zufällig an ſeine heißen Lippen.

Ein Kuß — ſo dem kühlen Glaſe gegeben — war verzeihlich. Er wußte es kaum, er wollte es nicht. Sein Herz ſchlug heftig, wie bei einer Sünde. Ottilia, dein Freund wankt!

Die Landräthin trat in dem Augenblick herein. Ludwig wußte es nicht, hörte ſie nicht. Sie glaubte, er ſchliefe, ſo leblos lag er da. — Sie klopfte ihm auf die Achſel. Ludwig erſchrak. Sie hatte die zwei andern Gemälde vom Tiſch genommen. „Was iſt dir?“ fragte ſie und erſtaunte ob ſeinen verwilderten Mienen.

„Mir iſt gar nicht wohl!“ ſtammelte er.

— Und doch in ſo guter Geſellſchaft. Haſt du die Portraits betrachtet? —

„Nein!“

— Aber das dritte. Wo iſt Fridoline Bernek? Hat es der Burſch vergeſſen? —

„Nimm's!“ — Er zog es unter ſeinem Arm vor, und reichte es ihr, mit abgewandten Augen.

— Zum Sprechen iſt ſie's, die Fridoline. Unter uns geſagt, deine ſchmachtende Ottilia, mit ihren goldgelben Locken, die ihren Kopf wie Heiligenſchein umweben, kömmt doch dieſer lieblichen Sünderin mit dem kaſtanienbraunen Haar nicht gleich.

Ludwig ſprang auf. Die Schweſter hielt ihn. „Halt, es war ſo böſe nicht gemeint. Verſtehſt du keinen Scherz mehr? — Gib mir auf der Stelle einen Kuß!“

Er küßte ſie.

„Wähle nun!“ ſagte ſie, und hielt ihm die Bildniſſe der Frau von Saar und Fridolinen hin: „Eine von dieſen will ich dir geben.“ Ludwig ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Keine!“ ſagte er, und verließ das Zimmer gählings.

11.

Es war ein lauer Junius-Abend, die Sonne nahe dem Untergehen.

Als Ludwig in den Gartensaal der Frau von Saar trat, fand er schon Gesellschaft beisammen. Man saß am Thee; die Unterhaltung gaukelte unstät über alles Schöne und Bittere des Lebens hin; Ludwig mischte unbefangen seine Einfälle dazu. Aber seiner Laune sanken allgemach unwillkürlich die Flügel. Er wußte nicht warum? — aber wir wissen es. Unter den schönen Männer- und Weibergestalten mangelte die reizendste; Fridoline Bernek fehlte.

Keiner der Gesellschaft vermißte sie. Ein ältlicher Herr verfiel zuerst darauf, von ihr zu reden.

„Wo sie auch sein mag?“ fragte ein anderer.

— Sie geht mit dem Herrn von Thau im Garten! — erwiederte Frau von Saar.

„Ein liebenswürdiger, junger Mann!“ setzte eine Dame hinzu, die am Spieltisch saß.

— Er hat sich auf seinen Reisen sehr vortheilhaft ausgebildet, bemerkte der ältliche Herr: lassen Sie sich von seinen Gefahren erzählen, die er in Paris bestanden. Er war unter Robespierre dort. Er sah Charlotte Corday fallen. Man kann ihn nicht ohne Entsetzen und Wehmuth erzählen hören.

„Wie spricht er von der Corday?“ fragte eine Blondine.

— Beinahe mit Begeisterung! versetzte der Herr: Und wahrlich, ihr Heldenmuth verdient Bewunderung. Sie ging ihr Vaterland zu erlösen von einem Ungeheuer, und freute sich des Römertodes. Ich kenne die Vorwürfe, die tadelnden Bemerkungen, so der That des edeln Mädchens gemacht wurden, aber die Menschheit wird ihren Namen wie ein Heiligthum bewahren.

Der alte Herr gerieth unvermerkt in Wärme. Sein Feuer ent-

zündete die ganze Gesellschaft. Es erhob sich eine furchtbare Opposition, an deren Spitze die Frau von Saar stand. Nur Ludwig blieb ohne Theilnahme. Er stellte sich mit finsterm Blick und verschränkten Armen zum Zirkel der Streitenden und hörte nichts.

„Also mit Herrn von Thau geht sie? und er ist liebenswürdig!“ dachte er: „Und doch weiß sie, daß ich kommen würde — und sie selbst mahnte mich noch, nicht auszubleiben, und keine andere Einladung zu wählen. Und geht mit ihm! — und während des Tanzes, wie sie da bebte, und mir schüchtern ins Auge sah — und wenn sie stumm vor mir stand, und dann zu ihren Gespielen eilte, und während des Plauderns und Lächelns doch wieder flüchtig zu mir herüber sah — mein Gott; das Alles ist nur Gefallsucht, nichts als das? — O, Unschuld, welchen Blick und welchen Ton mußt du nun wählen, wenn Koketten dich verrathen in deiner Gestalt? — Nein, Kokette ist sie nicht. — Was ist's denn Böses, mit ihm durch den Garten zu gehen?“

Ludwig hatte bei diesem Selbstgespräch der Gesellschaft den Rücken gekehrt, und stand an der Thür, die in den Garten führte.

„Aber sie scheint sich doch bei ihm nicht zu langweilen. Mag sie! Wahrhaftig, ich will das traute Pärchen nicht stören. Ich käme vielleicht sehr im ungelegenen Augenblick.“

Bei diesen Worten, die freilich nur gedacht wurden, stand Herr Ludwig Hohenheim im Garten, und ging sehr ehrbar den Weg hinab, zwischen Blumen und Fruchtbäumen.

„Was interessirt sie mich auch? Es fehlte mir wahrhaftig noch, ihr nachzuschleichen, wie ein eifersüchtiger Ehemann! — Nein, liebeln Sie, Mademoiselle, mit wem Sie wollen, das gilt mir wohl sehr gleich.“

Hier drehte er sich seitwärts gegen die dunkeln Laubgänge am Spalier, und sah beiläufig rechts und links nach — den Blumen. Er blieb vor einem üppigen Rosenbusch stehen. Er brach eine

der aufgeknospeten Rosen, in deren halboffenem Busen der helle Karmin glühte.

„Sehr schön! ich will sie der Frau von Saar bringen. Es wird sich ein Moment finden, daß Demoiselle Bernek Augenzeuge davon sein kann. Wenigstens wird sie fühlen, daß sie meinenk Herzen bei weitem so nahe nicht ist, als sie vielleicht glaubt."

Er gerieth jetzt in eine anmuthige Wildniß, nach englischem Geschmack angelegt. Er folgte dem kleinen schmalen Pfad durchs Gebüsch gegen ein hohes Felsenstück — da saß einsam Fridoline Bernek.

12.

Und, wie sie da saß, auf dem hölzernen Bänkchen, an die Felsenwand gelehnt, umweht vom hängenden Epheu, und den Zweigen des Fliederbaumes mit den schneeweißen Blüthenbüscheln — wer hätte der lieben Sünderin nicht gern Alles verziehen? Nur Ludwig Hohenheim, der Unbarmherzige — ach, vielleicht dachte sie an ihn! — nur er, ohne alles Gefühl — und doch war keine Spur vom Herrn von Thau zu sehen! — faßte den Entschluß, sich zu stellen, als hätte er sie nicht bemerkt, und seitwärts einen Nebenweg einzuschlagen.

Er that's, und stand — zitternd vor ihr.

Fridoline war im Ernst erschrocken, der gute Ludwig aber verstellte sich auch nicht, als er seine Entschuldigungen hinstammelte, sie gestört zu haben.

„Es ist schön hier. Ich habe mich ganz vergessen!" sagte sie.

— Gewiß es thut mir weh, Sie vielleicht aus einer noch schönern Welt zurückgerufen zu haben.

„Ja wohl, aus einer schönern Welt! ich dachte . . ."

— Sie stocken?

„An einen Freund.“

— Der Glückliche hat Urſache, mir zu zürnen.

„Man ſoll der Entfernten nicht vergeſſen über den Nahen.“

— Darf ich auch glauben, hoffen . . . daß ich zu den Nahen gehöre?

„So lange Sie nahe ſein wollen.“

— Haben Sie am Wollen von mir je gezweifelt? — Aber — daß ich's beweiſen könnte . . .

„Sie ſind ſonderbar. Wozu Beweiſe, wenn kein Mißtrauen Beweiſe fordert?“

— Kein Mißtrauen? So würden Sie mir glauben, daß ich dieſe Roſe nur für Sie gepflückt habe?

„Ich glaub' es; glaub' Ihnen gern, und nehme den Beweis.“

Ludwig reichte ihr die Blume; ſie zitterte in ſeiner Hand, Fridoline ſtreckte die Hand aus, und — ſah lächelnd ihrem ſchüchternen Freund ins Auge. Wer die Schuld hatte, iſt ſchwer zu ſagen, aber die Knospe brach vom ſtachlichten Stengel ab und fiel zu Boden zwiſchen ihnen.

Fridoline erſchrak. Ludwig bog ſich hinab und hob die Blume auf.

„Eine traurige Vorbedeutung!“ lächelte ihn das Mädchen an.

— Nicht doch! nehmen Sie nur die Roſe, ich will die Dornen für mich behalten.

„Freunde ſollen redlicher theilen.“

— Auch das! wenn mich die Dornen verwunden, wollen Sie mich heilen?

Fridoline blieb die Antwort ſchuldig. Sie legte ihren Arm in den ſeinigen. Beide gingen ſchweigend gegen das Gebüſch zurück, das an die Laubengänge rührte. — Der Weg, ſonſt kurz, war jetzt zu weit. Sie ruhten oft.

Und wenn ſie unter den Gebüſchen ſtanden, verloren ſich ihre Blicke in einander. Die Espen und Hangebirken flüſterten ver-

traulich über ihnen im Abendhauch; nur sie beide blieben sprachlos und flüsterten sich nichts. Aber Ludwigs Augen sagten stillklagend: Ich bin schon verwundet von den Dornen; willst du mich heilen? Und Fridolinens Auge sprach: Betrüger, ich habe nicht die Rose nur empfangen, du gabst mir auch die Dornen.

Sie gingen weiter. Aber es war kein Gehen, es war ein Schweben, oder Schleichen, wenigstens kein Flug. Denn die Espen und Hangebirken flüsterten noch lange über ihnen, und sie waren doch schon lange unter ihnen hingegangen. — Sie empfanden auch keine Langeweile, ungeachtet Niemand ein Wort sprach. Sie sahen sich an, und schlugen die Augen nieder: ihre Seelen neigten sich zusammen. Um ihnen war kein Himmel, keine Erde, nichts nahe, nichts fern im Raum; für sie hatte die Zeit keine Zukunft, keine Vergangenheit. Arm in Arm geschlungen, mit gehemmten Seufzern schwebten sie durchs Gebüsch. So schweben die seligen Schatten unter den Palmen Elysiums.

Als sie zu dem Rosenstrauch kamen, ruhten sie abermals. Ludwig wollte ihr sagen: „Hier war's, hier brach ich die Rose für Sie, und fühlt' ich den ersten Dornenschmerz.“ Fridoline wollte ihm sagen: „Ach, wie der Blüthen so wenige, und der Dornen so viele! Und wenn jene entblättert auf die mütterliche Erde zurücksinken, dann bleiben nur die Dornen, und sie dauern immer, und überleben alle Freuden!“

Ihr schönes Haupt neigte sich schwermüthig; ein Seufzer zitterte über ihre Lippen. Ludwig wollte eine frische Rose nehmen, und nahm Fridolinens Hand. Er bebte, als habe er Hochverrath begangen. Aber ein leiser Druck der zarten Hand verkündete ihm Gnade. Er bog sich herab und küßte mit Inbrunst die Hand.

Da war's ihnen, als blühte der Rosenbusch schöner; sie sahen und fühlten keine Dornen mehr. Ueber ihnen brannte der Abendhimmel, und die Zweige aller Bäume, das Laub aller Stauden

und Blumen glühte röthlich. Der weite Horizont, mit Rosen bedeckt, schien sie der Erde zurückzuwerfen, um die Stunde eines glücklichen Menschenpaares zu feiern.

Sie gingen langsam zur Gesellschaft zurück. Wie gern hätten sie sich einsam in der Welt sehen mögen!

„Fridoline!“ flüsterte ihr leise Ludwig ins Ohr. — Sie antwortete nicht. Ihr Arm umrankte aber dichter den seinigen; der trauliche Name, von seinen Lippen, goß neue Gluth in ihr bewegtes Herz. Und immer tönte es vor ihrem Ohr: Fridoline!

Als sie vor der Thür des Gartensaals standen, scholl plötzlich eine mächtige Stimme hinter ihnen her: „Herr Hohenheim! Herr Hohenheim! ein Brief aus Island! ein Brief aus Island!“

Ludwig erschrak. Amos kam odemlos durch den Garten, den Brief emporgeschwungen. Ludwig ging ihm entgegen. „Narr, was treibst du für einen Lärmen?“ —

„Aber sehen Sie doch nur, mein Herr, er kömmt ja direkt aus Island, sehen Sie doch nur.“

13.

Er erkannte Ottiliens Handschrift und Siegel. Unglücklicher hätte der Brief seine Stunde nicht wählen können. Ludwig ward blaß und entfernte sich schnell.

Fridoline war stehen geblieben. — „Von Island?“ fragte sie den ehrlichen Amos, der betroffen seinem Herrn nachsah, dessen Entfärbung er wahrgenommen.

„Ja Mamsell, er kommt allerdings von Island.“

— Hat Euer Herr Bekanntschaft in Island? — Es ist doch nicht in der Insel Island?

„Allerdings in der Insel.“

Ist Euer Herr dort gewesen?

„Sein Lebtag nicht. Man muß ihm nur nicht davon reden, denn er hat noch die unbändige Lust dahin.“

— Das glaub' ich kaum. Es ist ein wenig zu weit.

„Hm, das ist für unsereins ein Spaziergang. Wir sind wohl noch weiter gewesen.“

— Was versteht Ihr unter dem Wir?

„Mich selbst.“

— Und Seinen Herrn?

„Keineswegs.“

— Wie hat denn Sein Herr Korrespondenten in Island, wenn er nie dort gewesen?

„Hm, ja, das ist eine Sache. Aber — mein Herr ist ein großer Gelehrte. In Island hat es an der hohen Schule auch große Gelehrte, und so schreiben sie einander. Ich weiß das. Ich bin bei einem Professor in Diensten gestanden, der schrieb sogar nach Rom und Venedig am adriatischen Meer.“

Amos, dem bei dem vielen Fragen der schönen Jungfrau allmälig bange ward, Verbotenes auszuplaudern, machte eine tiefe Verbeugung und schlich seinem Herrn nach.

Er fand ihn am entlegensten Ende des Gartens. „Erwarte mich an der Gartenthür, Amos!“ Amos ging.

Ludwig warf sich auf eine zerfallene Rasenbank. Er las Ottiliens Brief zum drittenmal. — Wir heben nur einige Stellen aus demselben, welche unsern Freund am meisten erschütterten.

— — „Theodor! Theodor! verzeih' es mir. Ich sehne mich nach deiner Heimkunft. Ich bin nicht die Vorige mehr. Ein Traum dieses Morgens hat Alles in mir umgestaltet. Ich fühle mich, wie berauscht.

„Verachte mich nicht. Daß ich dich unaussprechlich lieb gewonnen, ist ja keine Sünde. Wie du mir immer erschienen bist,

bist du ein guter, vortrefflicher Mensch, bist du besser, als ich. Was kann ich dafür, daß ich dich liebe?

„Du bist mir im Traum erschienen. Ich fand dich am Ufer deines nordischen Meeres, unter den schwarzen Trümmern der Felsen, wie du mir sie in deinen Briefen malst. Am weiten Himmel zuckte das bläuliche Roth eines Nordlichts, und die Sterne schwammen im entzündeten Horizont. Ich litt an geheimer Furcht. Ich sehnte mich nach einem lebendigen Wesen. Theodor, ich habe dich gesehen. Du nahmst mich in deinen Arm. Theodor, was habe ich da empfunden!

„Ach, spotte nicht mein. Ich bin eine Träumerin. Ich war es von Kindheit an; und war glücklicher in der Welt meines Glaubens und Wähnens, als in der wirklichen. In jener fand ich Frieden und Tugend und Liebe; in dieser aber nur Qual, und todte Namen des Schönen, und todte Kunst.

„Komm zurück! ich will dich sehen. Soll ich sterben, ohne den Mann zu kennen, der mir so theuer ward, und mein Leben rettete? Ich will dich, wie eine Schwester, lieben, sei du mein Bruder.

„Ich schaudere und empfinde es wohl. Meine Hoffnungen welken zusammen, meine Wünsche blühen aus, und tragen keine Frucht. Einsam unter den Millionen auf Erden, sehn' ich mich nach einem bessern Stern. Ich werde dich nie sehen — o mein Theodor, nie! — Möchte der Schutzengel meiner Tage die Fackel auslöschen, indem ich träume von dir. — — —"

Ludwig war außer sich. Er weinte. Er küßte das Blatt. „Nein, Ottilie!" rief er: „Nein, du himmlische Unschuld, ich verlasse dich nicht! — ich will dich sehen — ich will dich nicht verlassen."

Er eilte zur Gartenthür, wo Amos ihn erwartete.

„Amos, packe meinen Reisekoffer, und bestelle Postpferde. Morgen um vier Uhr reisen wir fort."

— Morgen um vier Uhr? rief Amos, und machte ein langes Geſicht.

„Das wäre allerliebſt!“ ſagte die Frau Landräthin, die ſo eben mit ihrem Gemahl in den Garten trat. „Nein, Herr Hohenheim, ſo ſchnell geht's nicht.“ Und bei den Worten nahm ſie ſeinen Arm und führte ihn zum Saal.

„Du gehorchſt, Amos!“ rief Ludwig zurück.

— Du gehorchſt nicht, Amos, auf meine Verantwortung! rief lachend Thereſe.

„Ich muß, in jedem Fall muß ich! Ich will nach Leipzig!“ rief Ludwig.

– Denken Sie nur, ſagte Thereſe, indem ſie zur Geſellſchaft kam: Herr Hohenheim will uns morgen verlaſſen, beſtellt Poſtpferde nach Leipzig!

Die ganze Geſellſchaft lief zuſammen, und umringte den armen Ludwig, und beſtürmte ihn mit Bitten, zu bleiben. Nur Fridoline blieb ſtill in der Ferne, und wagte ſich nicht unter die Bittenden.

Da ward keine Liebkoſung, da ward kein Drohen geſpart. Jeder und Jede wußte ihm ſo viel Schönes zu ſagen. Es ward ein Wetteifer unter Allen, wer den Eigenſinnigen durch ſchmeichelnde Beredſamkeit beugen könnte. Umſonſt.

„Daran iſt der isländiſche Brief ſchuld!“ ſagte die Frau von Saar bitterlächelnd: „wer weiß, von welcher geliebten Hand er gekommen?“

„Ein isländiſcher Brief?“ ſagte Thereſe erſtaunt: „Wie ſo? wann?“

„Amos hat es geſagt!“ antwortete die junge Wittwe.

Jetzt folgte ein neuer Sturm. Ludwig blieb unbeweglich; alles was er zugeſtehen wußte, war, wenigſtens noch nicht mit Gewißheit zu beſtimmen, ob ſchon morgen abzureiſen. Alle ſchalten auf die isländiſchen Briefe. Fröhlicher Muthwille war wieder rege.

Man brach auf zum Nachteſſen, um dort die Sache weiter zu verhandeln.

Jeder der Herren nahm ſeine Dame, um ſie durch den Garten nach dem Hauſe zu führen. Ludwig blieb trübſinnig am Fenſter ſtehen; Fridoline war die letzte. Er bemerkte es und bot ihr ſchweigend den Arm.

Und als ſie der Geſellſchaft folgten, machte ſich Fridoline los, und drückte das Schnupftuch an ihre Augen. — Ludwig trat zu ihr. „Sie weinen?“ fragte er mit ungewiſſer Stimme. Sie antwortete nicht. Er wollte ihre Hand nehmen. Sie wand ſich los und ſagte: „Ich bitte Sie, Herr Hohenheim, laſſen Sie mich.“

— Zürnen Sie mir, Liebe?

„Gewiß nicht.“

— Wollen auch Sie, daß ich nicht reiſe?

„Reiſen Sie! — morgen — heut —“

— Und es iſt Ihnen gleichgültig?

„Nein, Sie müſſen reiſen. Es iſt mir lieb, ſehr lieb!“

— Wohlan, ich will denn, da es Ihnen ſo lieb iſt. Ach, Fridoline, und wenn ich reiſe, iſt nichts, was mich ſchmerzt, als Sie kennen gelernt zu haben. Ich bin unglücklich ... Sie ahnen meine Lage nicht ... ſehr, ſehr unglücklich bin ich ... ich behalte die Dornen. — Aber ich muß fort. Mein Schickſal ruft. Ich bin durch mich ſelbſt betrogen, ein wunderbares, unſeliges Spiel des Verhängniſſes richtet mich zu Grunde. — Aber nur eins, Fridoline, nur eine Bitte, beurtheilen Sie mich nicht falſch! Haben Sie wenigſtens in meiner Abweſenheit einige Empfindung der Freundſchaft für mich.

Sie antwortete nicht.

„Sehen Sie mich an!“ fuhr er mit bittender Stimme nach einer Pauſe fort: „Sie ſind mir nicht böſe?“

Fridoline ließ die Hände von ihrem Antlitz fallen. Der Voll-

mond stieg in demselben Augenblick aus den schmelzenden Wolken hervor, und goß milden Glanz durch die dämmernden Bäume, Gebüsch und Blumen, und über die schöne Gestalt Fridolinens. Wie ein stiller Engel stand sie vor ihm, mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth.

„Reisen Sie immerhin," sagte sie nach einer Weile, „seien Sie glücklich!"

— Ich bin's nun nicht.

„Und ich . . ." sie wollte mehr sagen.

— Ich bleibe. Ich reise nicht! rief er mit Thränen im Auge, und hielt Fridolinen in seinem Arm.

Sie sah ihm ins Gesicht, sah seine Thränen. „Lieber Hohenheim, Sie sollen, Sie müssen reisen! Ich bitte Sie darum. Oder können Sie nicht, wollen Sie nicht: so . . ."

— Reden Sie aus, Fridoline.

„So reis' ich fort."

— Und warum wollen Sie meinen Umgang nicht? Wollen Sie nur mich nicht sehen? Hab' ich Sie beleidigt?

„Nein. Doch noch eins. Es ist nun gleich. Bleiben Sie bis Sonntag Abends. Es sind bis dahin nur drei Tage. Dann verreis' auch ich. Fragen Sie nicht, warum? Sagen Sie der Gesellschaft nichts davon. Können Sie mir das versprechen?"

— Ich will.

„Und Sie bleiben bis Sonntag Abends?"

— Gewiß.

Sie reichte ihm die Hand. Er drückte sie an sein Herz. Sie kamen zur Gesellschaft.

14.

„Ist es dein Ernst?" fragte am folgenden Tage die Frau von Saar Fridolinen.

— Mein voller Ernst. Ich schätze den jungen Menschen. Es ist wahr, er ist angenehm im Umgang, lebhaft, witzig, alles was du willst. Aber ich könnte ihn unmöglich *lieben*.

„Du sprichst doch von Ludwig Hohenheim?“

— Von ihm und von keinem Andern.

„Du bist mir unerklärlich, Fridoline. Sieh, wär' ich ein Mädchen, Hohenheim böte mir seine Hand, ich . . .“

— Wohlan, was das Mädchen nicht kann, ist der fünfundzwanzigjährigen Wittwe erlaubt. Er wird kaum dreißig Jahre haben.

„Aber du begreifst doch, daß er mich nicht liebt; daß du es bist, die er anbetet.“

— Du irrest dich. Und sei es auch, daß ihn die Laune angewandelt hätte, mich ein wenig zu lieben: du wirst zugeben, daß das noch nicht hinreicht, mich ihm zu überlassen? — Genug, als Liebhaber wär' er mir unerträglich.

„Du schwärmst, liebes Kind. Welcher Unterschied ist denn zwischen einem Liebhaber und einem angenehmen Freund? Wahrhaftig, du wirst doch von Männern nicht erwarten, daß sie so lieblich, so, Gott weiß, wie? sind, wie in den Romanen? — Und hast du auch in deinem Leben nur einen einzigen Roman gelesen, worin die Historie eines Ehemannes stand? Ich kenne keinen erträglichen der Art. Du mußt daraus schließen, daß Männer, als Ehemänner, sehr bedeutungslose Wesen sind. Nur als Liebhaber interessiren sie durch die Mannigfaltigkeiten ihrer Narrheiten. — Den angenehmen Freund und Gesellschafter *vor* der Hochzeit wirst du auch immer nach der Hochzeit wiederfinden. Der romantische Liebhaber hingegen legt sein Narrenkäppchen nieder, sobald du den Brautkranz abnimmst. Das will aber noch nicht sagen, daß der gestrenge Ehepatron nicht auch noch Narr mit einem Narrenkäppchen sein könnte. Zuweilen, Gott sei bei uns, wird aus ihm ein unleidlicher, fader, langweiliger Sünder.“

— Sprichst du aus Erfahrung?

„Leider! Mein alter Herr, Gott hab' ihn selig, war in seinem neunundfünfzigsten Jahre ein so närrischer Adonis, wie irgend einer, trotz seines Hustens. Meine Eltern schwatzten mir viel Schönes vor, und machten mir große Erwartung. Lieber Himmel, ich war ein gutes Kind und gehorchte. Aber ach, Gott hab' ihn selig! nach der Hochzeit, da sah der alte Herr ganz anders aus. Den Husten hätt' ich ihm wohl noch verziehen, aber . . ."

— Sei es. Du sollst in Allem Recht haben. Nur verlange von mir nicht, was ich nicht kann. Und ich kann und will Hohenheim unmöglich lieben. Noch mehr, doch laß ihm nichts merken davon, ich gestehe dir, er ist mir wirklich zuwider. Ich kann ihn nicht ertragen, es wird mir weh, schonend gegen ihn zu sein. Und noch gestern Abend that ich mir alle Gewalt an.

„Du scherzest."

— Ich habe nie ernsthafter geredet, als jetzt. Ich zeige dir zugleich an, daß ich heute nicht ins Kränzchen gehe. Vielleicht wär' er da. — Für den Sonntag Abend hab' ich's der Landräthin Kulm nicht abschlagen wollen. Ich will dem Himmel danken, daß ich . . . wenn nur erst der Sonntag Abend vorüber sein wird!

„Und so hätt' ich mich wirklich betrogen?"

— Ich weiß nicht worin? Ich habe dir aber, als meiner Freundin, heilige Wahrheit gesprochen. Nur um den einzigen Gefallen bitt' ich dich, verschone mich, von Hohenheim zu reden. Ich trete dir die Eroberung gern ab.

„Aufrichtig, liebe Fridoline, dein Herz gehört also einem Andern?"

— Ja! siehe, ich rede dir freimüthig; und jetzt von allem dem kein Wort mehr. Ich liebe, und liebe unglücklich.

„Nur eins noch. Und wenn du keinen Andern liebtest, würde Hohenheim dir dann . . ."

— Nein!

15.

Als Fridoline auf ihr Zimmer kam — ſie wohnte im Hauſe der Frau von Saar — fand ſie unter ihrem Spiegel Hohenheims Portrait, und — die verwelkte Roſe, ſo ſie von Ludwig geſtern Abends erhalten hatte.

Der Muthwille ihrer Freundin erreichte den Zweck nicht. Fridoline blieb erſchrocken vor dem Bilde ſtehen. Sie nahm es ab, und die zerfallene Roſe dazu, und wankte zitternd gegen die Thür. „Soll ich denn hier ſchlechterdings verkuppelt werden?“ dachte ſie, und die Thür flog auf und die Frau von Saar, um Fridolinen zu überraſchen, trat lachend herein.

„Nimm dies!“ ſagte Fridoline mit ſchwerer, gebrochener Stimme.

— Was iſt dir? rief die Frau von Saar im Schrecken, beim Anblick Fridolinens! Du biſt todtenbleich! hat dir mein Scherz . . . dir iſt nicht wohl.

„Nimm dies!“ wiederholte Fridoline, und ſank auf einen Seſſel. Sie läutete dem Kammermädchen, und befahl friſches Waſſer.

„Das hätteſt du mir nicht thun ſollen!“ ſagte Fridoline.

— Mein Gott! entgegnete Frau von Saar: konnt' ich glauben, daß eine ſolche Antipathie, oder wie ſoll ichs nennen? unter euch beiden Leuten . . . es iſt ja unerhört. Ihr ſcheint euch einander zu gefallen. Seit drei Wochen ſahet ihr euch faſt täglich. Ihr ſcheint euch einander gegenſeitig zu beobachten, und, während ihr euch vermiedet, zu ſuchen. Noch geſtern . . .

„Du haſt mir verſprochen, nicht mehr von Hohenheim mit mir zu reden.“

Die Frau von Saar verlor alle Heiterkeit. Sie ging unruhig und ſchweigend im Zimmer auf und nieder; ſah Fridolinen mit Augen des Mitleids an, wollte zu ihr reden — drehte ſich wieder

ab, läutete dem Kammermädchen, und befahl den Wagen, um sogleich zur Landräthin Kulm zu fahren.

Fridoline hörte den Befehl, und warf den Kopf unwillig auf die Seite. Ihr Verdacht bestätigte sich nur zu sehr, daß man darauf ausgegangen sei, zwischen ihr und Hohenheim eine Verbindung zu stiften. Erst jetzt ward ihr so Manches in dem Betragen der Frau von Saar und der Landräthin deutlich. Erst jetzt begriff sie, warum man sie dem Hohenheim immer, wie durch Zufall, entgegengespielt hatte. Ihr weiblicher Stolz empörte sich. Sie konnte kaum den Unmuth bergen. In Thränen entfesselte sich ihr gepreßtes Herz.

Die Frau von Saar ging noch immer voller Gedanken auf und ab. Eine Viertelstunde lang waren sie so beisammen, ohne daß eine von ihnen die Stille unterbrach. Der Wagen rollte herbei. Frau von Saar näherte sich Fridolinen, und nahm deren Hand in die ihrige.

„Du weinst, liebes Kind," sagte sie: „ich beklage es, dich wider Willen betrübt zu haben. Du wirst es in Zukunft einsehen, wie gut ich's mit dir meinte."

— Ich danke dir wenigstens für die gute Absicht, entgegnete Fridoline — und aller Unwille war wieder von ihr gewichen.

Frau von Saar schien sehr bewegt. Ihre Augen netzten sich. Fridolinens weiche Stimmung gaben ihr noch einmal Muth, das Wort über den verhaßten Gegenstand zu nehmen.

„Ich beschwöre dich, liebes Mädchen," rief sie in einem durchdringenden Ton, „ich beschwöre dich bei unserer schwesterlichen Freundschaft, sei redlich gegen mich. Ist's dein entschiedener Sinn? du kannst den guten Hohenheim nicht lieben?"

— Ich kann es nicht! — schluchzte Fridoline.

„Unglückliches Kind, so beklag' ich dich. Er wäre der Mann gewesen . . ."

Fridoline unterbrach ſie. „Kein Wort unter uns mehr von ihm!“ Sie warf ſich weinend auf das Ruhebett.

16.

Einen ähnlichen Stand hatte die Frau Landräthin mit ihrem Bruder faſt zu gleicher Stunde; ſie war nicht glücklicher bei ihm, als die Frau von Saar bei Fridolinen geweſen.

„Du magſt nun wollen oder nicht,“ ſagte ſie, „ich muß dir von Fridolinen reden. Ich wünſche nichts ſehnlicher, als daß ſie dir gefiele. Es iſt ein gutes Kind. Sie weiß alle Herzen zu gewinnen. Ich wette, ſie liebt dich.“

— Ich weiß das Gegentheil! rief Ludwig: Und wenn ſie mich liebte, mir iſt's unmöglich . . . ich flehe dich um alles in der Welt an, laß mir Ruhe.

„Nein, Ludwig, du täuſcheſt dich ſelbſt. Fridoline hat gewiß ſo viel Geiſt, ſo viel Empfindung, als deine Ottilia; und wenn du willſt, ſie iſt ſchöner, als deine Unſichtbare. Sieh', ich könnte die Vergleichung weiter treiben zwiſchen beiden, und noch mehr, es ſoll geſchehen — nur Geduld, ich erfahre heute noch Vieles.“

— Woher?

„Von der Frau von Saar.“

— Kennt ſie Ottilien? kennt ſie ſie?

„Sie wird Nachricht von ihr erhalten. Ottilie wird erwartet. Sie wird in unſern freundſchaftlichen Zirkeln erſcheinen.“

— Wohlan, Schweſter, dann und nicht eher geb' ich dir entſcheidende Antwort.

„Es iſt umſonſt. Du lebſt in eiteln Einbildungen. Du erwarteſt einen Engel, und findeſt ein ſo gewöhnliches Mädchen, daß du mit Unwillen ihm den Rücken kehrſt. Wie iſt's auch mög-

lich, daß ein Mensch von Bildung, von Menschenkenntniß und Erfahrung sich so grob betrügen kann? Wie viele Mädchen hätten sich nicht in diesen oder jenen Schriftsteller oder Dichter verlieben müssen, wenn sie Närrinnen genug gewesen wären? Man weiß ja, daß ihr Dichter nicht immer in Versen plaudert; daß eure Lippen nicht immer die Sprachen der Musen tönen; daß ihr im gemeinen Leben prosaische Menschen seid, und nur Götter am Schreibtisch. Es gehört zum glücklichen Leben in der Ehe mehr, als Einbildungskraft und Geistesschwung. Gesundheit des Leibes und der Seele, helle Laune, die sich immer gleich bleibt, sanftes Ertragen der Fehler des Andern, eine Gabe, über das Einförmige des häuslichen Lebens den Zauber des Schönen, den Reiz ewiger Neuheit zu verbreiten, aus den trockenen Felsen Wasserquellen zu schlagen, Thränen hinwegzulächeln — das ist's was in der Ehe vonnöthen ist."

— Hört mir doch die Philosophin! — sagte Ludwig lächelnd.

„Spotte immerhin. Ich weiß, du kannst das alles besser sagen, als ich. Wenn aber der geschickte Arzt krank ist, kennt er weder sich, noch die Arznei, und er nimmt sie auch aus der Hand seines Schülers. Ich habe nicht viel gelesen; aber ich glaube die Erfahrung an Andern gemacht zu haben, daß Vielleserei Herz und Kopf verdirbt. Alle Vielleser verlieren ihr Eigenthümliches. Sie sind sich unbewußte Nachäffer ihrer Romanhelden. Sie sind in ihrem Kreise nie, was sie sein sollen, weil sie mehr sein wollen, als wir Alltagsmenschen. Kraftlos im Guten, wollen sie mit Fehlern glänzen. Sie finden die Welt schlecht, und für sich nicht gebaut, weil es darin nichts, als eines reinen Herzens und eines gesunden Mutterwitzes bedarf, um froh zu sein. Ich kenne Mädchen, die sich rothe Augen weinen wegen der Seelenschönheit in ihren Romanen, und sich schämen würden, auf der Straße einen übergefahrenen Bettler auf die Seite zu ziehen. Ich kenne Mütter,

die ſüße Wiegenlieder ſchreiben, während ihre Kleinen in Unreinlichkeit verderben.“

— Willſt du nicht näher rücken?

„O ja, ich kenne Männer, die ſich, aus Liebe zum Romantiſchen und Sonderbaren, um Ruhe und häusliche Glückſeligkeit betrügen.“

— Und ich kenne Weiber, die recht artig, geiſtvoll und liebenswürdig ſind, die dennoch beſtändig keifen und zanken, weil ſie fordern, daß alle Schuhe über einen Leiſt geſchlagen ſein ſollen; die ſich gar nicht darein ſchicken wollen, daß man auch anders denken und empfinden könne, als ſie; die jeden rechtſchaffenen Mann für einen Romanhelden halten, der nicht das ABC herſagt, wie ſie es gelernt hatten.

„Du machſt mich nicht böſe. Aber, Ludwig, ſei ehrlich gegen dich ſelbſt! — Du liebſt Fridolinen, und willſt ſie nicht lieben, um Ottilien treu zu bleiben. Iſt's nicht ſo?“

— Ich erkläre dir, Thereſe, feierlich und zum letzten Male, Fridoline iſt mir gewiß ſehr gleichgültig. Mein Herz fühlt nichts für ſie. An Liebe iſt nicht zu denken; an Heirath noch weniger. Und damit Baſta!

Thereſe wurde abgerufen. Frau von Saar ließ ſich auf einen kurzen Beſuch bei der Landräthin melden.

In Herzensangelegenheiten, beſonders zweier Liebenden, ſoll ſich unaufgefordert nie der Dritte miſchen. Liebende haben gefährliche Launen, weil ſie Seelenkranke ſind. Sie wollen das Gegentheil von dem, was man von ihnen will. Dies hätten Frau von Saar und Thereſe wohl wiſſen ſollen; aber die Geſunden denken ſelten daran, wie ihnen vor der Geneſung war. Und eben darum, weil die beiden Damen alles recht gut zu machen glaubten, verſchlimmerten ſie alles.

17.

Inzwiſchen hatte der arme Ludwig, geäfft von ſeinen Einbildungen und Empfindungen, bei weitem nicht den Sieg ſo ſehr über ſich errungen, als er vielleicht ſelbſt glaubte. Es war ihm ernſtlich darum zu thun, Fridolinens Bildniß aus ſeinem Gedächtniß zu tilgen. Er verſchwendete alle Kunſt, ſich zu überreden, daß ſie ihm ſehr gleichgültig ſei, daß die Anmuth ihrer Geſtalt ihn nur überraſcht und einen Augenblick geblendet habe. Er fand es ſeiner männlichen Würde, ſeiner Charakterfeſtigkeit unangemeſſen, geprüfte Liebe und Treue eines Mädchens, welches ihn ſeit drei Jahren beſeligt hatte, aufzuopfern bei der erſten, flüchtigen, kaum vierwöchentlichen Bekanntſchaft mit einem Frauenzimmer, das ſich vor andern ſeines Geſchlechts allenfalls durch äußern Reiz auszeichnete.

Allein des Herzens Mühe war umſonſt. Vergebens nahm er Ottiliens Gemälde von ſeiner Bruſt, und hielt es ſich in den gefährlichſten Augenblicken vor die Augen. Ihr blaues Auge lächelte noch ſo fromm, wie ſonſt. Ihre Goldlocken glichen noch immer dem Heiligenſchein, wie ſonſt. Aber unvermerkt verdunkelte ſich ſein äußerer Blick, und vor ſeinem Innern ſchwebte Fridolinens Bild, mit all' der namenloſen Anmuth, welche Lieb' und Jugend geben. Ihr ſchwarzes Auge ſprach tiefes Gefühl; ihr dunkelbraunes Haar löſchte den Glanz von Ottiliens Heiligenſchein. — Bald erſchien ſie ihm wie damals im Garten, umfloſſen vom Licht des Mondes; bald wieder als Tänzerin, neben ihm ſchwebend, im blendenden Glanz von hundert Kerzen, ihr ganzes Weſen Freude athmend.

„Und ſie liebt mich, o ſie liebt mich!“ rief er dann mit Entzücken und Schmerz. Er nahm Ottiliens Bildniß wieder. Er las in den unſchuldsvollen Augen den ſtillen Vorwurf ſeiner Untreue. Er klagte ſich ſelbſt an. Er fand die Qual unleidlich,

und wünschte tausendmal in Lapplands Winterwelt geblieben zu sein. Ach, da schlief er harmloser auf Thierfellen in der armen Hütte, als jetzt auf weichen Dunen!

Therese, mit weiblicher Schlauheit, belauschte nicht ohne Vergnügen den geheimen Kampf. „Wohlan," sagte sie zu ihm, „wohlan, Brüderchen, ich sehe, du bleibst wie ein ächter Ritter von der Tafelrunde deiner Schönen getreu. Ich will in deinem Zaubermährchen nicht die Rolle der boshaften Fee spielen, und die zwei zärtlichen Herzen trennen. Behüte mich Gott dafür! — Mein Plänchen ist freilich vereitelt. Aber dein Glück soll meinen Wünschen voran gehen. — Sei ruhig. Auch Fridoline, du hast Recht gehabt, und ich war der betrogene Theil . . ."

— Was ist Fridoline? — rief Ludwig hastig.

„Sie liebt dich nicht. Sie ist, aber du darfst nicht wieder plaudern . . ."

— Sie ist — stammelte Ludwig.

„Sie ist heimlich mit einem Andern versprochen."

Ludwig verlor in dem Augenblick Gesicht, Gehör und Gefühl: er wußte nicht, ob er stand, saß oder ging. Therese sagte noch viel, aber ihr Bruder war eine leblose Statue; er verstand von allem, was sie sagte, kein Wort.

„Du bist unleidlich!" rief sie plötzlich und schüttelte ihn bei der Achsel, als wollte sie ihn vom Schlaf wecken: „Ist das der Dank für die frohe Botschaft? Ich wünsche Ottilien Glück. Sie mag sich des tauben Liebhabers freuen. Ich erwartete wenigstens, du würdest mir in der Freude zu Füßen fallen, mir die Hände küssen, aufspringen, dich spornen und stiefeln, und fragen: wo ist sie?"

— Fridoline? — Was geht mich denn das Mädchen an?

„Du bist ungerecht gegen das gute Kind und beleidigend. Pfui! aber das wollen wir zu anderer Zeit ausmachen. Ich sprach nicht von ihr."

— Du sagtest ja, sie sei heimlich mit einem Andern vermählt.

„Ich sagte aber auch, Ottilie sei angekommen; sei in der Residenz, und ich hoffe den unbekannten Engel in einigen Tagen kennen zu lernen.“

— Ottilie hier?

„Nun, was das ein kalter Ton ist! — Ich werde irre an dir. Wahrhaftig, Liebhaber deinesgleichen sind für ein einziges Mädchen ein Dutzend zu leicht.“

— Wo wohnt Ottilie?

„Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts, mein Herr. Du sollst sie künftige Woche in Gesellschaft von zwanzig Andern sehen, ohne es zu wissen. Und wenn du sie dann auf den ersten Blick aus den Zwanzigen herausfindest, dann will ich glauben an Sympathie der Seelen, an Geister-Korrespondenz, und an Ehen, die im Himmel geschlossen sind.“

18.

„Ich hoffe,“ sagte die Frau von Saar zu Fridolinen, „du wirst doch nur scherzen mit deinen Reiseanstalten?“

— Nein, mein Oheim will schlechterdings, daß ich heimkomme! antwortete Fridoline.

„O was den Oheim betrifft, ich will ihn schon besänftigen. Du wirst mich kränken, wenn du so plötzlich verschwindest. Ich werde glauben müssen, du seiest mir der kleinen Neckereien willen böse geworden. Hätte ich früher gewußt, was ich jetzt von Hohenheim weiß, ich hätte den Spaß nie so weit getrieben.“

— Was weißt du denn?

„Ich habe die Landräthin gestern gesprochen, so ganz im Vertrauen.“

— Nun, sie wird doch nichts Böses von ihm sagen können?

„Gewiß nicht. Ich aber bildete mir ein, Hohenheim liebe dich. Ich nahm Artigkeit für Empfindung, und behagliches Wohlgefallen für Spur tiefer Leidenschaft. Es ist aber was ganz anderes. Hohenheim liebt dich nicht.“

— Desto besser. Im Grunde sagst du mir, was ich schon lange weiß. Die Männer, die alles lieben, lieben nichts.

„Nein, liebes Mädchen, dies ist der Fall bei Hohenheim nicht. Er hat schon gewählt, und ist seiner Donna treu.“

— Wirklich?

„Es soll ein bildschönes Mädchen sein. Eine Blondine mit himmlischen Augen.“

— So? — Mir gilt's gleich.

„Gilt's dir gleich?“ fragte die Frau von Saar lächelnd, und trat vor sie hin, und legte die Hände vertraulich auf Fridolinens Schultern.

— Ganz gewiß. Erwartest du etwas anderes? entgegnete Fridoline, und sah düster vor sich nieder.

„Ich bin doch neugierig, seine goldlockige Magdalena kennen zu lernen. Sie wird nächstens zu uns in die Residenz kommen. Du mußt hier bleiben; wenn auch nur, um Hohenheims Geschmack kennen zu lernen.“

— Wahrhaftig, es lohnte der Mühe nicht! Ich reise auf jeden Fall übermorgen. Mag er meinetwillen zehn Blondinen anbeten. Ich wünsche Glück.

„Dein Gesicht, liebes Kind, sieht keinem Glückwunsch ähnlich. Hu, welche Falten da zwischen den Augenbraunen! — Ist's auch dein Ernst? Ist dir Alles so Einerlei, wie du sagst?“

Fridoline schwieg, und wollte sich von den Armen der Frau von Saar loswinden.

„Bist du mir böse?“ sagte die Frau von Saar.

— Gewiß nicht.

„Sieh' mich an — mir ins Auge!“

Fridoline ſchlug die Augen auf. Thränen verdunkelten ihren Blick. Sie riß ſich los. Sie ſchluchzte heftig, und eilte fort, um ſich in ihrem Zimmer zu verſchließen.

Sie ging und nahm die Ueberbleibſel der verwelkten Roſe, welche ſie wie ein Heiligthum in ihrem Schmuckkäſtchen verwahrt hatte, neben den Juweelen. Sie zerriß die armen verblaßten Blätter und ſtreute ſie zum Fenſter hinaus, den Lüften ein Spiel.

19.

Ludwig begleitete am Sonntag ſeine Schweſter zum Gottesdienſt. Er ging ſelten, aber nie ohne fromme Empfindungen zur Kirche; am liebſten jedoch, wenn ſein Herz tief bewegt war. Die feierliche Dämmerung unter den Pfeilern und hohen Schwibbögen und gothiſchen Gängen des Tempels, die Majeſtät des Kirchengeſanges, der zu dem Allvater emporſtieg, die Träume der Kindheit, welche ſich da unter den heilig-ernſten Tönen der Orgel wiederholten, Alles was ihn umgab, erfüllte ihn mit wehmüthigen Gefühlen. Und er verließ des Tempels Schwelle nie, ohne daß ſein Herz beruhigter ward, die ganze Natur ihm feſtlicher und ſtiller ſchien.

Während des allgemeinen Geſanges zog ein unerwarteter Gegenſtand alle ſeine Andacht an ſich. Auf der andern Seite der Kirche erſchien in einem Fenſterſtuhl unter mehrern wohlgekleideten Frauenzimmern eins, deſſen Geſicht ein ſchwarzer über die Achſeln herabhängender Schleier verhüllte. Nur zufällig band ſeinen Blick die abſtechende Farbe des Flors. Als aber die Unbekannte den Schleier zurückwarf, glaubte er ohnmächtig zuſammenzuſinken. Er ſah ein blaſſes Geſicht, von goldfarbenem Lockengekräuſel umgeben. Die Ferne ließ ihn nicht die feinern Züge des Antlitzes erkennen; aber

die Haltung und Gestalt des Ganzen war Ottiliens Haltung und Gestalt.

Er starrte sie lange an. „Sie ist's!“ rief eine Stimme in ihm und ein unwillkürlicher Schauer ergriff ihn: „Sie ist's!“

Seine Unruhe vermehrte sich, als er gewahr ward, daß auch die Unbekannte ihn öfters anzusehen schien, und dann mit ihren Nachbarinnen redete, und diese endlich die Köpfe der Gegend zuwandten, wo er sich befand.

„Kennst du die dort drüben?“ flüsterte er Thereſen zu.

— Wen? fragte die Landräthin.

„Die dort im Fensterstuhl am letzten Pfeiler, im schwarzen Flor.“

Thereſe lächelte: „Ich kenne sie nicht.“

Dies: „Ich kenne sie nicht!“ konnte Ludwigs Vermuthung nur stärken. Es ward bei ihm Ueberzeugung. Er verließ die Goldlockigte mit keinem Auge. Er fühlte, ich weiß nicht was? eine Mischung von Liebe, Ehrfurcht, Vergnügen und Bangigkeit.

Aber in einem Umstande entsprach Ottilia seinen Erwartungen nicht. Sie war allzu lebhaft. Bald stand sie auf, lehnte sich in den Fensterstuhl und musterte die Kirche; bald plauderte sie mit ihren Nachbarinnen; bald lächelte sie einem jungen Herrn zu, der hinter ihrem Sitz stand und bald dies, bald jenes zu flüstern hatte; bald sah sie in das Gesangbuch; bald hatte sie kleine Geschäfte mit ihrem zurückgeworfenen Schleier; bald hatte sie wieder dem jungen Herrn Aufträge zu geben, und so blieb sie in unermüdeter Thätigkeit.

Ludwig hatte sich so Ottilien nicht vorgestellt. Ihm schwebte sie in stiller Madonnenanmuth vor, mit der Miene der Dulderin. Dies lebhafte, tändelnde, und selbst für die Heiligkeit des Ortes beleidigende Wesen war mit den reizenden Klagetönen ihrer Briefe im Mißklang.

„Hätt' ich mich so täuschen können? ist das die himmlische

Schwärmerin?“ sprach Ludwig bei sich selbst: „Denkt sie, wie sie schreibt, und denkt sie so an mich?“

Während des Selbstgesprächs glitten seine Augen unwillkürlich von ihr ab, und auf jenen Stand, wo Fridoline und Frau von Saar in stummer Andacht saßen. Mit klösterlicher Strenge hingen der schönen Fridoline Augen nur am Gesangbuch. Sie schien ihre zarte Stimme mit süßer Inbrunst in den weiten Strom der Töne zu gießen, welcher brausend gegen die Gewölbe hallte. Man begann so eben das Hauptlied. Die Strophen:

Es ist noch eine Ruh' vorhanden,
Auf, müdes Herz, ermanne dich! u. s. w.

erweiterten noch manches Herz, und löseten manchen verhaltenen Seufzer. Fridoline senkte ihr Haupt tiefer, ach, vielleicht um den Sängern umher die fallende Thräne zu verbergen. Aber das weiße Tuch an ihre Augen gedrückt verrieth sie an Ludwig.

Er war erschüttert. Sein Odem flog schneller. „Sie leidet. Sie ist nicht glücklich — ach, und bin ich's denn? Sie liebt einen Andern, liebt unglücklich, und ich? Welch eine Welt, wo vergebens gleichgestimmte Seelen nach einander sich sehnen, und das Schicksal uns gefühllos hinwegfluthet, und wir getrennt in den Wogen vergehen, und kaum uns zuwinken können: ich liebe dich!“

Dann sang man:

Bald ist der schwere Kampf geendet,
Bald, bald der saure Lauf vollendet,
Dann gehst du ein zu deiner Ruh'.

Ihm ward, als sänge die Gemeinde ihm allein die heiligen Worte zu. Er sank in sich zurück und sein Blick erlosch in Thränen.

Er hörte wenig von der Predigt. Ottilie und Fridoline beschäftigten ihn unaufhörlich. Er verglich sie mit einander, indem

ſie ſo faſt in gleicher Entfernung von ihm ſaßen und beide nicht ahneten, welchen Einfluß jede auf des Mannes Herz behauptete. Ottilie ſah öfters, und, wie es ſchien, immer zu ihm herüber. Fridoline hingegen ſchlug kein Auge auf.

Dieſe unzerſtörbare Andacht kränkte ihn beinahe mehr, als Ottiliens Aufmerkſamkeit ihm ſchmeichelte. „Nur keinen Blick herzuwerfen, da ſie doch weiß, daß ich hier bin, das iſt noch weniger, als freundſchaftlich!“

Er ſuchte ſich zu bereden, ſie ſei ihm ebenfalls ſehr gleichgültig; er haſſe ſie ſogar wegen ihres wunderlichen Betragens. Er zwang ſich, nur die blonde Ottilia zu ſehen: er wußte ihre Lebhaftigkeit zu entſchuldigen; er fand ſie liebenswürdiger, als Fridolinen, und dann — ſah er wieder auf Fridolinen, und, wie bitterlich ſchmerzte es, ſie hatte keinen Blick für ihn.

Als der Gottesdienſt zu Ende war, lächelte ihn Thereſe an, und ſprach: „Schlägt dein Herz nicht? — Ottilia iſt in der Kirche.“

20.

Das hatte noch gefehlt. „Alſo iſt ſie's?“ rief Ludwig, und ſah in der gleichen Zeit, daß die Blondine ſich erhob, mit ihrer Geſellſchaft, um die Kirche zu verlaſſen. Neugier, Liebe, Hoffnung und vielleicht auch eine kleine Rachſucht gegen Fridolinen ſpornten ihn, die Unbekannte an der Kirchthüre zu erwarten, zu belauſchen.

Er flog dahin. Die Menſchenmaſſe ſtockte an den Pforten im Gedränge. Er miſchte ſich mit Ungeduld hinein. Ein ſchwarzverſchleiertes Frauenzimmer war in dem Gewühl ihm nah. Die Dämmerung unter den dicken Pfeilern und Kreuzbögen ließ ihm nicht deutlich durch den Flor die Mienen der Unbekannten ſehen. Aber ſie drehte ihr Geſicht nach ihm. Er fühlte plötzlich ſeine

Hand genommen von einer zarten Weiberhand. Ein ſanfter Druck, ein Gegendruck. Er wußte kaum noch, ob er lebe.

„Iſt's möglich?“ dachte er: „Sie iſt's! Sie hat mich ſchon in der Kirche erkannt, daher ihre Freude, ihre Unruhe, ihre Lebhaftigkeit. — Aber wie hätte ſie mich erkannt? Niemand kennt mich hier. Mein Name iſt verſtellt. Sollte vielleicht Thereſe . . . ?“

So kamen ſie im Drange zur Kirchenpforte hervor. Er hielt noch immer die weiche, kleine Hand in der ſeinigen. Eine Kutſche erwartete ſie. O Himmel, welche Täuſchung! der fatale Flor hatte ihn um ſein Glück betrogen. Es war nicht ſeine Blondine, ſondern die Frau von Saar. Er führte ſie zum Wagen. Er ſah betäubt und erröthend Fridolinen vor ſich einſteigen, Frau von Saar folgte, und er, gern oder ungern, mußte einſitzen, denn zum langen Ueberlegen gebrach die Zeit.

Niemand ſchien ſich des Zufalls mehr zu freuen, als die Frau von Saar. Fridoline ſaß mit ſtillem Ernſte ihrem Feind gegenüber, und dieſer, um ſeine Verwirrung zu verhehlen, warf zehn kleine Fragen hin, und empfing zehn noch kleinere Antworten zurück.

„Kinder,“ ſagte die Frau von Saar boshaft lächelnd: „ich bin etwas ſchadenfroh. Ich weiß es, ihr ſeid einander ſpinnefeind — Gott, was für fürchterliche Blicke ſie einander zuwerfen! — beinahe wird mir bange bei euch in dem engen Wagen. Sparet euern Zorn wenigſtens, bis wir wieder im Freien ſind.“

— Aber, Madame, ſtotterte Ludwig; wie glauben Sie von — mir, daß ich . . . vielleicht, daß Demoiſelle Berneck . . . ich wäre ſehr unſchuldig . . .

„Ach, ſeht mir doch die Unſchuld! Sind Sie nicht feuerroth geworden vor Ingrimm, als Sie Fridolinen anblickten? Mußt' ich aus Ihren Bewegungen an der Kirchthür nicht ſchließen, Sie würden Händel mit ihr beginnen vor der ganzen Chriſtengemeinde? Hab' ich nicht meine Noth gehabt, Sie nur feſtzuhalten?“

— Können Sie das von mir glauben? fragte Ludwig Fridolinen.

„Sie kennen ja den Muthwillen der Frau von Saar!“ antwortete Fridoline ſehr ernſthaft, und ſah vor ſich nieder.

Die Kutſche hielt. Man ſtieg aus. Ludwig mußte die Damen noch einen Augenblick begleiten ins Haus. Frau von Saar, als wäre ſie von Geſchäften gerufen, entſchuldigte ſich, und Ludwig ſtand mit Fridolinen im Zimmer wieder allein.

Fridoline fühlte die Bosheit ihrer Freundin, und ſich eben dadurch von neuem gekränkt. Sie ſprach kein Wort. Ludwig war ohne Muth. Er fühlte nie beſtimmter, nie lebhafter, wie theuer ihm das Mädchen geworden ſei. Er verbarg es ſich nicht länger, daß er es liebe, mehr als die heilige Ottilia. Er wollte ſie einigemal anreden; aber die Stimme verſagte ihm jedesmal.

„Sie waren alſo auch in der Kirche?“ fragte endlich Fridoline, um doch etwas zu fragen.

— Sie ſahen mich nicht? Sie wollten mich nicht ſehen. — Sie wollten mich jetzt noch nicht ſehen? Was hab' ich Ihnen auch Leides gethan?

„Gewiß nichts!“

— Und ohne Urſache haſſen Sie mich?

„Ich haſſe Sie nicht. Wer ſagt Ihnen das, Herr Hohenheim?“

— Sie ſelbſt, wenn auch mit Worten nicht. Ach, Fridoline, wenn ich Sie noch ſo nennen darf, bei dem ſchönen fraulichen Namen, es war wohl böſe Vorbedeutung, als die Roſe brach, und ich die Dornen zurückbehielt! — Und doch bewahre ich dieſe Dornen auf, wie mein ſchönſtes Kleinod.

„Herr Hohenheim, erinnern Sie ſich an Ihre Verhältniſſe — ſo dürfen Sie nicht reden. Eine andere, beſſere Freundin bewahrt Ihnen Roſen auf, was kümmern Sie noch Dornen anderer Art?“

— Für mich ſind keine Roſen mehr. Fridoline, es iſt heute unſer letzter Tag, laſſen Sie mich nur heute offenherzig ſein — ich bin ſehr unglücklich . . .

„Das verhüte Gott! Sie werden wieder glücklich werden, wenn Sie es jetzt nicht ſind. Vergeſſen Sie, daß wir einen Augenblick beide ſchwach waren. Ihr Herz gehörte einer Andern. Es iſt der letzte Abend, welchen wir heute beiſammen ſein werden. Wir wollen alle Erinnerungen an einander auslöſchen. Weg mit der Schwärmerei und ihren Dornen. Auch Ihre Roſe gehörte nicht mir. Ich habe ſie nicht mehr.“

Fridoline ſagte dies alles mit ſtillem Ernſte. Ludwig zitterte beſchämt. Er drückte einen heißen Kuß auf Fridolinens Hand, wandte ſich ſchnell und verließ ſie.

21.

Nach ſolch' einer herben Erklärung war für Ludwig keine Freude mehr in der Welt. Er kam zu Hauſe mit verſtörten Mienen. Er verſchloß ſich in ſein Zimmer, und ſchlug es ab, zum Mittageſſen zu kommen.

„Ich liebe ſie!“ rief er, „und nur ſie! Unſeliges Gaukelſpiel der Einbildungskraft, was mich an eine heilige Ottilia zog, die ich nicht kannte. Mit Fridolinen wäre ich glücklich geworden; ich weihte meine Ruhe einem Schatten, — ach, was ſag' ich einem Schatten — elenden, armſeligen Hirngeſpinnſten, ſelbſtgeſchaffenen Thorheiten. — So muß ich denn Verzicht thun auf den Himmel, indem er mir ſeine Pforten öffnete? So darf ich denn auf Erden keine Seligkeit hoffen, als die, daß endlich und endlich dieſe Wunden einmal verbluten werden? Ich werde nicht wieder glücklich durch Liebe, denn einmal nur und nicht wieder läßt ſich ein Herz binden. Nur einen Frühling hat das arme

Leben, alles Andere ist nur matter Nachsommer, der mehr traurig bewegt, als erquickt! — Ottilia, ich habe dir ewige Freundschaft gelobt; ich will mich dem vermessenen Schwur opfern. Ich bin der Deine — um so unglücklicher man selber ist, um so lieber macht man Andere glücklich."

Schon am Nachmittag versammelte sich die Gesellschaft bei der Frau Landräthin. Nur Fridoline erschien erst spät. Sie war mit dem Einpacken zu ihrer Reise beschäftigt; wenigstens mußte dies den Vorwand leihen, unter welchem sie die bittern Stunden verminderte, die sie heut noch erleben sollte. Ludwig blieb ebenfalls aus. Er ward vergebens von seiner Schwester gequält, sich zu zeigen. Er fürchtete Fridolinens Anblick. Er fürchtete die Stunde des Abschieds.

22.

Beide erschienen fast zu gleicher Zeit. Beiden war die Trauer in den Mienen zu lesen, von der ihre Seelen befangen waren. Sie mischten sich immer unter die Fremdesten, und näherten einander nie. Aber ihre Gedanken begegneten sich überall. Geheim stahlen sich ihre Blicke durch die Haufen der Versammlung zu einander.

Die Kerzen wurden angezündet. Thereſe und die Frau von Saar waren mehr ausgelassen lustig, als vergnügt. Der Geist der Freude theilte sich allen Anwesenden mit. Nur Ludwig und Fridoline blieben stumm, als gehörten sie nicht zu den fröhlichen Menschen.

Die Landräthin zog ihren Bruder endlich zum Fortepiano. „Willst du nicht plaudern, so gib uns wenigstens Töne zu hören."

„Spielen Sie das Klavier?" rief Frau von Saar: „Wahrhaftig, Sie machen aus Ihren Vollkommenheiten große Geheim-

niſſe. Ohne Umſtände alſo. Wir wollen Sie hören. Wir gebieten. Denn Sie ſind heute ſehr unartig; darum müſſen Sie bevogtet werden."

Ludwig ſetzte ſich zum Forteplano. „Auch Fridoline hört dich — vielleicht zieht das Spiel ſie näher!" flüſterten ihm Liebe, Eitelkeit und Hoffnung.

Er fantaſirte einige Augenblicke in den düſterſten Molltönen. Die ganze Geſellſchaft zog einen Kreis um ihn. Nur Fridoline blieb einſam ſtehen, durch ſein Spiel ungelockt.

Seine traurige Stimmung führte ihn unwillkürlich zu einigen Ideen aus ſeinem „Todtenopfer", durch welches er Ottiliens Bekanntſchaft gewonnen hatte. Er ſpielte den Eingang, und dann das Lied ſelbſt. Unaufgefordert ſang er. Sein Herz ergoß ſich frei in die rührenden Klagen, worin eine edle Seele die verblühende Welt betrauert, und Religion den goldenen Schleier von der Ewigkeit zieht.

Eine feierliche Stille durch den Saal verkündigte die Theilnahme der Zuhörer. Ludwigs Geſang und Saitenſpiel fand den Weg zum Herzen. Ein milder Ernſt bereitete der allgemeinen Wehmuth die Bahn.

Aber Niemand empfand tiefer, als Fridoline. Man hörte ſie bald heftig weinen, und dann ſich leiſe aus dem Saal entfernen.

Dies ſtörte den Sänger nicht. Aber ein anderer Umſtand nahm ihm alle Faſſung. Er hatte den Geſang vollendet. Noch einige Töne hallten verſchwebend nach. Da drängte ſich Amos durch den Kreis der Horchenden.

„Mein Herr," rief er: „ein Brief aus Island!"

„Schon wieder ein isländiſcher Brief!" rief Frau von Saar lachend.

„Wie, ein isländiſcher Brief?" murmelte verwunderungsvoll die ganze Geſellſchaft.

„Iſt auch die Adreſſe isländiſch?“ frägte ein Profeſſor, und ſah dem Amos über die Achſel.

Ludwig zitterte, ohne zu wiſſen, warum. „Aber heute iſt kein Poſttag. Woher der Brief, Amos?“

„Ei, man hat ihn hier ins Haus gebracht!“ antwortete Amos: „Und er kömmt aus Island, da will ich meinen Kopf drum geben. Briefe von da muß man mich nicht kennen lehren!“

Ludwig nahm den Brief. Er kannte Ottiliens Hand. Der Umſchlag war ohne alle Poſtzeichen; die Zuſchrift nach Kopenhagen.

Thereſe zog ihren Bruder auf die Seite. „Deine isländiſchen Briefe,“ ſagte ſie, „machen dich ſelten fröhlich. Gehe alſo hier ins Kabinet, und zeige den Gäſten wenigſtens keine finſtere Stirn!“

Sie ſchob ihn muthwillig bei dieſen Worten in das Nebenzimmer. Es war dunkel. Nur eine Wachskerze brannte ziemlich trübe auf dem Spiegeltiſch. Er öffnete mit bebender Hand das Schreiben, und fand Ottiliens unverkennbare Handſchrift. Der Brief lautete alſo:

„Ich bin in der Reſidenz, lieber Theodor. Morgen reiſe ich wieder ab. Ich kam hieher, um von dir zu hören, und deine Schweſter kennen zu lernen. Eine meiner Jugendfreundinnen führte mich bei ihr ein, unter einem angenommenen Namen, damit deine Schweſter mich dir nicht verrathen ſollte. Jetzt verrathe ich mich dir ſelbſt. Vor dir will ich kein Geheimniß tragen. Nur dich will ich nie, auch nicht auf die unſchuldigſte Weiſe, betrügen. So zwing' ich dich, auch Edelmuth gegen mich zu erwiedern.

„Ich bin unglücklich, geliebter Theodor. Ich will es verſuchen, dir von meinen Empfindungen Rechenſchaft zu geben. Verurtheile mich nicht, ohne dieſe in tiefer Gemüthsbewegung geſchriebenen Zeilen mehr als einmal, und mit kaltem Blute und prüfend geleſen zu haben.

„Mir ſelbſt und niemals dir that ich das Gelübde, keinem Manne meine Hand zu geben, bevor ich dich nicht perſönlich kennen gelernt haben würde. Ich ſchwor es mir, dir meine Hand zu geben, wenn du mich deiner würdig finden ſollteſt. — Du for-

derteſt einſt mein Portrait. Ich ſandte dir ein falſches, damit ich das Vergnügen hätte, dich einſt, unerkannt von dir, kennen zu lernen. Theodor, ich bekenne dir alles — jede kleine unſchuldige Liſt! — ach, ich habe dir mehr, als das zu bekennen.

„Ein edler, junger Menſch, ſchon mit einer Andern verſprochen, lernte mich kennen. Ich erfuhr zu ſpät ſeine frühere Liebe — er iſt ein guter Menſch. Ich ſah ſeinen geheimen Kampf — er blieb ſeiner Verlobten getreu, aber ſein Herz nicht ihm. Er ließ mich ſeine Leidenſchaft ſehen — und ich — Theodor, ich war ſchwach genug . . . ja, Theodor, ich habe ihn geliebt. Er aber blieb ſeiner Verlobten treu, Theodor, und ich blieb es dir. Ich ſelbſt bekenne dir alles . . . ich ſelbſt . . . du kennſt ihn gewiß. Er iſt einer deiner weitläufigen Verwandten. Ludwig Hohenheim iſt es. — — — —

„Er kennt mich unter dem erdichteten Namen Fridoline Bernek, er hat . . . .“

Theodor konnte nicht weiter leſen. „O mein Gott, es iſt Ottilie!“ lallte er und ſank beſinnungslos nieder über einen Seſſel. Thereſe und die Frau von Saar, welche die Thür des Kabinets leiſe geöffnet hatten, um ihn beim Leſen zu beobachten, ſahen ihn ſtürzen. Sie ſchrien laut auf. Sie eilten hinzu. Theodor war ohne Leben; ſein Antlitz bleich, wie das Antlitz der Todten.

Die ganze Geſellſchaft drängte ſich erſchrocken ins Kabinet. Thereſe warf ſich weinend über den Leib ihres Bruders.

„Theodor! Theodor!“ ſchrie ſie: „o mein Bruder!“

Ihr Geſchrei rief ſeinen Geiſt zurück. Man hatte ihn aufgerichtet; er hing in den Armen einiger Freunde. Thereſe umklammerte ihn weinend, und rief nur ſeinen Namen.

Fridoline war unterdeſſen in den leeren Saal zurückgetreten. Sie fand niemanden, als die Frau von Saar, welche angſtvoll die Hände rang. Sie hörte Thereſens Klage und den wiederholten Ruf: „Theodor, mein Bruder!“

Ein tiefer Schauer ergriff ſie. „Um Gotteswillen!“ rief ſie und umfaßte mit Heftigkeit die Frau von Saar: „Was iſt das? . . .“

„Ach, es war ein Scherz, liebe Ottilie — ein mißlungener — gehe hinein! Ottilie, es ist — Thereſens Bruder ist Hohenheim — ist Theodor — —“

Mehr konnte Frau von Saar nicht ſtammeln. Ottilie erbleichte, und wankte gegen das Kabinet.

In verworrenen Gruppen, mit emporgehaltenen Lichtern, umringten die Gäſte den Bruder Thereſens — in den Geſichtern Aller kehrte die Freude zurück, Theodor fühlte ſich beſſer. Nur Thereſe weinte noch immer an ſeiner Bruſt.

„Führt mich zu Ottilien!“ ſprach er mit matter Stimme: „führt mich zu ihr.“

Thereſe fuhr auf, und flog gegen den Saal. Da ſtand einſam und kraftlos Fridoline. „O!“ rief Thereſe: „Ottilie, liebe Ottilie, verlaſſe meinen Bruder nicht!“ und warf ſich ſchluchzend um ihren Hals.

Erſtaunt traten alle Gäſte zurück und begriffen von der außerordentlichen Begebenheit nichts. Thereſe führte Ottilie durch die Reihen der Zuſchauer. Theodor erkannte die geliebte Geſtalt. Er wankte ihr entgegen, und ſtammelte: „Ich bin Theodor!“

„Ottilie, verlaſſe meinen Bruder nicht!“ rief Thereſe.

„O Theodor!“ lallte Fridoline mit gebrochener Stimme, und ſank ſchluchzend an das Herz des Geliebten. — „Ottilie! — Theodor!“ dies waren die einzigen Worte, welche die Seligen ſtammelten. „Du willſt mich nicht verlaſſen, Ottilie?“ — „Ewig bei dir!“ — Der Himmel umgab ſie.

Thränen im Auge und jauchzend umarmte Thereſe die Frau von Saar: „Nie ſolche Komödie wieder!“ ſchrie ſie.

„Aber ich,“ ſagte der treue Amos, der ſorgenvoll in der Ferne geſtanden, „ich bringe ihm mein Lebtag keine isländiſchen Briefe wieder.“

Inhalt.

	Seite
Das Abenteuer der Neujahrsnacht	3
Die Walpurgisnacht	65
Der Blondin von Namur	105
Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen	166
Die Bohne	216
Die Nacht im Breezwezmeisl	249
Das Bein	268
Es ist sehr möglich!	276
Erzählungen im Nebel	295
Die isländischen Briefe	334

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Neuer Verlag

von

H. R. Sauerländer, Verlagsbuchhandlung in **Aarau**.

Neue wohlfeile Classiker-Ausgabe

von

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

28 Lieferungen in Classikerformat.

Jede Lieferung in Umschlag geh. à 4 Ngr. — 12 kr. Subskriptionspreis.

Diese neue wohlfeile Lieferungs-Ausgabe der so allgemein beliebten Novellen und Dichtungen von H. Zschokke (enthaltend die I. Sammlung, Band 1 bis 10 der bisherigen Ausgabe der Gesammelten Schriften) erscheint in **Format, Ausstattung** und **Preis** ähnlich den neuen **Ausgaben der Deutschen Classiker**, und schließt sich also ganz an dieselben an.

Die **Wohlfeilheit** dieser hübschen Ausgabe macht dieselbe nun auch weitern Kreisen, bei denen in Folge höhern und allgemeinen Bildungsstandes heutiger Zeit solche Lektüre Wunsch und Bedürfniß geworden ist, zugänglich. Die bereits erschienenen Lieferungen sind in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorräthig.

Als Fortsetzung dazu

wird unmittelbar nach dem baldigen Erscheinen der **28.** Lieferung, (womit dann die oben angekündigte I. Sammlung, Band 1 bis 10 der bisherigen Ausgabe der **Novellen** beendigt,) erscheinen desselben Verfassers

Novellen und Dichtungen,

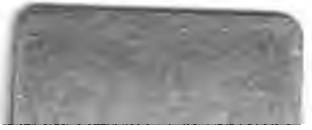
II. Sammlung, oder 11. bis 15. Band

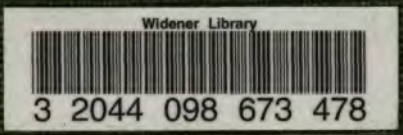
der bisherigen Ausgabe,

in **12** bis **14** Lieferungen, und in Ausstattung, Format und **Preis** sich genau anschließend an die erste Sammlung, also zum Subskriptionspreis von 4 Ngr. — 12 Kr. per Lieferung.

Damit ist dann die Ausgabe von **H. Zschokke's Novellen und Dichtungen** vollständig.

Eine ausführlichere Anzeige über Erscheinen und Inhalt dieser zweiten Sammlung wird einer der letzten Lieferungen der ersten Sammlung beigegeben.




Widener Library
3 2044 098 673 478